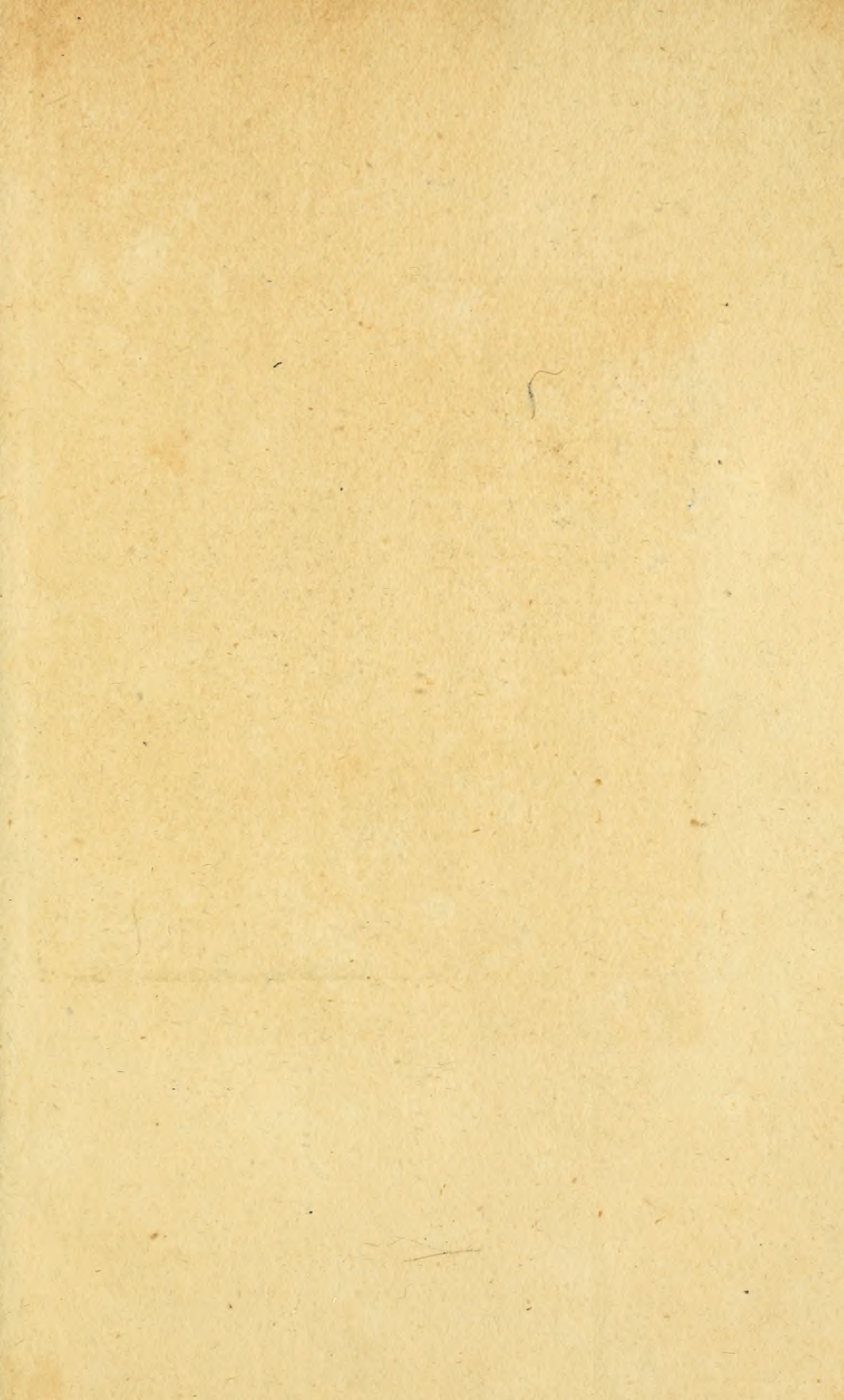
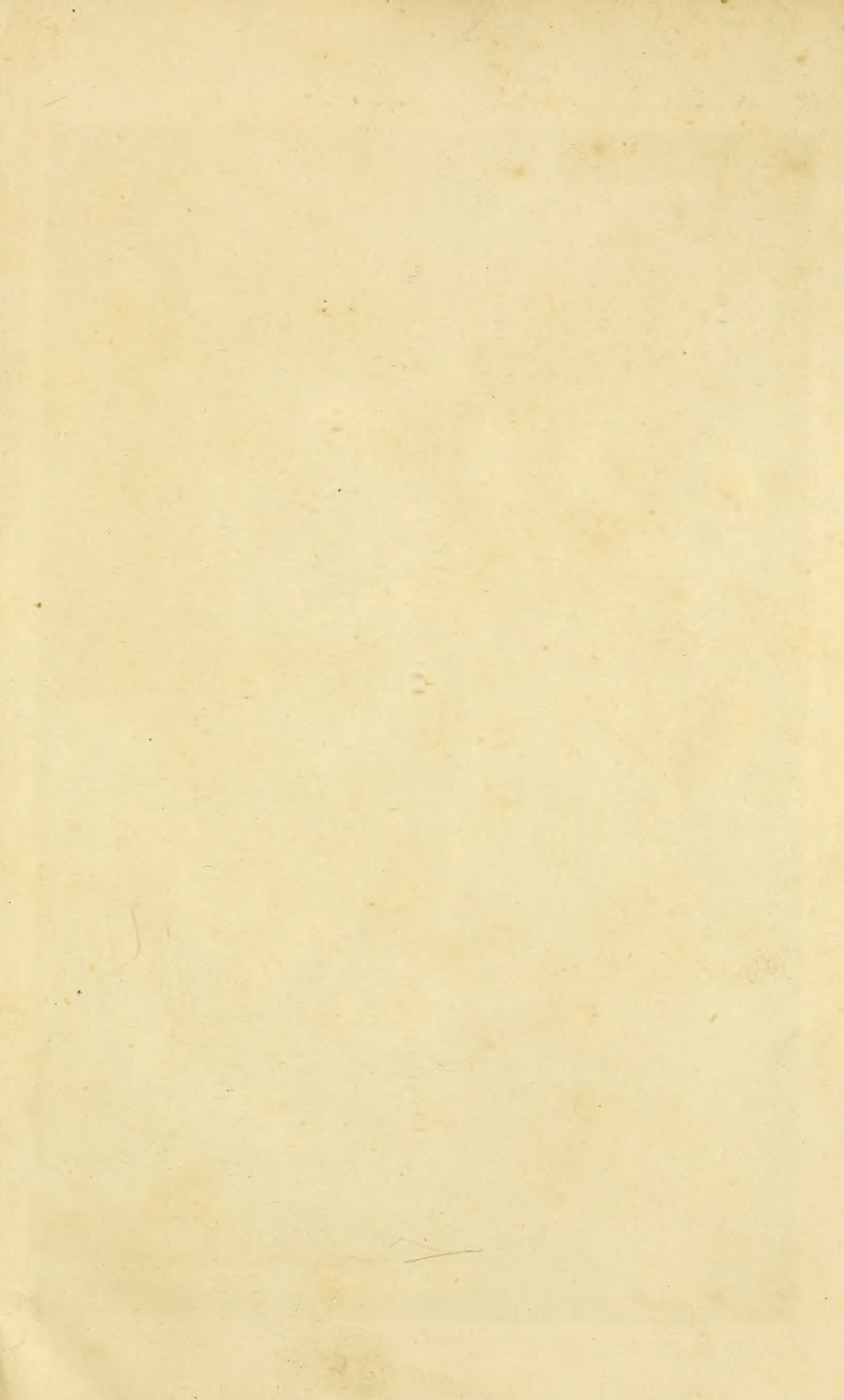










Wilh. Heuer gez. u. lith.

Gott im Himmel! mein Vater.

Andreas

der

Teppichkrämer,

oder der

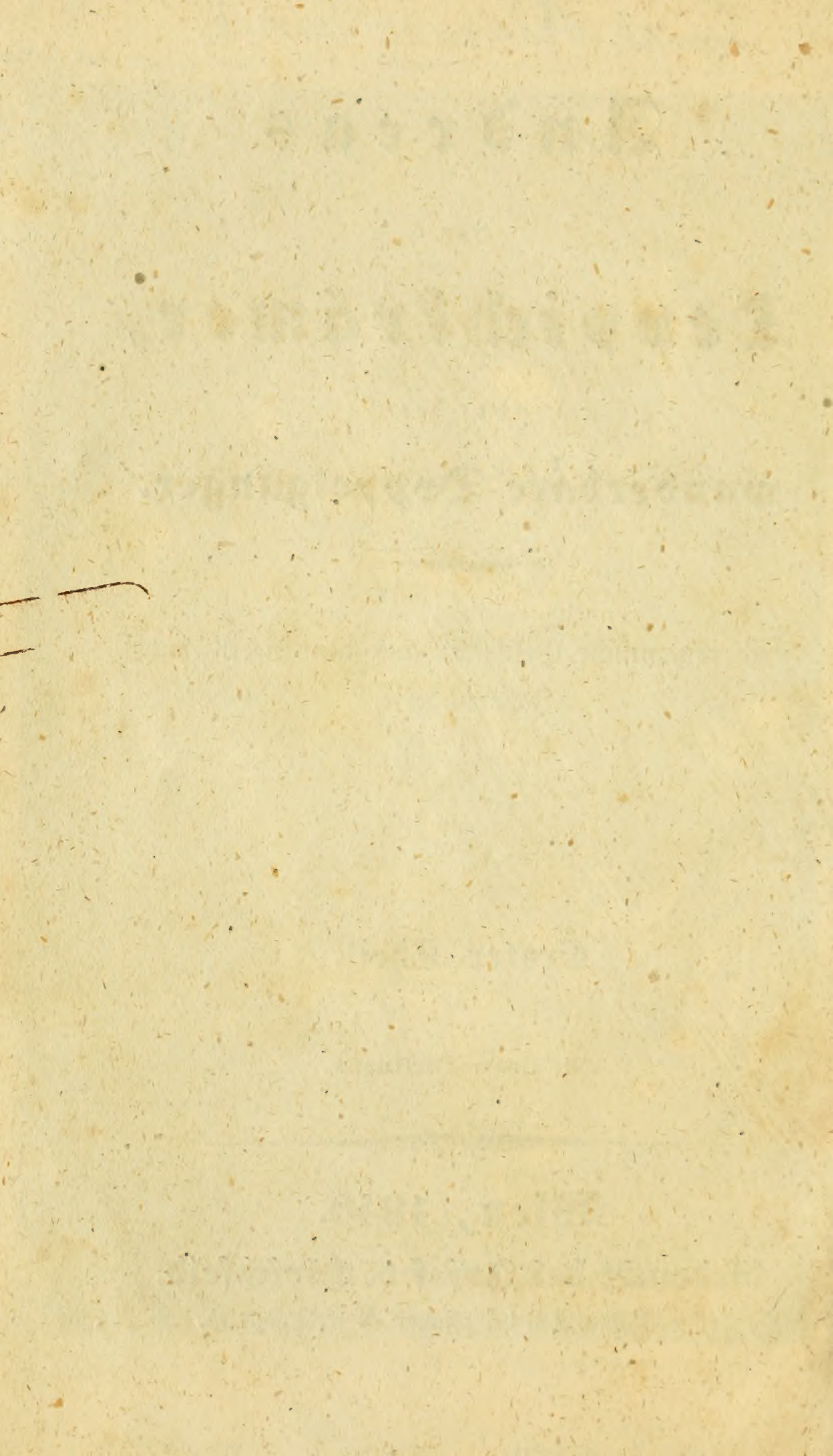
wunderbare Doppelgänger.

Eine romantische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhunderte.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Wien, 1840.
Gedruckt bei Josef v. Hirschfeld.
(In Commission bei Mayer & Compagnie).



Erstes Kapitel.

Der arme Teppichkrämer erhält den Titel: „Euer Gnaden."

Mitten in dem Tyrolerlande lebte um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ein armer Mann, der sich mit dem uns bekannten Teppichhandel zwar kümmerlich, aber ehrlich nährte. Er bereiste alljährig die meisten Hauptstädte des deutschen Reiches, bot Jedermann seine Waare feil, und zog, wenn er diese an Mann gebracht hatte, vergnügt heim, wo er den saueren Verdienst väterlich unter seine Familie theilte. Als endlich das Alter seine Nerven geschwächt hatte, die Füße die Last seines Körpers nicht mehr weit zu tragen vermochten, er fast stets auf dem Krankenbette lag, und sein Weib und seine Kinder aus Mangel des Verdienstes darbten, da rief er seinen ältesten Sohn Andreas vor sein Lager, und sprach zu ihm Folgendes:

Mein Sohn! Daß Arbeit des Menschen Bestimmung, rastlose Mühe, um sein Leben erhalten zu können, des Sterblichen Schicksal ist, wird dir nicht unbekannt seyn. Wie weit ich diesem Berufe nachgekommen bin, kannst du, können alle meine Kinder Zeugniß geben. So lange ich Kraft und Stärke besaß, arbeitete ich für euch, und nährte euch; nun, da das Alter meinem noch nicht erschöpften Willen die Ausführung hindert, da ich nicht mehr im Stande bin, das zu leisten, was ich sonst that, kommt die Reihe an euch, mir die lange gesammelten Verdienste zu vergelten. Ich hoffe, daß ihr euch nicht weigern werdet, für mich zu arbeiten, der ich für euch rastlos thätig war. Du Andreas, bist die Stütze, auf die sich meine Hoffnung baut, du wirst mich nähren, mich nicht darben lassen. Ich hinterlasse dir eben dasjenige Mittel, was mir durch meine ganze bisherige Lebenszeit durchhalf. Nimm diese Teppiche und wandere. Hast du sie verkauft, so hole dir entweder andere, oder ich sende sie dir. Sei ehrlich und demüthig gegen Jedermann, setze nicht immer Mißtrauen in deine Nebenmenschen, denn es gibt noch gute Menschen. Hier habe

ich einen Ring, dessen Werth ich heut zu Tage nicht kenne; wie ich ihn erwarb, wird dich die Zukunft lehren. Nimm ihn, dir gebe ich ihn in Verwahrung, trage ihn stets an deinem Finger, er wird dir wie mir aus vielen Gefahren helfen. Weiter habe ich dir nichts zu sagen, reise glücklich, und denke an deinen Vater.

Nachdem Andreas sich von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern beurlaubt, auch von allen andern Bekannten den wehmüthigsten Abschied genommen hatte, warf er seine Teppiche auf die Schulter, ergriff seines Vaters Wanderstab, und schritt getrost in die weite Welt. Er war ein Jüngling von außerordentlicher Größe, männlich und schön, mit vollen rothen Backen, und großen, blauen Augen, nur ein Muttermahl, das die ganze Familie, vom Vater bis auf die jüngste Schwester besaß, verstellte sein Gesicht ein wenig. Dieß Muttermahl war eine tiefe Narbe, die sich vom rechten Auge bis zu dem Kinn herabzog, und einem tüchtigen Säbelhiebe nicht unähnlich sah.

Seiner Geschwister Segenswünsche folgten ihm. Da es seine erste Reise war, so setzte er sie um so eifriger fort, um nur bald wieder bei den Seinigen zu seyn, mit dem Verdienste seine Eltern erfreuen zu können. Ohne Hinderniß war er schon weit über die Grenzen seines Vaterlandes gekommen, hatte ganz Oesterreich durchzogen, und gelangte endlich in die Gegenden von R**g in B—. Bis auf drei Teppiche war schon der ganze Vorrath verkauft, und Andreas dachte jetzt auf die Rückreise; doch Neugierde, die berühmte Stadt R**g noch zu sehen, lenkte seine Schritte vorwärts. Der Frühling war vorüber, die Sonnenstrahlen fielen heiß auf den Wandernden, der gewohnt war, solchem Ungemache Widerstand zu bieten, immer eifriger fortschritt, nnd in Gedanken vertieft, in einem nicht allzugroßen, vielmehr unbedeutenden Walde sich verirrte. Obgleich schon die Sonne hinter das Gebirge gesunken war, so hoffte er dennoch ein Dorf zu erreichen, und ging weiter. Aber es wurde finster, ward Mitternacht, und Andreas befand sich noch mitten im Walde.

Da war kein anderes Mittel, als unter Gottes freiem Himmel sich die Lagerstätte zu suchen, welches er auch that, unbekümmert irgend einer Gefahr, die ihm zustoßen könnte. Im weichen Grase entschlief der Müde sehr bald, denn weit war der Weg, den er heute gemacht hatte, und alle seine Glieder sehnten sich nach Ruhe. Erst spät am Morgen weckte ihn der Ruf des Kukuks.

Sein Morgenlied singend, schritt er fröhlich weiter, und gelangte endlich zu des Waldes Ende, wo sich ihm die Aussicht in eine weite aber unbewohnte Ebene zeigte. Er sah nichts als Felder, Wiesen und Bäume, kein Hüttchen war in der ganzen Gegend zu bemerken.

Zum Glücke gerieth er auf einen Fußsteig, dem er nachging, überzeugt, daß derselbe in ein Dorf, oder sonst bewohnten Ort führen müsse, der nicht weit entfernt seyn könne, weil er in der Nähe zwei Bauern ein Feld beackern sah. Er ging gerade auf diese zu, und fragte nach dem Wege in das nächste Dorf.

Die Bauern, die ihn erst gewahr zu werden schienen, erschracken heftig, schlugen drei Kreuze, stammelten den gewöhnlichen Bannspruch: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, und liefen, ohne auf seine Frage Antwort zu geben, eilig davon. Da stand Andreas, betäubt und staunend über das sonderbare Betragen dieser Leute, das er mit aller seiner Vernunft nicht zu erklären vermochte.

Potz tausend! sprach er zu sich selbst, die halten mich gewiß für einen bösen Geist, oder, Gott sei bei mir, gar für den Teufel. Hm, hm, brummte er fort, und besah sich von allen Seiten, ob er denn etwas schreckbares an sich hätte, da er aber nichts dergleichen fand, so mußte er recht vom Herzen lachen, und hielt dafür, daß vielleicht in diesem Lande die Tyroler überhaupt für böse Wesen gehalten würden.

Unvermuthet erblickte er nun nicht gar fern die Spitze eines Kirchthurmes, auf welche er sorglos zueilte, und sich schon im Voraus freute, wieder unter Menschen zu kommen.

Die Kirche, wovon Andreas zuerst die Spitze sah, stand mitten in einem Dorfe, an dessen Ende ein prächtiges, großes Wirthshaus lag, bei welchem die Straße nach der Hauptstadt vorüberführte. Als Andreas hineinkam, mußte er zur größten Verwunderung sehen, daß alles vor ihm weglief, und in die Häuser sich verbarg. Nur hier und da steckten die mehr Beherzten die Köpfe zu dem kleinen Hüttenfenster hinaus, und sahen ihm nach. Das ist er! rief ein Nachbar dem andern zu; ja! ja! antwortete dieser, das ist der Teppichkrämer!

Andreas stand bei diesem abermaligen Vorfalle starr wie eine Bildsäule; daß er ein Teppichkrämer sei, das könne man ihm doch wohl ansehen, dachte er, warum man aber vor einem Teppichkrämer sich verberge, das zu erklären war all seine Vernunft nicht im Stande.

Er hoffte, daß die Zeit das ganze Räthsel lösen werde, und begab sich gerades Weges in das Wirthshaus, um seinen dringenden Hunger und Durst zu stillen.

„Kauft Teppiche! kauft, kauft! rief er, indem er die Thüre öffnete, und den Wirth, einen ansehnlichen Mann, hinter dem Tische ganz allein sitzen sah. Auch dieser, wie vom Blitze getroffen, fuhr zusammen, faßte sich aber bald wieder, riß seine Mütze vom Haupte, und trippelte furchtsam der Thüre näher.

Wirth (stammelnd). Ich — ich — Euer Gnaden, ich bitte um Verzeihung, haben Sie doch die einzige, hohe Gnade für mich, und kommen herein, würdigen Sie meine geringe — schlechte Wohnung Dero Gegenwart.

Andreas (ihn stier und verwunderungsvoll anblickend). Was murmelst du von Gnaden? Kauf Teppiche — kaufe!

Wirth. Teppiche! (furchtsam lachend). Hä, hä, hä! Teppiche? Euer Gnaden belieben zu scherzen.

Andreas. Ei, daß dich der Schwarze mit deinem scherzen, aber, was zitterst du denn so?

Wirth. Je nun, wie Euer Gnaden wissen, daß man Dero bekannte, mächtige Person überall fürchtet.

Andreas. Das wäre nicht übel, meine hohe Person? Wie mir scheint, so bist du nicht richtig im Kopfe. Ich bin ja ein Teppichkrämer.

Wirth. Ja, ja! schon recht, ganz recht, der Teppichkrämer. O, ich schätze diesen Tag für den glücklichsten meines ganzen Lebens. Euer Gnaden dürfen nur befehlen, was dieselben verlangen, Alles, Alles soll in der geschwindesten Eile bereitet seyn.

Andreas. Nun das versteh ich nicht, für wen hältst du mich denn?

Wirth. Ich weiß schon, ich weiß schon. Mir hat es immer mein Vater gesagt, daß das Kleid den Mann nicht mache; ja, ja! er hatte recht, Euer Gnaden mögen ganz eigene Absichten dabei haben, die ich freilich nicht einsehe, aber was kümmert mich das, wenn ich Ihnen nur dienen kann.

Andreas. Du kannst mir nicht besser dienen, als wenn du mir einen Teppich abkaufst, und mich wieder gehen läßt, denn ich bin deines albernen Geschwätzes schon herzlich satt.

Wirth. O! euer Gnaden scherzen, einen Teppich abkaufen? Euer Gnaden scherzen wirklich.

Andreas. Oder hast du im Sinne, dir mit dem dummen Tyroler einen Spaß zu machen.

Wirth. Behüte der Himmel! Ich wäre der Erde nicht werth, wenn ich das thäte.

Andreas. So kaufe, zahle fünf Gulden her, daß ich weiter gehe.

Wirth (zweifelnd). Wenn ich wüßte, daß das Euer Gnaden Ernst ist? vom Herzen gern hundert Gulden statt fünfen! Euer Gnaden dürfen nur mit Dero unterthänigstem Knechte befehlen; ja, ja! mein ganzes Vermögen.

Andreas. Ei, ei! so zahle doch her hundert Gulden, ich werde kein Narr seyn, es nicht zu nehmen.

Wirth (forteilend). Herzlich gern! mit hunderttausend Freuden.

Es ist bekannt, daß man die Tyroler Teppichhändler für einfältige Menschen hält, und gern mit ihnen Scherz zu treiben pflegt. Dies wußte Andreas schon von seinem Vater her, der ihm die Lehre gegeben, er solle sich so stellen, wie es die Laune der Käufer fordert. Andreas hatte sich das wohl gemerkt, nnd urtheilte nun aus diesem Grunde daß des Wirthes Betragen auch nur blos auf einen gemeinen Spaß abziele; als aber derselbe aus dem andern Zimmer mit zwei Geldsäcken zurückkam, und ihm fünfzig harte Thaler aufzählte, mit der Versicherung, er wäre bereit, sein ganzes Vermögen hinzugeben, wenn er es fordern sollte, da wußte Andreas wirklich nicht, was er daraus schließen sollte. Er strich gelassen das Geld ein, warf ihm einen Teppich auf den Tisch, ergriff seinen Wanderstab, und wollte weiter gehen.

Ein traurigeres Gesicht hatte wohl Andreas nicht gesehen, als jetzt der Wirth machte, da er hörte, daß sein Gast ihn verlassen wolle. Ach! um

Alles in der Welt, Euer Gnaden! bat er, gewähren Sie mir nur wenigstens einige Tage das Glück Ihrer Gegenwart, ich habe sie ja schon seit zwei Jahren nicht gesehen.

Andreas. Seit zwei Jahren? nun sehe ich deutlich, daß du dich irrst; ich bin ein Tyroler, und bin noch, seit ich lebe, nicht aus meiner Heimath gekommen, es sei denn, daß du mich in unserem Gebirge gesehen hättest.

Wirth. Nein, nein! euer Gnaden wollen es nicht gestehen. O! ich denke, und werde dessen ewig nicht vergessen, was Sie an meinem braven, guten Herrn, der vielleicht, dem Himmel sei es geklagt, nicht mehr ist, gethan haben. (Er wischt sich die Thränen von den Augen). Sie waren mehr als sein Vater, waren sein Schutzgeist.

Andreas. Was du da plauderst, versteh ich kein Wort. Was sollte ich an deinem Herrn gethan haben?

Wirth. O, ich weiß noch Alles, als wenn es gestern geschehen wäre. Euer Gnaden belieben

sich nur zu erinnern, wie sie uns auf der Straße um Almosen gebeten haben.

Andreas. Ei, so lüge du immerfort. Aber nein! das ist zu arg; ich habe nie gebettelt, da mein Vater mich nährte, und werde mit der Hülfe Gottes auch jetzt nicht betteln dürfen.

Wirth. Euer Gnaden werden schon besser als ich wissen, warum Sie es thaten. Jeder Mensch hat in seinen Handlungen seine gewissen Ursachen. Ja, ja! ich wollte so ein Bettelmann seyn, wie Sie damals waren.

Andreas. Du lügst so treffend, daß ich zuletzt dir Alles noch glauben werde.

Wirth. Je nun! auch in dem wird ein triftiger Grund liegen, daß Euer Gnaden nichts eingestehen wollen. Aber ich bin der Sache nur zu gewiß, und hätte ich so sicher den Himmel, als ich wahr spreche, so müßte ich noch heute selig werden. Euer Gnaden fordern mit Gewalt, daß ich undankbar seyn soll, und das war gewiß weder mein Herr, noch will ich es seyn.

Andreas. Aber zum Henker! wer war denn dein Herr?

Wirth. Ach! der brave, ehrliche Wiesenau. Ich weine täglich um die gute, kreuzbrave Haut. Wenn ich mir ihn so denke, in seinem blühendsten Alter, groß und schön, mit seiner Habichtsnase, seinem Falkenblicke, wenn ich mir ihn denke, wie er damals in D** Billard spielte, und sein ganzes Vermögen verlor. O Gott! wenn ich mich noch dazu erinnere, wie Sie in dieser Stunde, in einen großen Ueberrock gehüllt, erschienen, von ihm das Spiel übernahmen, und plötzlich als der bekannte Teppichkrämer da standen, wie die Spieler alle von Furcht und Schrecken ergriffen, davon flohen, und Wiesenau sein Geld wieder erhielt, o, dann höre und sehe ich nichts! höre nur jene Worte, die Sie zu ihm sprachen: „Spiele nicht mehr", sehe nichts! als Sie und Ihn vor meinen Augen.

Andreas. Bei meiner Ehre! du erzählst, als hättest du es aus dem Gedruckten; aber mich muß mein Gedächtniß verlassen haben, denn ich weiß wirklich kein Wort davon.

Wirth. So lassen mich Euer Gnaden wenigstens plaudern, um zu sehen, daß ich nichts von Dero an uns verübten Wohlthaten vergessen habe. Ja, ja! wenn ich mich erinnere, wie oft sie uns zu hundert, zu zwei- dreihundert Dukaten sandten.

Andreas. Um Alles in der Welt! zweidreihundert Dukaten? ich habe so viel Geld noch, so lange ich lebe, weder gesehen, vielweniger gehabt, wie hätte ich so viel verschenken können?

Wirth. Aber, Sie verleugnen auch Alles, und ich bin doch so überzeugt, daß ich auf die Wahrheit meiner Aussage gleich das Sakrament empfangen, und sterben wollte. Nu, nu! Selbstverläugnung ist eine seltene Tugend, und ich sage — Absichten, Absichten! die wir Leute vom gemeinen Schlage freilich nicht einsehen. Aber, es schmerzt mich doch, daß Sie nicht einmal den Dank von mir nehmen wollen, den ich Ihnen für ihre Wohlthaten schuldig bin. Hätten Euer Gnaden mir nicht geholfen, so wäre ich jetzt ein armer Mann, müßte von der erbettelten Gnade anderer leben. Nur Ihrer Großmuth! Ihrer Güte habe ich es zu verdanken,

daß ich dieses große Wirthshaus, die Felder rings umher, volle Scheuern, und einen vollen Beutel besitze.

Andreas. Und das hab ich dir gegeben?

Wirth. Ei freilich! meinen denn Euer Gnaden, daß ich meinen Wohlthäter vergessen könnte? Noch in meiner letzten Lebensstunde wird mir Alles vor Augen schweben. O, ich kann Sie nicht verkennen, dieses Kleid, diese braunen Haare, die rothen vollen Backen, diese großen blauen Augen, selbst jene Narbe im Gesichte, überzeugen mich sonnenklar, mein Auge betrog mich noch nie, und hier kommt mir auch der mindeste Zweifel nicht in den Sinn.

Andreas. Nun, wenn du es so haben willst, so glaube immer zu, ich werde dir mit keinem Worte mehr widersprechen.

Der Wirth wollte noch weiter reden, als jetzt sein Weibchen, ein artiges, gespcächiges Geschöpf ins Zimmer trat, und den Teppichkrämmer erblickend,

sogleich ihren Witz über ihn fließen ließ, und ihren Scherz mit ihm zu treiben begann. Der Wirth erschrack, zwickte sie in die Seite, raunte ihr immer den Befehl: „Schweige doch Bärbchen, schweige," ins Ohr, und zog sie endlich, als sie nicht aufhören wollte, zu scherzen, zur Thüre hinaus. —

Die Verwunderung des armen Teppichkrämers war auf das Höchste gestiegen. Daß der Wirth sich in seiner Person irren müsse, war sonnenklar: was aber diesen Irrthum, diese Täuschung bewerkstelligen könne, das blieb dem guten Andreas ein Räthsel. Wie? dachte er endlich, wenn vielleicht mein Vater, der mir ganz ähnlich ist, der eben die Narbe im Gesichte hat, derjenige wäre, den der Wirth meint?

Dieser Gedanke schien ihm der richtigste; doch kamen gleich neue Zweifel dazu, die das ganze Gebäude seines Glaubens wieder untergruben.

Voll der Neugierde trat er zu der Thüre, um zu hören, was der Wirth mit seinem Weibchen sprechen würde, indem er hoffte, aus ihrem Gespräche zur größeren Gewißheit zu gelangen.

Unglückseliges Weib! sprach der Wirth, was machst du? Du kannst mit einem Worte unser ganzes Glück untergraben. Weißt du auch, daß dies der Teppichkrämer ist, der übernatürliche Macht besitzt, eben der, durch den ich wohlhabend geworden bin. Der Teppichkrämer? stotterte Bärbchen, wirklich, liebes Männchen, der Teppichkrämer?

Ei freilich! antwortete der Wirth, freilich ist er es; nun trachte, daß wir ihn gut bewirthen, denn er kann uns noch recht glücklich machen.

Beide traten nun demüthig in das Zimmer, und beschwuren den Teppichkrämer mit Bitten, er solle einige Tage bei ihnen verweilen. Andreas entschuldigte sich; bot alle Beredsamkeit auf, den Leuten zu beweisen, daß sie sich ganz gewiß in seiner Person irrten, aber der Wirth blieb taub gegen alle Vorstellungen, und Andreas mußte nachgeben.

Plötzlich bemerkte der Wirth an dem Finger des Teppichkrämers den Ring, den ihm sein Vater beim Abschiede mitgegeben hatte. Staunend stierte er ihn an, und rief endlich mit Thränen in den

Augen: „Ach! Euer Gnaden, warum wollen sie sich länger verstellen, das ist ja der Ring. der das Porträt meines gewesenen, lieben Herrn in sich hält!

Ach! das ist er; sehen sie sein Poeträt in dem Ringe, siehst du, liebes Weib! das ist mein gewesener, guter Herr! so sah er aus, o mir ist es, als sähe ich ihn vor mir, wenn ich den Ring betrachte.

Neue Räthsel für den verwirrten Andreas, die ihn aber in dem Wahne bestärkten, sein Vater müsse derjenige seyn, von dem der Wirth unaufhörlich sprach. Er war nun in der schrecklichsten Angst, denn er sah wohl ein, daß sein Vater in die größte Gefahr geriethe, wenn er ihn verrathen würde. Zwar kämpfte immer die kindliche Liebe, die Ueberzeugung von seines Vaters Redlichkeit, mit dem Wahne, aber seine Vernunft fand kein anderes Mittel sich zu beruhigen, als in dem Gedanken, daß sein Vater dennoch der Nämliche sei.

In dieser Angst schmeckte ihm nicht das köstliche Mittagsmahl, das man ihm auftischte, er

seufzte, und wünschte sich lieber hundert Meilen von dannen, wünschte wieder in seiner Heimath zu seyn. — Der Wirth räumte ihm einige gut möblirte Zimmer ein, und wies ihm auch ein bequemes Bett an, wo er, wenn es ihm beliebte, sein Mittagsschläfchen halten könnte. Andreas, dessen ermatteter Geist sich nach Ruhe sehnte, legte sich nieder und schlief ein.

Zweites Kapitel.

Euer Gnaden fällt auf „Du" herab.

Ein heftiger Lärm, Gepolter und Rütteln weckte ihn aus dem süßen Schlummer. Als er aufblickte, sah er eine Menge mit Spaten, Stangen und Knitteln bewaffnete Bauern im Zimmer, die ihm Hände und Füße festhielten, und seinen ganzen Leib mit Stricken umwanden. Er erschrack so heftig, daß ihm sogar auf eine Weile die Sprache versagte.

Der Wirth betrug sich dabei am sonderbarsten, er lärmte und schalt, und lief thränend im Zimmer herum. Ach! mein Wohlthäter seufzte er, was habe ich gethan? durch meine Unvorsichtigkeit habe ich dieses Unglück bewerkstelligt. O! ihr Undankbaren, ihr Tyrannen! schalt er auf die Bauern, ist das der Lohn für meine gute Meinung, ist das der Lohn,

daß ich euch gut wollte, daß ich euch alles erzählte, um euch alle glücklich zu machen? Mußtet ihr meinen Wohlthäter da verrathen? —

Ei was! antwortete einer der Bauern, der der Richter des Dorfes war, das ist unsere Schuldigkeit; solchen Leuten, die so viel Macht besitzen, und den Nebenmenschen nach Willkühr nutzen und schaden können, ist nicht viel zu trauen. Man muß die Welt von dergleichen Wesen zu säubern trachten, denn sie schaden eher als sie nützen.

Andreas, der wie ein Espenlaub zitterte, und nicht wußte, was ihm geschah, warum man ihn so behandelte, duldete gelassen. „Barbaren!" seufzte er, was habe ich euch gethan? —

Nichts, antwortete der Richter; uns nichts, aber andern Leuten hast du schon genug geschadet! Meinst du, daß das ewig so dauern würde, daß Niemand im Stande ist, dich zu züchtigen? Hast du nicht schon genug Menschen unglücklich gemacht? und kamst sogar in unsre Gegend her, auch uns arme ohnehin dürftige Leute zu verderben! Aber,

wir wollen dir das Handwerk schon legen, denn sieh! hier auf diesen Papier erhielten wir von unserer Herrschaft den Befehl, dich gefangen zu nehmen, und fortzuschicken, damit dir der gebührende Lohn, vermuthlich der Galgen, dem du schon einmal entlaufen bist, werde. Wir haben lange auf dich gepaßt, nun sollst du uns gewiß nicht entwischen.

Andreas, der schon aus dem Vorhergehenden die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß alles Widerreden, alle Entschuldigungen nichts fruchten, schwieg, und seufzte. Plötzlich rollte ein Wagen unter das Thor, und nach einer Weile trat ein wohlgekleideter ansehnlicher Mann in das Zimmer. Die Bauern zogen sich ehrerbietig auf die Seite.

Der Mann. (mit rascher zorniger Stimme) Ist das der Bösewicht hier? ist das der verrufene Teppichkrämer?

Der Richter. Er ist es! der Wirth da muß es selbst bestätigen.

Der Mann. (zum Wirthe) Sprach der Richter Wahrheit?

Wirth. Euer Gnaden! ich bitte auf meinen Knien um Barmherzigkeit. Er ist es! mein Wohlthäter! den ich unglücklicher Mann selbst verrieth.

Der Mann. Gerechtigkeit soll ihm widerfahren! strenge Gerechtigkeit! — Mörder! wo hast du meinen Bruder?

Andreas. Lieber Herr! sey barmherzig! der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an allen unschuldig bin, von dem allen nichts weiß, daß ihr euch in meiner Person irrt.

Der Mann. Ach! so entgehst du mir nicht. Des Wirthes Aussage bestätigt alles, der dich nur zu gut kennt. Doch ich will mit dir nicht hadern, nicht zanken; fort, ihr Bauern! bringt ihn in meinen Wagen, er soll bald anders sprechen.

Trotz allen Bitten und Vorstellungen, ergriffen die Bauern den unschuldigen Teppichkrämer, und trugen ihn herab in den Wagen, den sie von allen

Seiten wohl verschlossen. Man vergaß nicht, auch die Teppiche mitzunehmen.

Der Wagen rollte fort, und damit Andreas auf keine Art entwischen könnte, ritten zwei Jäger an beiden Seiten des Wagens, der Mann hinterdrein.

Drittes Kapitel.

Andreas Schicksal wird immer schrecklicher.

Die Größe von Andreas Angst sich vorzustellen, ist nur dem möglich, der sich ganz in seine Lage versetzen kann. Man sagt, daß Unschuld das Unglück lindert; aber in solchen Fällen kann ich diesen Spruch nicht für wahr zulassen. Andreas fühlte sich gewiß ganz unschuldig, und eben dies Gefühl, und der Gedanke, ohne Ursache so behandelt zu werden, vergrößerte seine Qual. Großer Gott! seufzte er, was wird aus mir werden? was hat man mit mir vor? Bin ich unter Mörder gerathen? oder hält man mich für einen Mörder?

Beinahe rang sein Geist mit Verzweiflung. Je mehr er seinem Schicksale nachdachte, desto gräßlicher kam es ihm an; und eben, weil er nicht wußte,

was aus ihm werden würde, schuf seine Einbildungskraft die Gefahr noch größer.

Der Wagen fuhr unaufhörlich die ganze Nacht fort; erst am Morgen, als die Sonne das Gebirge vergoldete, hielt er in dem Thore eines prächtigen Landschlosses still. Man öffnete den Wagen, hob den Teppichkrämer heraus, und führte ihn über die Treppe in ein Zimmer, wo ein ehrwürdiger blinder Greis in einem Armstuhle saß.

Bringst du ihn? fragte der Greis, bist du es mein Sohn, und bringst du den Mörder? —

Der Mann. Ja mein Vater! ich bringe ihn, diesmal kam unsere Geschwindigkeit seinen geheimen Künsten vor, er hatte nicht Zeit noch Gelegenheit, uns zu entfliehen.

Greis. Aber! ist er es auch wirklich? ist er es der sonderbare Teppichkrämer?

Der Mann. Er ist es! wie der Wirth, der ihn genau kennen soll, selbst bestätigt hat.

Greis. Führe ihn hieher, daß ich mich selbst überzeuge.

Der Mann führte den Teppichkrämer zu seinem Vater hin, der ihm mit der Hand über das Gesicht fuhr, und von allen Seiten betastete.

Greis. Ja er ist es! diese Habichtsnase, diese großen Augen, und die tiefe Narbe über der rechten Wange überzeugen mich vollkommen.

Andreas. Du sprichst falsch, lieber Herr, denn ich weiß es schon im voraus, daß du dich in meiner Person irrst. Wie kann dir meine Gestalt bekannt seyn? da ich erst vor zwei Tagen zum erstenmal in diese Gegend gekommen bin, und Zeit meines Lebens nicht aus Tyrol kam.

Greis. Sage, was du willst! sprich so viel du willst, deine Worte werden mich nicht täuschen. Mann, den man weit und breit kennt, den man fürchtet und ehret; Mann, der du mehr als ein Mensch zu seyn scheinst; ich weiß, daß ich zu schwach, zu unbedeutend gegen dich bin, der du durch ver-

schlossene Thüren dringst, dem keine Mauer zu stark, keine Gewalt unüberwindlich ist, höre meine Worte!

Andreas. Du urtheilst falsch von mir! denn würde ich wohl, wenn ich jene Eigenschaften besäße, so vor dir steh'n?

Greis. Das will ich nicht untersuchen! doch weiß ich, daß du oft Fesseln gesprengt, aus Gefängnissen bei verschlossenen Thüren verschwunden bist. Mann! mit dem warmen Gefühl, das du gegen so viele Unglückliche schon gezeigt hast; kennst du Vaterfreude?

Andreas. Wie soll ich das? da ich noch unbeweibt bin.

Greis. Das entschuldigt in etwas deine That. Stelle dir vor, du hättest einen Sohn, den dir ein Schurke morden, oder rauben möchte, was thätest du da?

Andreas. Gram und Schmerz würden mich tödten.

Greis. O dann hast du noch Gefühl! da du dieses Wort aussprichst. Sieh! sieh in mein zerrissenes zerfleischtes Vaterherz, es blutet um den verlorenen Sohn, den du mir entrissen hast.

Andreas. Ich? ich? wann hätte ich armer Teppichhändler dies gethan?

Greis. O! du läugnest, weil du dich vor der Strafe fürchtest. Es ist wahr, man lauert auf dich, man stellt dir überall nach; aber bei meiner gräflichen Ehre schwöre ich dir! dich nicht zu verrathen, dich sogleich freizulassen! gib mir nur meinen Sohn wieder.

Andreas. Großer Gott! rette du mich, sonst bin ich verloren.

Greis. Gib mir meinen Sohn! der Segen des Himmels wird dir lohnen.

Andreas. O! so untersuche doch die Sache besser, denn du irrst dich in meiner Person, ich bin unschuldig, habe weder dich noch deinen Sohn je gesehen!

Greis. (tief seufzend) Ja, ja! es ist richtig, es ist wahr; du hast ihn gemordet, hast dem unglücklichen Vater seine letzte Freude geraubt. Sprich! sprich! böser Geist, hast du ihn gemordet?

Andreas. Lieber Herr! nie ist mir so was in den Sinn gekommen.

Greis. Du läugnest alles! du läugnest deine eigene Person, weil du mir meinen Sohn nicht wiedergeben kannst, weil du ihn gemordet hast. O! so bitte ich dich, gewähre mir mindestens die einzige Bitte, und gib mir seinen Leichnam.

Andreas. Quäle mich nicht, ich wiederhole es nochmals, daß ich von Allen dem nichts weiß.

Greis. Sieh, durch deine Schuld bin ich blind geworden, doch stillschweigend, gelassen will ich leiden, will dir es nie vorwerfen, dich es nie entgelten lassen, gib mir nur meinen Sohn wieder!

Andreas. Ich kann, ich vermag es nicht! denn ich habe ihn nicht.

Greis. Du hast ihn, denn du wolltest dich an ihm rächen, als er deinen Liebling, den jungen Wiesenau im Duell erstach.

Andreas. Wiesenau? von diesem Wiesenau sprach vorher der Wirth auch, und ich kenne ihn so wenig, als deinen Sohn. Wie er sagte, soll dieses Portrait in meinem Ringe ihm ähnlich seyn.

Der Mann (besieht es). Bei Gott! es ist sein Portrait.

Greis. O, sieh, sieh! du willst meiner spotten, willst zeigen, daß du mich nicht fürchtest, und verräthst dich absichtlich. Ha! ich werde deine Macht nicht scheuen. Gib mir meinen Sohn, oder ich übergebe dich dem Gerichte, welches dir das Bekenntniß aller deiner Thaten gewiß abzwingen wird.

Andreas. Mache mit mir, was du willst; Gott wird mich schützen!

Greis. Wohl denn! So bringt ihn nach dem Wagen, ich selbst fahre mit ihm zum Herzog.

Andreas wurde in den Wagen gebracht, der blinde Greis setzte sich neben ihm, und der Wagen rollte fort.

Viertes Kapitel.

Unverhoffte Rettung.

Der blinde Greis vergaß nicht zur größeren Sicherheit zwei seiner Jägerknechte mitzunehmen, die mit Hirschfängern bewaffnet, zu beiden Seiten des Wagens ritten. Der arme Andreas befand sich in der Gemüthsstimmung eines zum Tode Verurtheilten, den man gerade zum Hochgerichte führt. Er sah keine Rettung, keine Hilfe für sich, und die Unwissenheit, warum man mit ihm so verfahre, vergrößerte seine Pein. Vom Gipfel seiner schönsten Aussichten, seiner fast erreichten Wünsche, war er in die schrecklichste Lage herab gesunken, die ihn das unglücklichste Schicksal fürchten ließ. Er lebte sonst auf seinen väterlichen Fluren sorgenlos und zufrieden, bekümmerte sich blos um die Seinigen, mengte sich nicht in Anderer Handlungen, legte Niemand

Etwas in den Weg, und genoß auch von Jedermann eben die freundliche Zuneigung, mit der er ihnen begegnete, wußte von keiner Feindschaft, viel weniger von Rachsucht und Verfolgung, und sah sich nun im grausendsten Gewühle von Verwirrungen, sah sich als einen Verbrecher behandelt, kannte sich im Herzen rein wie die Sonne, und vermochte es nicht, sich zu rechtfertigen. Man entzifferte ihm nicht einmal das Räthsel dieser sonderbaren Begebenheiten, sagte ihm nicht, was sein Verbrechen sey, weil man überzeugt zu seyn glaubte, daß er als der Schuldige ohnehin von Allem gute Einsicht besäße. Hätte ihm der blinde Greis erzählt, was mit seinem Sohne vorgegangen ist, warum er denselben von ihm begehre, hätte er ihm den ganzen Lauf dieser Wunder erklärt, vielleicht wäre es dem beängstigten Tyroler möglich, vielleicht nicht allzuschwer gewesen, seine Unschuld darzulegen, den sonderbaren Irrthum zu lösen; denn daß ein Irrthum in seiner Person vorging, begriff Andreas trotz seines schwachen Verstandes sehr wohl.

Zwar strengte er alle seine Beredsamkeit an, suchte auf alle erdenkliche Weise den erzürnten Greis

zu besänftigen, ihn zu kälterer Ueberlegung zu überreden, aber dieser blieb gegen alle seine Entschuldigungen, gegen alle die Vorschläge, die Andreas ihm that, durch die er seine Unschuld zu beweisen hoffte, taub, und antwortete ihm immer mit den Worten: Gib mir meinen Sohn wieder, und ich lasse dich sogleich frei. Ich will dich wie meinen Wohlthäter ehren, mit dir mein halbes Vermögen theilen. Gib mir ihn, oder es prangt, ehe dreimal noch die Sonne auf- und untergeht, dein Haupt am Rabensteine! —

Das Wort Rabenstein goß Schauder über Andreas ganzen Körper, erschütterte sein Inneres. Er sah sich schon am Hochgerichte, fühlte sich schon unter den Händen des unmenschlichen Scharfrichters, und zitterte gleich dem Espenlaube. O, mein Vater! seufzte er, wäre ich an deiner Seite, o meine Brüder, meine Schwestern, meine Mutter! wäre ich bei euch, ihr seht vielleicht kummervoll meiner Rückkehr entgegen, und ich wandere den langen, schrecklichen Weg, von dem Niemand zurückgekehrt ist; ich wandere meinem Tode entgegen. Vater!

Vater! das hast du mir nicht gesagt, daß man auch unschuldig leiden kann. Hörst du nicht meine Seufzer? sagt dir keine geheime Stimme, daß dein Sohn im Unglücke schmachtet. O, — du hörst nichts, kannst mir nicht helfen. Großer Gott, hilf du mir, oder ich bin verloren. — Und siehe, wenn die Wolke sich am schwärzesten zusammenzieht, so bricht sie, und der Himmel wird wieder heiter.

Es war schon Abend. Der Fürst hielt sich damals gerade nicht in R**g, sondern noch zehn Meilen weiter in einem Landschlosse auf. Der blinde Greis wollte den angeblichen Verbrecher unmittelbar dem Fürsten selbst, und zwar bald übergeben, weil er Beispiele hatte, daß der Teppichkrämer oft, wenn man nur die geringste Zeit versäumte, sich geholfen hatte, und trotz der strengsten Bewachung entkommen wäre. Um nicht das Nämliche an ihm zu erfahren, beschloß der Greis, Tag und Nacht seinen Weg fortzusetzen, bis er den Fürsten erreiche.

Wie gesagt, es dämmerte schon der Abend, als sich in der Ferne ein Posthorn hören ließ, und

bald darauf ein großer, schwerer Reisewagen daherrollte. Halt, rief eine Stimme aus demselben dem Postillion zu, als der Wagen dem des blinden Greisen nahe war. Der Wagen hielt, ein großer, fest gebauter Mann, mit einem Jagdkleide angethan, sprang heraus, und fragte den einen Jägerknecht, ob dies der Wagen des Baron Baumer wäre? Auf Bejahung seiner Frage öffnete er den Schlag, und staunte, ein wenig betäubt, zurück, als er da den Teppichkrämer erblickte; doch faßte er sich bald wieder, ergriff den ächzenden Andreas bei seinem gefesselten Arm, donnerte ihm in der größten Geschwindigkeit, indem er einen feurigen Blick auf den alten Baumer warf, die Worte: „Nachts um eilf Uhr" zu, und sprang eilends wieder in seinen Wagen, der auf seinen Wink wie ein Vogel in der Luft, mehr flog als fuhr.

Greis. Was war dies? Wer sprach da?

Andreas. Weiß ich das? ich kenne keinen Menschen in der ganzen Gegend.

Greis. Was sprachst du von Nachts eilf Uhr?

Andreas. Ich sprach das nicht.

Greis. Nicht? o ich merke! du suchst mir zu entkommen, willst mit deinen Zauberkünsten mich überlisten. Nein! nein! ich lasse dich nicht, der Himmel ist gerecht, er wird mir beistehn!

Andreas. O nein! er wird, er kann dir nicht beistehn! da du einen Unschuldigen verfolgst, der dich nie beleidigt, nie gesehen hatte.

Greis. Schweig! schweig! deine Heucheleien werden mich nicht übertäuben. Nachts um eilf Uhr? das war die Losung, die du deinen höllischen Geistern gabst?

Andreas. Ach! ich begreife diese Worte eben so wenig, als ich ihren Sinn kenne.

Greis. Und doch sprachst du sie?

Andreas. Ich? Nimmermehr, ich hörte sie in meiner Verzweiflung kaum.

Greis. Wer sprach sie also? war ein Dritter da zugegen? was war das für ein Geräusch und „halt" rufen?

Andreas. Es war ein Postwagen, aus dem ein großer starker Mann heraus sprang, der vermuthlich zu dir die Worte: „Nachts um eilf Uhr" sprach.

Greis. Zu mir? das kann nicht seyn, wer könnte so zu mir sprechen, du willst mir durch deine Lügen entschlüpfen? He! Georg! Wilhelm! ich beschwöre euch noch einmal, gebt wohl acht, daß dieser Schlaue uns nicht entwische, o! ich will dich festhalten, wie der Schiffbrüchige den Mastbaum, den das Schicksal ihm mitleidig zugeworfen hatte.

Der blinde Greis ergriff ihn, und hielt ihn fest, mit einem Affekt, der seinen ganzen innern Schmerz ausdrückt. Andreas krümmte sich, wie der getretene Wurm im Staube; doch fiel ein Strahl von Hoffnung in seine Seele, denn die Worte des Unbekannten „Nachts um eilf Uhr" waren tröstlich für ihn, weil er wohl wußte, daß sie ihn galten, indem der Fremde ihn bei ihrer Aussprache beim Arme gefaßt, und einen grimmigen Blick auf Baumern geworfen hatte. So wie Andreas mit hoffnungsvoller Sehn-

sucht, eben so erwartete der blinde Greis mit Angst und Furcht die eilfte Stunde. Um aller List seines Gefangenen zu begegnen, befahl er dem Kutscher, nirgends einzukehren, sondern die ganze Nacht fortzufahren. Als sich Mitternacht nahte, erreichten sie einen ziemlich großen Wald; der blinde Greis öffnete den Schlag, und fragte einen seiner Jäger, wieviel es schon an der Uhr wäre? Da der Mond hell schien, so konnte der Jäger an seiner Uhr es leicht erkennen, und antwortete: „Drei Viertel auf eilf." Der Greis drängte sich in einen Winkel des Wagens, Andreas in den andern, ein kleiner Schauder begann ihre Glieder zu schütteln, denn sie erwarteten nun ängstlich die Auflösung der räthselhaften Worte: „Nachts um eilf Uhr." Natürlich, daß ihnen diese letzte Viertelstunde sehr lange dauern mußte, da beide gewünscht hatten, sie schon überstanden zu haben, indem keiner von beiden wissen konnte, ob er von ihr Gutes oder Böses zu erwarten habe.

Plötzlich fiel ein Schuß hinter dem Gebüsche, bald darauf der zweite. Eine Kugel fuhr mitten durch

das entgegengesetzte Fenster des Wagens. Baumer traf der Schlag. Er sank todt aus dem Wagen, und Andreas, der erschrocken den Kopf heraussteckte, fiel ohnmächtig in den Wagen zurück, denn er sahe, daß einige vermummte Kerls den Kutscher und Baumers, beide Jäger niedersäbelten.

Als er aus seiner Betäubung wieder zu sich kam, befand er sich noch in dem nämlichen Wagen, doch waren seine Fesseln entzweigeschnitten, seine Hände und Füße frei. Der Wagen rollte schneller fort, als vorher. Die Gefühle, die ihn jetzt durchdrangen, die Gedanken, die seine Sinne beschäftigten, waren zu mannigfaltig, als sich beschreiben zu lassen. Die plötzliche Nacheinanderfolge von unerklärbaren Zufällen hätte auch den klügsten, den unerschrockensten Mann verwirren müssen, um so mehr mußte sie den unerfahrnen, einfachen Teppichkrämer außer aller Fassung bringen, der nie solcher Auftritte gewohnt war, nie etwas dergleichen hörte, und nun selbst in das grausendste Gemisch von schrecklichen Scenen verwickelt wurde. Noch hatten ihn die ersteren Begebenheiten nicht so befremdet, weil er überzeugt zu seyn

glaubte, daß dabei ein Irrthum in seiner Person obwalte, und endlich das Räthsel von selbst sich lösen, seine Unschuld doch ans Licht kommen müßte, aber der letzte Auftritt brachte sein Blut in die heißeste Wallung, versetzte ihn beinahe in gänzliche Sinnlosigkeit. Er sah Blut im Wagen, hatte gesehen, daß Baumer todt herausgestürzt sey, daß wilde unbekannte Kerls, die nichts anders als Räuber und Mörder seyn konnten, den Kutscher und die Jäger niedersäbelten, und wußte es sich nicht zu erklären, warum dies alles geschehen sey. Sollten es solche Menschen gewesen seyn, die bloß auf Raub ausgingen; was hätten sie für Ursache, seine Bande zu lösen, und ihn mitzuführen? so dachte er. Doch erinnerte er sich der Worte des Fremden: „Nachts um eilf Uhr," erinnerte sich, daß der Vorfall gerade um diese Zeit sich ereignete, und fester wurde der Glaube bei ihm, daß alles dieses zu seiner Rettung geschehen seyn mochte. Doch schien ihm die Art dieser Rettung allzu schrecklich, und er wünschte sich lieber weit weg von ihnen. Mit nicht geringer Furcht sah er zum Schlage hinaus und da er bemerkte, daß nur einer die

Pferde lenke, die übrigen weit vorne fortritten, nahm er seine Teppiche auf die Schulter und sprang leise aus dem Wagen, der schnell fortfuhr. Andreas blieb unbemerkt in Grase liegen, bis Wagen und Reiter seinem Auge entschwanden.

Fünftes Kapitel.

Der todte Baumer spuckt.

Als sogar das Rädergeräusch des Wagens in der Ferne verstummte, und Andreas sich von dieser Seite sicher glaubte, sprang er schnell von der Erde, und wollte entfliehen, um auch der Nachfolge des jungen Baumer, der vermuthlich den gewaltsamen Tod seines Vaters würde rächen wollen, auszuweichen. Allein! mit der Flucht ging es nicht so eilig, weil alle Glieder des Teppichkrämers durch das unaufhörliche Rütteln des Wagens gelähmt waren, und sein Blut über die ausgestandene Angst in den Adern stockte. Er sank matt wieder ins Gras zurück, kroch mit Mühe in ein dichtes Gebüsch, wo er gegen zwei Stunden schlief. Bei seinem Erwachen fühlte er sich durch die Ruhe gestärkt, fühlte sich kräftig ge-

nug, seinen Weg, freilich nicht als ein Eilbote, doch mit mittlerem Schritte fortzusetzen. Unaufhörlich, bis er dieser verwünschten Gegend entflohen wäre, fortzuwandern, war sein fester Entschluß. Er warf die Teppiche auf seine Schulter, ergriff den Wanderstab, und schritt, aber statt vorwärts, wieder rückwärts der Gegend zu, die er kaum verlassen. Andreas hätte dies nicht bemerkt, wenn seine zur Erde gesenkten Blicke nicht vergossenes Blut gewahr worden wären, das ihn sogleich an die schreckliche Art seiner Rettung erinnerte. Er schauderte, trat einige Schritte zurück, und stolperte über Baumers Leichnam, der noch immer bleich und gekrümmt im Grase lag. Daß dieser Anblick die ganze schauerliche Scene in des Teppichkrämers Gedächtnisse erneuerte, ist natürlich. Wie vor einer Erscheinung fuhr er zusammen, sammelte alle seine Kräfte und wollte fliehen, aber es war ihm, als zöge ihn etwas zurück. Seine Einbildungskraft wirkte so stark, daß der Todte ihn fest hielt. Er deckte sich das Gesicht mit den Händen zu, und klapperte vor Furcht und Schauder mit den Zähnen.

Einige furchtsam hingeworfene Blicke überzeugten ihn endlich, daß der Leichnam sich nicht bewege. Er faßte nach und nach Muth, der Schauder verließ ihn, und Mitleid gegen den unglücklichen Baumer regte sich in seinem Herzen, das ihm sogleich den Rath eingab, nachzuforschen, ob Baumer wirklich todt, ob ihn nicht noch zu helfen wäre. Alle ihm bekannten Hausmittel, die er bei dieser Gelegenheit anwandte, gaben den Beweis, daß seine Mühe vergebens, und Baumers Geist schon in jenes Heiligthum entflohen sey, wo ihm, in seinem gewöhnlichen Alltagskleide zu erscheinen, nicht erlaubt war.

Andreas hielt nun mit sich selbst Rath, was er zu thun habe, ob er seinen Tod in dem ersten besten Dorfe melden sollte. Nein! sprach er nach langen Nachsinnen; seine Angehörigen werden früh genug das Unglück erfahren, und seinen Leichnam suchen, um ihn zur Erde zu bestatten. Ich muß geschwind aus dieser Gegend eilen, den wenn man mich hier anträfe, so könnte ich leicht in neuen Verdacht fallen, daß ich sein Mörder sey, und ich wäre dann neuen Kummer, neuen Martern ausgesetzt.

Ein flüchtiger Blick auf die ausgestandene Angst, ein Gedanke auf die bevorstehende, wenn er dem jungen Baumer in die Hände gerathen sollte, verscheuchte alle Mattigkeit aus seinen Gliedern, und machte seine Füße flüchtig. Er ließ Baumers Leiche liegen, wie sie lag, und stürzte ins Dickicht des Waldes hinein. Je tiefer er hineindrang, je wilder, ungebahnter wurde der Pfad, je fürchterlicher die Gegend. Andreas achtete nicht den beschwerlichen steinigten Weg, sondern ging fort, bis der Morgen zu dämmern anfing. Nun dachte er sich von allen Nachstellungen ziemlich sicher, glaubte nun, sich ins weiche Gras hinwerfen, und von der ausgestandenen Mühe ausruhen zu können. Er setzte sich daher auf einen Hügel, der einer platten Felsenwand, aus der eine silberhelle Quelle hervorsprudelte, gegenüber stand. Natürlich, daß beim Anblick der Quelle Andreas, der lange jeden erquickenden Trunk hatte entbehren müssen, Durst fühlte, und solchen zu stillen zur Quelle hineilte. Aber sieh da! wie von Blitz getroffen, blieb er stehen, zitterte, und wagte weder vor- noch rückwärts zu schreiten. Baumer, der alte todte Baumer, den er erst kürzlich weit hinter sich im

Grase hatte liegen lassen, stand mit geschlossenen Augen an der Felsenwand gelehnt. Welches Wunder den todten Körper hergezaubert hatte, blieb dem Teppichkrämer unbegreiflich. Der Arme fiel auf seine Knie, stammelte laut Beschwörungsformel, die ihn seine Großmutter gelehrt hatte: Alle gute Geister u. s. w. her, und flehte den Himmel um Beistand, denn er glaubte sicherlich, der Geist des Entseelten verfolge ihn, und wolle sich wegen seines gewaltsamen Todes, an ihn rächen.

Plötzlich brauste ein starker Windsturm durch den Wald, und warf die Leiche um. Andreas, der, da wähnte, der Todte sitze ihm schon auf dem Nacken huckte geschwind seine Teppiche auf die Schulter, und rannte davon.

Kain konnte nach der Ermordung seines Bruders nicht flüchtiger gewesen seyn, als es Andreas war, der alle Augenblicke den Geist des Entseelten hinter sich glaubte, und den jedes Rauschen eines einzelnen Blattes erschreckte. In diesem Augenblicke hätte er es dem Hirschen auf einer Parforcejagd

zuvorgethan, denn wie müde er auch vor einer Stunde war, so frisch fühlte er sich jetzt. Nicht minder vermehrte ein oft wiederholtes Geräusch und Schall verschiedener Stimmen vor und hinter sich seine Angst, sein Entsetzen. Er lief rastlos fort, bis seine Kräfte erschlappten, und allzugroße Schwäche ihn zu Boden warf. Doch war diese Mattigkeit nicht anhaltend, und nach einer genossenen kleinen Ruhe fühlte er sich wieder stark genug, seinen Weg weiter fortzusetzen. Da kein Geräusch, kein Schall von Stimmen ihn mehr erschreckte, so schwanden allmälig Furcht und Angst aus seiner Seele, kehrten Muth und Ruhe in seine Brust zurück.

Vergnügt alle Gefahren nunmehr überstanden zu haben, wanderte er am Ufer eines Waldstroms, der sich nach und nach auf der Ebene zu einem kleinen See sammelte, fort, und sang sein gewöhnliches Danklied zu dem Unnennbaren, das er immer anstimmte, so oft er eine kleine Ungemächlichkeit überstanden hatte. Wie er so mit seinen Blicken umherschweifte, sein Auge bald an der bunten von Wäldern und Bergen umgebenen Ebene, bald an der spiegel-

hellen Fläche der See weidete, sah er weit vom Ufer entfernt einen menschlchen Körper in den Fluthen, der bald untersank, bald wieder emporkam, und seine Hände nach Hülfe auszustrecken schien. Ich müßte jenem Menschen alles Gefühl abläugnen, welcher bei solch einer Gelegenheit sich einer kleinen Gefahr nicht aussetzen, oder doch wenigstens einen Versuch zur Rettung des Unglücklichen wagen wollte. Andreas war kein solcher Mensch, er half gerne, und besann sich nicht lange, diesem Nothleidenden beizuspringen. Um so leichter war es ihm, da er gut schwimmen konnte, und für seine Person keine Gefahr zu befürchten hatte. Er warf nun die Teppiche und seine Jacke vom Leibe, und sprang in das Wasser. Bald erreichte er den Unglücklichen, ergriff ihn beim Arme, und zog ihn hinter sich. Da er sich gar nicht bewegte, nicht das mindeste zu seiner Rettung that, so erkannte Andreas gleich, daß er schon entseelt sey; dennoch mühte er sich, ihn den Fluthen zu entreißen, weil er nicht wissen konnte, ob die, vielleicht nicht ganz entflohenen Geister nicht zurückzubringen wären. Wer wagt es, das Entsetzen zu schildern, welches ihn ergriff, als er den Geretteten ansah, und in ihm

die Leiche des todten Baumer erkannte. Ich lege meine Feder auf einige Augenblicke nieder, und überlasse es der Einbildungskraft meiner Leser, sich diese Scene vorzubilden. Zweimal ist Andreas dieser wunderbaren Leiche entflohen, und nun, da er schon weit von ihr entfernt zu seyn glaubte, kam sie ihm zum drittenmal auf die übernatürlichste Art in die Hände.

Daß Baumers Geist ihn absichtlich verfolge, war des beängstigten Teppichkrämers Gedanke, der ihn aus aller Fassung brachte. Er sank ohnmächtig nieder.

Sechstes Kapitel.

Erklärungen über das fünfte Kapitel. Andreas steigt wieder einige Stufen höher.

Ein heftiges Rütteln brachte den Ohnmächtigen wieder zur Empfindung. Die Leiche Baumers lag neben ihm, als er aufblickte; doch standen um ihn herum im Kreise einige Männer, und über ihn kniete ein Herr im schwarzen Kleide, und großer viellockigter Perücke. Er schien sich am meisten mit dem Teppichkrämer zu beschäftigen, dem diese neue Erscheinung eben so sonderbar vorkam als die von Baumers Leiche.

Was wollt ihr hier? schrie Andreas, was wollt ihr mit mir? schaft mir das Gespenst da weg, oder ich sterbe vor Angst!

Er raffte sich auf, und wollte fliehen, aber der schwarze Herr umklammerte ihn mit seinen Ar=

men, und bewies ihm freundschaftlich, daß Baumer bereits verewigt wäre.

Der schwarze Herr. Um alles in der Welt Euer Gnaden! bleiben sie doch. Bleiben sie hier, ich bitte, beschwöre sie auf meinen Knien, hören sie meine Entschuldigung.

Andreas. Laßt mich los! Ich habe ihn nicht gemordet! mich dürft ihr nicht fangen. Laßt mich los! ich bin unschuldig.

Der Herr. Ach ja! das wissen wir wohl. Erlauben Sie mir nur einige Worte. Lassen Sie mich entschuldigen.

Andreas. Laß mich, du willst mich fangen, dem Gerichte übergeben, laß mich fliehen, denn ich bin nicht sein Mörder

Der Herr. Euer Gnaden belieben sich nur zu besinnen. Wir meinen es ja gut mit Ihnen, und sind, wenn Euer Gnaden befehlen, zu Dero Rettung da.

Andreas (Muth fassend.) Zu meiner Rettung? lügst du nicht? ich traue jetzt keinem Menschen, darum sage mir, wer bist du?

Der Herr. Ach! Euer Gnaden kennen mich nur zu gut. Auf meinen Knieen bitte ich mein großes Vergehen, das ich an Euer Gnaden beging, ab. Ich meinte es nicht so übel; meine Unvorsichtigkeit war Schuld daran, daß Euer Gnaden an den Baron Baumer verrathen wurden, und dann eine so schimpfliche Behandlung erdulden mußten.

Andreas. Du, du warst Schuld daran?

Der Herr. Ach ja, gnädigster Herr, weil ich einfältiger Mensch die ganze Geschichte meines gewesenen, lieben Herrn Wiesenau, alle Fälle, in denen Sie ihm halfen, wo Sie so wunderbar oft sein Schutzgeist waren, meinen Nachbarn erzählte, und ihnen Ihre hohe Person beschrieb, nach welcher Beschreibung diese Euer Gnaden gleich erkannten, und aus Furcht sie möchten ihnen eher schaden als nützen wollen, sie an ihre Herrschaft verriethen, die sie gleich gefangen nehmen ließ.

Andreas. Was du mir da Alles erzählst? wer bist du denn?

Der Herr. Ach! Euer Gnaden kennen den Wirth Jakob Zeche, den gewesenen Leibdiener des jungen Baron Wiesenau nur zu gut.

Andreas. Vielleicht bist du gar der nämliche Wirth, der mir für hundert Gulden einen Teppich abkaufte?

Jakob. Ach ja! ich bin der unglückselige Mann, der durch seine Unvorsichtigkeit Euer Gnaden so großes Ungemach zuzog.

Andreas. Was schwatzest du da von Euer Gnaden, willst du mit neuen Mährchen meinen Verstand verrücken.

Jakob. Wie Euer Gnaden befehlen, Euer Gnaden wollen länger noch unbekannt bleiben, aber in dieser Gegend ist es schon unmöglich, denn man kennt Sie überall.

Andreas. Wenn ich aber sage, daß man sich gänzlich in meiner Person irrt. Für wen werde ich denn hier gehalten?

Jakob. Ja, das weiß weder ich noch ein Anderer, wer und was Sie sind.

Andreas. Das wird doch Niemand läugnen, daß ich ein Teppichkrämer bin?

Jakob. Hm, hm! Ein Teppichkrämer, freilich wohl, ein Teppichkrämer. Jeder Mensch hat seine Absichten, hätte ich das eher eingesehen, so hätte ich geschwiegen, und mir wäre dann nicht nöthig gewesen, auf Euer Gnaden Rettung zu denken.

Andreas. Warst du es, der mich rettete? der die beiden Jäger niedersäbelte, und den alten Baumer erschlug?

Jakob. Gott behüte. Wie könnte ich eine Mordthat begehen? Euer Gnaden werden wohl am besten wissen, wie Sie gerettet worden sind, doch dem wage ich nicht nachzuforschen.

Andreas. Du sprichst wieder albernes Zeug, von dem ich nichts verstehe. Warst du es also wirklich nicht, der mich rettete.

Jakob. Ich müßte nur lügen. Zwar hatte ich es im Sinne, und suchte Sie mit diesen treuen Leuten auf; aber statt Euer Gnaden fand ich Baumers Leichnam, mit dem wir uns indessen beschäftigten, und ihn ins Wasser warfen.

Andreas. Daß du mich daran erinnerst. Schaffe mir das Gespenst, das mich so trotzig verfolgt, fort.

Jakob. Wir hatten ja die Leiche schon ins Wasser geworfen, und es wundert mich, warum Euer Gnaden sich der Gefahr aussetzten, den todten Körper den Fluthen zu entreißen.

Andreas. Hm, hm! Ihr habt ihn ins Wasser geworfen? da habe ich mich vielleicht umsonst geängstiget. Nun erzähle mir einmal, warum du das gethan hast?

Jakob. Je nun! um Euer Gnaden vor allen Nachstellungen zu sichern. Noch in der Nacht kamen die zwei Jäger, die nicht im geringsten verwundet waren, auf das Landhaus des jungen Baumers,

und berichteten ihm; sein Vater wäre im Walde erschlagen worden, und der wunderbare Teppichkrämer entflohen. Der junge Baumer machte sich sogleich mit einigen Jägern auf den Weg, Euer Gnaden zu verfolgen, und ich, der ich es gleich erfuhr, kam ihnen zuvor, und eilte ihnen nach. Gräfin Bianka sandte mir diese wackern Leute zu, um mit ihnen Ihre Rettung zu bewirken.

Andreas. Gräfin Bianka? was ist das für eine Gräfin?

Jakob. Euer Gnaden werden schon wissen. Die Gräfin — die Gräfin — ja, ja! ein allerliebstes Frauenzimmerchen.

Andreas. Das mag wohl Alles seine Richtigkeit haben, aber was hat sich diese um mich zu bekümmern? —

Jakob. Zu bekümmern? Sollte sie vielleicht für ihren Bräutigam nicht besorgt seyn? —

Andreas (gezogen). Bräutigam? du sprichst neue Räthsel.

Jakob. Ei, ei! wie Euer Gnaden wieder ganz fremd thun. Freilich Bräutigam. Euer Gnaden werden schon sehnlich erwartet. Ja, ich weiß auch, daß die Vermählung gleich bei ihrer Ankunft vor sich gehen wird.

Andreas. Ich verstehe kein Wort, mit wem soll denn die Vermählung vor sich gehen?

Jakob. Je nun, mit Euer Gnaden.

Andreas. Jetzt laß mich in Ruhe. Wie es scheint, so gehts nicht richtig in deinem Kopfe zu. Erzähle lieber weiter, warum du die Leiche da ins Wasser geworfen hast?

Jakob. Diese Leute riethen, Euer Gnaden im Walde zu suchen, wo wir Baumers Leiche fanden, die uns sogleich urtheilen ließ, daß wir auf der rechten Spur seyn müßten. Um ihre Verfolger, die auch so denken würden, und Euer Gnaden vielleicht erhaschen könnten, von der Spur abzulenken, nahmen wir die Leiche, und trugen sie weiter fort. An einer Felsenwand angekommen, machten wir ein Grab, und wollten den Todten hineinlegen.

Doch kaum hatten wir ihn an den Felsen gestellt, als hinter uns im Gebüsche ein Geräusch entstand, das vermuthlich der junge Baumer mit seinen Gehülfen verursachte. Um diesen auszuweichen, ließen wir die Leiche stehen, und flohen tiefer in den Wald.

Andreas. Ja, ja! — richtig, — das war ich, der das Geräusch machte, ich kam gerade dazu, als die Leiche an dem Felsen stand.

Jakob. Wie es wieder ruhig wurde, gingen wir hin, und um uns nicht lange aufzuhalten, warfen wir die Leiche in den nahe fließenden Waldstrom, dessen Fluthen sie mit sich fortrissen.

Andreas. Und ich hätte darauf geschworen, daß der todte Baumer mich verfolge, so wunderbar kam mir seine wiederholte Erscheinung vor.

Jakob. Ja, ja! Euer Gnaden kümmern sich viel um die Todten, wie um die Lebenden. Darum fürchte ich mich nun gar nicht vor des jungen Baumers Verfolgung, weil ich unter Dero hohem Schutze bin.

Andreas. Daß du mich daran erinnerst. Wir plaudern da, und denken nicht an die nahe Gefahr, die uns bevorsteht, denken nicht darauf, daß wir alle Augenblicke von Baumers Leuten erwischt werden können.

Jakob. Da sind wir sicher, weil wir schon weit über die Gränze sind. Und überdies habe ich zum Ueberflusse gesorgt, daß wir unerkannt bleiben können. Da sehen Euer Gnaden, darum habe ich mich so verkleidet, und ich wette, Baumer wird mich in meiner Perücke, und dem schwarzen Doktorskleide nicht erkennen.

Andreas. Das ist wahr, du siehst närrisch genug darin aus.

Jakob. Und auf Euer Gnaden habe ich auch gedacht. Sehen Sie?

(Er reicht ihm ein hellblaues, prächtig gesticktes Kleid, nebst Hut und Degen).

Andreas. Was soll ich damit?

Jakob. Sich ankleiden.

Andreas. Ich bedarf deines Kleides nicht, denn meine Jacke ist mir lieber, als deine Borden.

Jakob. (lächelnd). Das glaub ich. Euer Gnaden wissen schon, wie sie sich helfen können, aber ich dächte, sie nehmen es der schönen Gräfin Bianka zu Liebe doch.

Andreas. Was kümmert mich deine Gräfin Bianka? —

Jakob. Je nun, sie meint, weil Ihre Feinde Ihnen nun auf der Spur wären, so würden diese Euer Gnaden nicht so leicht erkennen, wenn sie in diesem Kleide sich zeigen würden.

Andreas. Das ist wahr, da hat sie Recht!

Jakob. Und zudem sind ja Euer Gnaden Kleider ganz naß, so wäre es wohl nöthig, sie anzuziehen. —

Andreas. Du sprichst sehr gut, auch wäre ich bereit, deinen Vorschlag anzunehmem, aber wie verdiene ich diese Güte von jener Gräfin?

Jakob. Auf die natürlichste Art. Ich hatte einst auch ein Liebchen, das mir zu Liebe Alles gethan, Alles aufgeopfert hätte. Euer Gnaden belieben nur mitzugehen, denn die Gräfinn harret ihrer sehnlich, und trug mir auf, nicht zu verweilen, sondern sie so geschwind als möglich zu bringen.

Andreas. Ich kann mich nicht aufhalten, denn ich will diese Gegend, je eher je lieber verlassen, um allen diesen sonderbaren Abenteuern auszuweichen. Ich will nach Hause wandern.

Jakob. O, thun sie dieses nicht, ich dürfte nie wieder vor die Augen der Gräfin Bianka treten. Zeigen Sie sich ihr wenigstens nur, damit sie sieht, daß sie ihre Vorsorge angenommen haben.

Andreas. Ja! — du hast recht, es wäre unbillig, wenn ich ohne Abstattung meines Dankes von hier wandern sollte. Gib her das Kleid, ich will es anziehen, und mit dir hingehen, mich für ihre Güte zu bedanken.

Indeß Jakob Zeche bemüht war, dem Teppichkrämer in der Aenderung seines Anzuges Beistand

zu leisten, gruben die Jäger mit ihren Hirschfängern ein Grab, in welches sie die Leiche des alten Baumer legten.

Als Andreas mit seiner Umkleidung fertig war, verbarg er vorsichtig seine Jacke in einem hohlen Eichenbaume, und wanderte an Jakobs Seite, von den Jägern begleitet, fort.

Siebentes Kapitel.

Gräfin Bianka. Dem armen Teppichkrämer geht ein Glücksstern auf; er steigt vom Abgrunde des Unglücks zum Gipfel der süßesten Freuden hinauf.

Als sie die große Ebene zurück gelegt, ein ziemlich hohes Gebirg überstiegen hatten, harrte am Fuße desselben ein bequemer Wagen der Müden, in den sich Andreas ohne Umstände setzen mußte. Er, der schon an das Wunderbare zu sehr gewohnt war; weigerte sich nicht im Mindesten, und lies Alles mit sich geschehen. Unterwegs war Jakob Zeche bemüht, den Tiefsinnigen durch Gespräch aufzuheitern, aber Andreas, der von seinen mystischen Reden ohnehin wenig, manchmal gar nichts verstand, achtete nicht auf den Schwall seiner Beredsamkeit, und sann lieber nach, wie er sich gegen die unbekannte Gräfin Bianka betragen solle.

Daß diese Gräfin dem Teppichkrämer wirklich fremd, ganz fremd war, können meine Leser aus dem vorhergehenden Gespräch urtheilen! — Andreas hatte sie nie gesprochen; nie gekannt, nie gesehen, darum mußte es ihm sehr auffallen, daß dieselbe sich um sein Wohl so sehr intressire. Oede war die Gegend weit und breit, keine Hütte zeigte sich in dem ganzen Umkreise, bis endlich in blauer Ferne die silberhellen Fenster eines Landschlosses ihm entgegen glänzten. Es war ein Gebäude, an Pracht und Schönheit unübertreffbar, es schien der König der ganzen Gegend zu seyn. Andreas staunte, und gestand, nie ein schöneres Landhaus gesehen zu haben. Kolossalisch groß, doch symmetrisch war sein Bau; ungeheure Säulen stützten seine Erker, vier steinerne Riesen hielten das Thor, welches ein großer Balkon deckte. Die hohen Bogenfenster schimmerten gleich Krystallen, in der blanken, kupfernen Dachdecke, und den vergoldeten Wetterbahnen, wiederspiegelten sich die Strahlen der Sonne. Vor dem Schlosse rauschten sechs bejahrte, breite und hohe Linden, unter deren Schatten marmorne Ruhesitze angebracht waren, rückwärts war ein

großer, englischer Lustgarten angelegt, den ein dichter Fichtenwald umgab; den Eingang zierten Rasenbänke und marmorne Statuen.

Hier wohnt die Gräfin, sprach Jakob Zeche, als sie diesem irdischen Paradiese sich nahten, und dem armen Teppichkrämer pochte laut vor Angst das Herz. Ein Schweizer zog dreimal die Glocke, auf welches Zeichen das Hausgesinde herbei eilte, und die Angekommenen mit den demüthigsten Ehrenbezeugungen empfing. Alles drängte sich zu dem betäubten Teppichkrämer hin, Alles küßte ihm die Hände. Andreas stand da wie versteinert, wagte kaum vorwärts zu schreiten, denn der Uebergang von jenen schrecklichen Vorfällen zu dieser unerwarteten Behandlung, machte ihn ganz verwirrt. Wäre er durch Jakobs Geschäftigkeit nicht oft aus der Verlegenheit gerissen worden, er hätte wahrlich hier die einfältigste Rolle gespielt. Unter tausend Bewillkommungsceremonien führte man ihn hinauf, wo Gräfin Bianka ihn schon in der Thüre des Saales empfing. Meine Leser werden mir die Beschreibung dieses wunderschönen weiblichen

Geschöpfes erlassen. Wer eine Geliebte hat, soll sich diese Bianka eben so vorstellen, wie Jene, dann hat er gewiß das Ideal der vollkommensten Schönheit; und meine Leserinnen mögen das Conterfei von ihrem eigenen Ich nehmen, denn die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts läßt es gewiß nicht zu, daß eine Dame eine größere Schönheit, als sie selbst ist, sich denken könnte.

Kurz, Bianka war herrlich, war prachtvoll. Selbst Andreas gestand es sich, und in seinem Herzen lodert eine Empfindung auf, die er noch nie gefühlt, nie gekannt hatte. Er war halb verloren, halb außer sich, als er diese Gräfin auf ihrem Knie vor sich sah, ihre Hand die seinige drückte, ihr Mund den Willkommsgruß stammelte!

Dank! Dank euch, edler großer Mann! sprach sie, tausend Dank für das gerettete Leben meines Vaters. Ohne Eurer Wohlthat wär ich jetzt eine Waise, wäre Freund und Elternlos, verlassen und unglücklich. Nur große Seelen können ungefordert solche Thaten üben, darum ehre ich in Euch mehr den Vater, als meinen Bräutigam.

Andreas verstand doch so viel Etiquette, daß er sie von der Erde aufhob. Er versuchte ihren Irrthum zu lösen, entschuldigte sich, daß er von keiner ihrem Vater geleisteten Hilfe, oder Rettung etwas wisse; aber Bianka ließ ihn nicht ausreden.

Es ist die Eigenschaft jedes großen Mannes, entgegnete sie, daß er unerkannt edle Thaten üben, sich nie zu ihnen bekennen will! — Doch fügte sie hinzu, bin ich von dieser großmüthigen Handlung nur zu sehr überzeugt. Warum wollen Sie solche gegen mich läugnen, da Sie sich schon schriftlich dazu bekannten, als Sie um meine Liebe warben?

Andreas. Ich? ich habe nie schreiben gelernt.

Bianka. Und doch geschrieben. O! ich verwahre diesen Brief wie ein Heiligthum, und durch jene zwei Jahre, seit ich nichts mehr von Ihnen hörte, war dieser Brief mein Trost. Da ist er, Ihre Schrift werden Sie doch wohl nicht läugnen wollen, nicht läugnen können?

Andreas. Entweder hat ein böser Geist mit mir sein Spiel, oder meine ganze Gestalt hat sich

geändert. Verzeihe mir Gräfin, daß ich dich nicht zu ehren weiß, denn bei uns zu Lande spricht man die Sprache des Herzens, weiß man von keinen Titeln. Ich habe nie Lesen gelernt, darum mag Jakob ihn lesen.

Jakob Zeche nahm den Brief, und las.

Reizende Bianka!

Wer ich bin, bleibt ein Geheimniß. Was ich bin, werden Sie vielleicht, ich sage vielleicht aus meinen Handlungen längst errathen haben. Ich bin ein Mensch, wie Sie, und alle andere, obwohl man gern aus mir den Teufel machen möchte. Unerklärbar sind meine Thaten, das muß ich selbst gestehen, aber durchspähen Sie ihre Absicht, so werden Sie finden, daß sie keines Tadels werth sind. Wohl kann der Mensch auch fehlen. Der Landmann säet Getreide, und es wächst ihm ein großer Theil Unkraut, der Mensch handelt bei der besten Absicht oft böse. Das soll Sie alles nicht irren, schöne Gräfin! wenn man Ihnen Sachen erzählen wird, vor denen das redliche Herz zurückschaudert, wenn man mich beschreiben wird mit Farben der Hölle, wenn man gleich für

mich einen Galgen bauen sollte, lassen Sie andere erzählen, beschreiben, und Galgen bauen und denken Sie, daß eine Zeit kommen wird, von der Sie Aufschluß über alle diese Wunder erwarten können.

Ich habe ihren Vater gerettet; warum ich das that, sollen Sie auch einst erfahren. Ich weiß, daß Sie dankbar sind, daß Sie gern dem Verdienten lohnen. Wollen Sie auch meine That lohnen? wollen Sie mir die Rettung Ihres Vaters vergelten? O ja! ich kenne Sie, ich kenne ihr Herz, es ist dankbar und erkenntlich! Aber ich fordere viel, fordere Ihre Liebe, die Sie schon an den jungen Baron Wiesenau vergeben haben. Ich muß selbst gestehen, daß meine Forderung unbillig ist, aber, *ich liebe!* dies sey meine Entschuldigung. Ich liebe Sie, wie Wiesenau Sie gewiß nicht liebt; doch nein! Wiesenau kann Sie eben so heiß, eben so innig lieben, wie ich, es gebührt mir nicht, Zwietracht und Eifersucht in Ihren Herzen anzuzünden. Kurz, Sie wissen meine Leidenschaft; von Ihnen hängt es nun ab, was noch einst aus mir werden soll! Doch bitte ich, mich nicht mit leerer Hoffnung dahinzuhalten! — Können

Sie mich lieben, so sind Sie im kurzen die Gemahlin des ***, können Sie es nicht, so mag dann die Zeit mein Schicksal entscheiden. Leben Sie wohl! —

Der Teppichkrämer.

Andreas. Und das soll ich geschrieben haben?

Bianka. Sie wollen verneinen?

Andreas. Ich habe dich ja nie gekannt, nie gesehen, wie sollte ich armer Teppichkrämer auf eine Heirath mit dir, die du eine so vornehme Gräfin bist, mir Gedanken machen können? —

Bianka. Sie wollen mich prüfen, aber thun sie das, wie sie wollen, sie werden mich gleich standhaft finden. Sie haben meinem Vater das Leben gerettet, dies ist genug, durch diese That sind sie in meinen Augen edler, angesehener als ein Fürst, und ich halte mein Wort, wären sie auch noch weniger als ein Teppichkrämer. —

Andreas. Aber, ich weiß von allen den Geschichten nichts, wer bin ich denn also, wenn ich kein Teppichkrämer bin? —

Bianka. Das mag ich nicht entscheiden. Sie sind mein Bräutigam, ich Ihre Braut.

Andreas. Du meine Braut? sapperment, das wäre mir freilich ganz recht; denn ich muß dir es nur gestehen, daß du mir recht gut gefällst, aber — wie komm ich denn dazu?

Bianka. O! wüßte ich nicht, daß Sie in allem, sogar in ihren Worten wunderbar, unerklärbar sind, ich könnte mich durch Ihre Kälte beleidigt finden; Aber sprechen Sie was Sie wollen, ich habe vom Gegentheile Beweise, bin überzeugt, daß sie mich lieben.

Andreas. Das hat schon alles seine Richtigkeit, aber —

Bianka. Aber, zweifeln Sie, ob ich Sie vielleicht noch liebe? Wunderbarer Mann! ich vertauschte den Geliebtesten meiner Seele mit Ihnen, vergaß meinen Wiesenau, und wählte Sie! — Um ihn gänzlich zu vergessen, gab ich Ihnen den Ring, den Wiesenau zum Bunde ewiger Treue mir schenkte, und in dem sein Portrait gemalt war!

Andreas. (besieht schüchtern seinen Ring) Einen Ring, mit Wiesenaus Portrait?

Bianka. (besieht ebenfalls seinen Ring) Ja, er ists! es ist der Ring, den ich Ihnen gab, es ist das Portrait meines lang vergessenen Wiesenau. O! Sie lieben mich, lieben mich noch, sonst würden Sie nicht so lange diesen Ring an Ihrem Finger getragen haben. Sehen Sie! auch ich trage den Ihrigen noch; er ist mir werther wie mein Leben, denn er ist das Pfand ihrer Treue.

Andreas. Du sprichst Unwahrheit Gräfin! Wahrlich, zuletzt werde ich noch zweifeln müssen, ob ich auch Ich selbst bin. Ich weiß von dem allen nichts.

Bianka. Sie wissen nichts? Unerklärbarer, das wäre schrecklich! nichts von unserer Liebe? —

Andreas. Nicht das mindeste, wie gesagt, ich habe dich nie gesehen.

Bianka. Nie gesehen? haben Sie nicht selbst den Brief an mich geschrieben?

Andreas. Ich vermag kaum einen Buchstaben, vielweniger einen Brief zu schreiben.

Bianka. Haben Sie mir nicht selbst diesen Ring geschickt?

Andreas. Wie käm' ich armer elender Teppichkrämer zu solch' einem Ringe?

Bianka. Haben Sie nicht für ihn den meinigen abgefordert? Haben sie nicht diesen Ring, den sie an ihrem Finger tragen, von mir erhalten?

Andreas. Nimmermehr! mein Vater gab mir denselben in Verwahrung, als ich von ihm Abschied nahm.

Bianka. O! so bin ich gänzlich, auf immer verloren. Sie lieben mich nicht mehr, Sie suchen unserer Verbindung zu entsagen. Ich bin Ihnen gleichgültig geworden, und so sehr Sie mich sonst liebten, so sehr hassen Sie mich nun.

Andreas. Schönste Gräfin, du irrst dich sehr, wenn du so etwas von mir denkst.

Bianka. (sich erholend) Sie nennen mich schön? wunderbarer Mann! heucheln Sie nicht?

Andreas. O! du bist reizend, schön wie man Königinnen malt, schön wie der erste Morgenstrahl der aufgehenden Sonne. O Gräfin! dein Gatte zu werden, wäre der Vorgeschmack des Himmels!

Bianka. Wäre er das? ist dies Ihrer wahrer, Ihr fester Ernst?

Andreas. Ich habe nie falsch gesprochen, Gräfin! derjenige müßte keine Gefühle, keine Empfindungen haben, den deine Reize nicht bezaubern sollten.

Bianka. O! so wollten Sie mich mit Ihrer vorigen Kälte nur prüfen? Sie lieben mich? gestehen Sie mir es frei, reden Sie ohne Trug, so wie es Ihnen ums Herz ist, lieben Sie mich wirklich?

Andreas. Ich liebe dich! wenn dies Wort Alles das ausdrückt, was ich gegen dich fühle, es ist mir Wonne, wenn ich dich betrachte, und wenn du mich ansiehst, fährt mir jeder deiner Blicke wie ein Dolchstich durchs Herz.

Bianka. Und wünschten Sie wohl mich zu Ihrem Weibe?

Andreas. (vor sie hinstürzend) Schönste Gräfin! ich bin deiner unwürdig.

Bianka. Hinweg mit dieser Sprache. Sie beschämen mich dadurch, denn wenn ich gleich nicht weiß wer Sie sind, so bin ich doch überzeugt, was Sie sind. Wünschen Sie mich zum Weibe?

Andreas. Dies Glück wäre für mich zu unerwartet, Bianka! ich würde fur Entzucken es nicht überleben.

Bianka. Wohlan! wenn Sie mich lieben, wenn Sie mich zu Ihrer Gattin wählen, so schwöre ich Ihnen ewige Treue. Schlagen Sie ein! sobald mein Vater ankömmt, soll unsere Vermählung gefeiert werden.

Andreas. Gräfin! ich erstaune.

Bianka. Schlagen Sie ein!

Andreas. Wenn du aber einst erfahren wirst, daß du dich in meiner Person geirrt hast?

Bianka. So werde ich auch dann mein Wort halten, werde meine That nie bereuen.

Andreas. Wirst mir keine Schuld geben, keine Vorwürfe machen? mich nicht verachten?

Bianka. Ich werde Sie lieben, wie ich Sie jetzt liebe, werde Sie ehren wie meinen Gatten. Schlagen Sie ein!

Andreas. Wohlan! du gibst mir den Himmel auf Erden, und dich selbst bringst du vielleicht um deine Ruhe. Doch trage ich daran keine Schuld, und reiche dir die Hand, den ein Thor wär' ich ja, wenn ich deinen freiwilligen Antrag verschmähen würde.

Andreas schlug ein, beide schwuren sich ewige Treue.

Achtes Kapitel.

Der gräfliche Landmann.

Nachdem die Gräfin ihren Bräutigam im Schlosse herumgeführt, ihn mit Speise und Trank erquickt hatte, ließ sie einspannen, und fuhr mit ihm aus, ihn ihrem Vater aufzuführen. Sie waren ungefähr eine Stunde gefahren, so hielt der Wagen schon unfern einem Dorfe bei einer reinlichen Bauernhütte, die an einem Felsenabhange stand, einen fruchtbaren Obstgarten und eine Reihe von Feldern zu einer, einen lieblichen Birkenhain zur andern Seite hatte. „Hier wohnt mein Vater," sprach Gräfin Bianka. „Hier? entgegnete Andreas," hier in einer schlechten Bauernhütte, indeß du in dem prächtigsten Landschlosse, deßgleichen ich noch nie gesehen, schwelgst? Ja wohl setzte Bianka fort, leider in dieser schlechten Bauernhütte, die ihn vor den Augen seiner Feinde verbirgt, denen

es nicht genug ist, ihn gestürzt, sich an seine Stelle emporgeschwungen zu haben, die dem verfolgten, unglücklichem Greise, noch gerne das Leben rauben möchten. O kommen Sie! sprechen Sie mit dem Redlichen, Sie werden sich überzeugen, daß er Ihres Beistands vollkommen würdig ist.

Sie öffneten die morsche Thür, und traten in die Stube. Hier wankte ihnen ein Greis in Bauerkleidern, gestützt an einem Stabe entgegen. So wie sein gebeugter Körper Schmerz und Kummer verrieth, so zeigten seine Miene, seine Blicke, Größe der Seele, Erhabenheit der Gedanken.

Bianka (ihm in die Arme eilend). Mein Vater! hier habt ihr meinen Geliebten, meinen Bräutigam; seht! da steht er vor euch, der große Mann, nach dessen Bekanntschaft, nach dessen Freundschaft ihr euch lange schon sehntet, da steht der wunderbare Teppichkrämer.

Der Greis. Ist's möglich meine Tochter? Er wäre es, er selbst, auf dessen Ankunft wir schon zwei Jahre harren?

Andreas. Nein! nein! guter Alter! ich bin es nicht, deine Tochter irrt sich, ich bin gewiß nicht der, auf den ihr harret, bin ein armer tyroler Teppichkrämer.

Greis. Ja ja! ein Teppichkrämer, ein Teppichkrämer.

Bianka. O lieber Vater! was kostete es mich für Mühe, eh ich ihn zum Gelübde ewiger Treue brachte. Er verneint seine Thaten, läugnet, daß er der nämliche sey, und doch macht ihn diese Narbe im Gesichte, das Teppichkrämerkleid, und der Ring, den ich zum Zeichen unserer Liebe sandte, und den er noch immer an seinem Finger trägt, uns unverkennbar.

Greis. Du hast recht, meine Tochter! Vortrefflicher Mann, Sie scheuen sich, den Dank anzunehmen, den ich ihnen für die Rettung meines Lebens schuldig bin? o! legen Sie diese geheimnißvolle Hülle ab, seien Sie mein Freund, wie ich der ihrige zu sein schwöre. Sie haben mir das Leben gerettet, sie vermögen mich noch ferner zu schützen, denn übermensch-

liche Kräfte stehen ihnen zu Gebote. Mann! vor dem die Menschen zittern, werden sie mein Freund.

Andreas. Wie kann ich armer einfältiger Mann dich schützen, wie deiner Freundschaft würdig seyn.

Greis. Davon haben Sie triftige Beweise abgelegt. Ich bin Ihnen Ersatz schuldig, und dieser soll nach Ihrer eigenen Forderung die Hand meiner Tochter seyn. Nehmen Sie das Mädchen hin, es ist ein gutes wohlerzogenes Kind, sie wird eine treue brave Gattin werden.

Andreas. O! du machst mich vollkommen glücklich, lohnest mir mit einer Seligkeit, die ich nicht verdient habe.

Greis. Es ist nur ein kleiner Beweis, wie sehr ich mich mühe, jene große Schuld abzutragen. Edler Mann! ich hoffe, sie werden auch ferner mein Freund, mein Schutz bleiben.

Andreas. Stände es in meinem Vermögen, hätte ich jene Kräfte, die ihr mir zumuthet, wer würde dann williger, thäthiger seyn, als ich?

Greis. Verhehlen Sie mir nicht Dinge, von denen ich nur allzudeutliche Beweise habe. O! sagen Sie mir, war es angeborner Durst nach edlen Thaten, oder war es wirkliche Absicht, die Sie bewog, mich zu retten, als unvermeidliches Verderben mir drohte?

Andreas. Siehe Alter! bei der Liebe, die ich zu deiner Tochter trage, betheure ich, daß ich von der ganzen Sache nichts weiß, daß ich dich nie kannte, heute zum Erstenmal sah!

Greis. Möglich, dann war es Zufall, möglich daß Sie mich nicht kannten. O Freund! wenn Sie mich kennen, meine Geschichte hören werden, Sie werden mir Ihr Mitleid, Ihre Hilfe nicht versagen können. Ich war einst mächtig und geehrt, war Minister am Hofe des Fürsten ***. Ein Bube hatte mich gestürzt. O! wer hätte es geglaubt, daß der angesehene Graf Ernst von Biederstein seine Zuflucht in einer Bauernhütte werde suchen müssen! Ich bin dieser Graf Ernst, bin der Unglückliche, Verfolgte, den das Schicksal so hart darniederbeugte, doch vergesse ich gern allen Kummer, alle meine ausgestande-

nen Mühseligkeiten, wenn ich Sie nur als meinen Eidam sehe.

Der unglückliche Graf hatte kaum diese Worte ausgesprochen, da krachte eine Fensterscheibe, und blitzschnell flog eine eiserne Kugel durch die Stube, und prallte an der hölzernen Wand zurück. Alle fuhren erschrocken zusammen, Bianka's und des Grafen Blicke hafteteten schüchtern, und erwartungsvoll auf der Miene des Teppichkrämers, der wie ein armer Sünder da stand, und glaubte, dies wäre ein Vorzeichen, daß sich die vorher überstandenen Auftritte erneuern würden.

Von der Kugel entwickelte sich plötzlich ein Stück Papier, Graf Heinrich hob es von der Erde, und las diese Worte mit Blut geschrieben darauf:

Armer Teppichkrämer!
Dein Vater ist todt.

Das war die ganze Nachricht, so klein als sie war, so war sie doch kräftig genug, den armen Teppichkrämer auf das Heftigste zu erschrecken. „Gerech-

der Himmel! rief er, mein Vater? mein armer Vater? jammerte der Betrübte, und bat den Grafen den Zettel noch einmal zu überlesen. Heinrich las deutlich die nämlichen Worte. Die seltsame Art, womit dem Teppichkrämer der Tod seines Vaters verkündigt wurde, befremdete sowohl ihn, als den Grafen, und seine Tochter, nur daß Andreas sie nicht so in acht nahm, weil ihn der Gedanke an die Wirklichkeit dieser Nachricht zu stark beschäftigte. Daß sie ihn anging, war allzudeutlich, denn auf dem Krankenbette lag sein Vater, als er ihn verließ, und Andreas verzweifelte schon damals, ihn bei seiner Rückkunft lebend wieder zu finden.

Er jammerte kläglich, und gab zu verstehen, daß er sogleich nach Hause wandern wolle, weil seine Geschwister seiner Gegenwart nöthig haben werden, und er für dessen künftige Erhaltung Sorge tragen müsse. So sehr der Graf ihn bat, zu verweilen, so sehr er ihn beschwor, eher seine Vermählung mit Bianka zu feiern, so war Andreas dennoch zum Dableiben nicht zu überreden, nur die einbrechende Nacht zwang ihm das Versprechen ab, daß er sie in Biankas Schlosse

zubringen, und erst morgen reisen wolle. Der Graf, Bianka und Andreas setzten sich in den Wagen, der sie in einer Stunde in das Landschloß brachte.

Das köstlichste Nachtmahl, das Biankas Köche bereiteten, hätte noch zehnmal köstlicher sein können, und würde doch den Teppichkrämer nicht behagt haben. Er fühlte eine Schwäche in seinen Gliedern, einen Fieberfrost in allen Adern, und kalter Schauder überlief seinen Nacken. Man sah deutlich, daß dem Armen nicht wohl sey, und rieth ihm weislich sich bald zur Ruhe zu begeben.

Neuntes Kapitel.

Der wunderbare Arzt.

Theils die seither ausgestandene Angst bei so vielen Gefahren, theils der plötzliche Schrecken, der ihm die Hiobspost von seines Vaters Tode beibrachte, zerrütten seine Gesundheit. Es entspann sich allmälig eine langwierige Krankheit in ihm, und schon den kommenden Morgen, als er fortwandern wollte, konnte er Schwäche halber, das Bett nicht mehr verlassen; es tobte anfangs in ihm, wie die schärfste Dezemberkälte, ein hitziges Fieber folgte nach, und hielt ihn Mondenlange auf dem Krankenlager, versagte ihm auch oft den Gebrauch aller seiner Sinne. In diesem Zeitpunkt, da Andreas phantasirte, wich der Graf nicht von seiner Seite, weil er etwas von seinen Geheimnissen zu erfahren hoffte. Auch mehrte sich wirklich

seine Meinung, daß Andreas ein wunderbarer Mann seyn müsse, ein Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote ständen, dadurch nicht um ein Geringes, daß Andreas, vor dessen Seele alle die Bilder der erst erlittenen Gefahr schwebten, in seiner Phantasie von lauter Leichen, Gefängnissen, Mördern und Wassernöthen sprach.

Daß die Nachricht, die mit der eisernen Kugel in die Hütte geflogen war, wörtlich wahr sey, glaubte der Graf steif und fest, weil er sah, wie sie den Teppichkrämer erschütterte, ihm sogar eine gefährliche Krankheit zuzog; aber woher diese Nachricht kam, wer sie ihm gab, dies war ihm ein Räthsel. Die wunderbare Zuschickung, die mit Blut geschriebenen Worte ließen ihn endlich muthmaßen, Andreas müsse mit dem Satan im Bunde steh'n, der ihm dergleichen treue Dienste leiste.

Noch mehr bestätigte sich diese Muthmaßung, als an einem Morgen einer seiner Knechte ihm berichtete, er hätte in dem Zimmer, wo Andreas liege, öfter in der Nacht einen alten ehrwürdigen

Mann wahrgenommen, der dem Kranken Heilungs-
mittel reiche, und sich lange immer mit ihm beschäf-
tige. Dies war über allen Verstand des Grafen,
denn er konnte es nicht begreifen, wie dieser wunder-
bare Arzt in des Teppichkrämers Gemach kommen
könne, da das ganze Schloß sogar auch Andreas
Zimmer versperrt wäre, und nur Geister durch's
Schlüsselloch zu schleichen im Stande wären. Er
nahm sich sogleich vor, diesen nachzuspüren. Mehrere
halbe Nächte durchwachte er an des Kranken Zim-
merthüre, gukte furchtsam durch eine Spalte, und
sah nichts. Doch einst, als er schon sein Vorhaben
aufgegeben, und des Dieners Aussage für ein Mähr-
chen erklärt hatte, trieb ihm abermal die Neugierde,
gerade um Mitternacht sich hinzuschleichen. Kaum
harrte er einige Minuten vor der Thüre, da wälzte
sich im Gemache aus der Erde eine dichte schwarz-
graue Wolke, die einen angenehmen Geruch verbrei-
tete, hervor, und in ihrer Mitte formte sich eine
Gestalt zusammen, zu einem alten ehrwürdigen
Manne, dem das silberweiße Haar, sein bleicher
Bart bis an die Knie herabfloß. Langsam schritt die-
ser Greis zu dem Bette des Kranken, besah ihn,

und goß ihm dann aus einem silbernen Gefäß, das er in seiner Linken hielt, einen Saft in den Mund. Der Graf sah sich nun überzeugt, es überfielen ihn Schauer und Schrecken dergestalt, daß er voll Furcht in sein Schlafgemach eilte, in das Bette kroch, sich tief mit seinem Kissen zudeckte, und von lauter Geistern träumte.

Am Morgen, als er den Kranken besuchte, fand er ihn viel besser; Andreas phantasierte nicht mehr. Um seiner Neugierde Genüge zu thun, forschte er listig nach, ob Andreas von den nächtlichen Besuchen, mit denen ihn der wunderbare Arzt beehrte, nichts wisse, aber Andreas wußte wirklich nichts, wußte nicht einmal, daß er so lange Zeit krank gelegen wäre.

Es besserte sich mit ihm alltäglich, und man gab ihm Hoffnung, daß er bald das Bett würde verlassen können. Er hörte dies gern, wohl lieber als die Schmeicheleien des Grafen, der nie nachließ, ihm die vermeinten Geheimnisse abzulocken. Der Graf zweifelte gar nicht daran, daß Andreas sehr gut um

die Besuche des wunderbaren Arztes wisse, er erzählte es ihm, und forschte während der Erzählung in seiner Miene, ob in ihm keine Veränderung vorging. Aber Andreas blieb gelassen. Ihm lag nur der Tod seines Vaters in Gedanken. Auch hatte er seit kurzer Zeit des Sonderbaren mehr schon erlebt, und hoffte daher von der Zeit auch die Erklärung dieser Räthsel.

Zum Theile ward sie ihm bald. In einer Nacht, da er nicht schlief, da Gedanken an seine Heimath ihn beschäftigten, alles rund umher ruhig war, und nur das leise Knistern der in einem Winkel düster brennenden Nachtlampe die öde Stille unterbrach, ließen sich aus der Tiefe einige melodische Töne hören, die sich nach und nach wieder verloren. Bald darauf stieg ein blauer Dunst aus der Erde, sammelte sich zu einer dichten schwarzgrauen Wolke, die die Gestalt des wunderbaren Arztes umhüllte.

Andreas sah diese Gestalt zum Erstenmal, doch urtheilte er gleich, daß sie eben diejenige sey, die ihm Graf Heinrich beschrieben, und die ihn während seiner Krankheit besucht hatte. Er erschrack und zog sich im Bette zurück.

Die Gestalt. Erschrecke nicht Andreas, ich bin dein Freund! reiche mir deine Hand.
(Die Gestalt befühlte den Puls des Teppichkrämers.)

Gestalt. Wohl, wohl! deine Krankheit hat sich geendet, deine Kräfte kehren wieder, und in drei Tagen bist du vollkommen hergestellt; Andreas! ich war dein Arzt.

Andreas. Dank dir, gütiges Wesen!

Gestalt. Ohne meiner Hilfe wärst du gewiß schon ein Raub des Todes, aber, danke nicht, gute Thaten lohnen sich selbst. Höre mich nun! was ich dir zu sagen habe. Dein Vater ist todt.

Andreas. Leider hat mir das eine unbekannte Macht schon verkündigt!

Gestalt. Deine Geschwister harren sehnlich deiner, willst du nach Hause wandern?

Andreas. Ich muß, die Armen werden darben; in Noth und Elend schmachten. Wer anders soll jetzt bei ihnen Vaterstelle vertreten, als ich?

Gestalt. Du denkst schön, denkst edel! aber sey außer Sorgen. Ihnen geht es wohl; ich habe für sie gesorgt, und sie vor Noth und Mangel gesichert. Du mußt hier bleiben.

Andreas. Hier bleiben? was soll ich da?

Gestalt. Dinge abwarten, die dir die Zeit erklären wird. Du bleibst hier, und beobachtest gegen Jedermann das größte Stillschweigen. Sage nicht wer du bist, verneine nicht, wenn man dich für einen Andern, wenn man dich für mehr hält, als du bist; bejahe es auch nicht. Lasse Jedermann bei seinem Glauben, und sträube dich nicht, die Gräfin Bianka zu heirathen.

Andreas. Du forderst viel! Mir banget; wie wenn mir neue Gefahren bevorstünden, deren ich schon so viele überstehen mußte.

Gestalt. So werde ich dich schützen. Ich war es, der dich rettete, als Baron Baumer dich dem Gerichte übergeben wollte; ich war es, der dir die Bothschaft von deines Vaters Tode brachte, ich

war es, der deine Geschwister versorgte, und dich pflegte, da du krank warst, ich werde dich auch ferner schützen. Du wirst Dinge erleben, vor denen dein Geist zurückschaudern muß; du wirst dein eigenes Ich doppelt sehen, aber laß dich durch nichts irre machen, denn, wenn dir auch das Schrecklichste begegnen sollte, wenn dir der Tod drohen würde, so vertraue auf meine Hilfe, ich rette dich. Handle so, wie ich dir gesagt habe, und es soll dir ein genügsamer Lohn dafür werden. Lebe wohl.

Plötzlich erlosch die Nachtlampe. Nächtliches Dunkel verfinsterte das Zimmer, und die Gestalt verschwand.

Zehntes Kapitel.

Andreas in doppelter Person.

Andreas befand sich in der seltsamsten Lage. Trotz seines schwachen, kurzsichtigen Verstandes, sah er wohl ein, daß er einer verborgenen Macht zum Deckmantel diene, aber die Absicht dieser heimlichen Wirkung zu begreifen, vermochte er nicht. Als am Morgen Graf Heineich (so veränderte Ernst von Biederstein absichlich seinen Namen), zu ihm kam, machte er ihm, schon etwas stolz auf seinen unbekanten Schutzherrn, zu Wissen, er werde nicht nach Hause reisen, sondern da bleiben; der Graf möchte, wenn er noch Belieben hätte, seine Tochter mit ihm zu verbinden, Anstalten zur Vermählungsfeier machen, indessen hoffe er zu genesen.

Wer war über des Teppichkrämers Erklärung froher als Heinrich, der sogleich alle Vorkehrungen

zu diesem Feste traf, sich einen Wagen vorspannen ließ, und zu einigen ihm treu gebliebenen Freunden fuhr, sie zur Hochzeit einzuladen.

Als er zurückkam, stieg er vor dem Lustgarten ab, um durch ihn beim hinteren Thore in das Schloß hinaufzugehen. Zu seiner größten Freude sah er in einer Allee den Teppichkrämer in seinem hellblauen Kleide spazieren. Er hielt ein Buch in der Hand und las. Graf Heinrich war äußerst vergnügt, ihn schon gesund zu sehen; leise schlich er hinter ihm, um zu erfahren, was er lese, und ihm dann einen Verweis zu geben, daß er es früher abgeläugnet hatte, lesen zu können. Es war ein einziges Wort mit großen Buchstaben auf dem ganzen Blatte geschrieben, und lautete: Eigennutz.

Dies Wort fuhr dem Grafen wie ein Dolchstich durch das Herz; warum, werden in der Folge meine Leser auch erfahren. Um seine Verlegenheit zu verbergen, brach er in einen lauten Glückwunsch aus, den er wegen der widererlangten Gesundheit dem Teppichkrämer abstattete; aber wie groß war sein Erstaunen, als dieser seine Höflichkeiten nicht

erwiederte, ihm keine Antwort gab, nur einen bedeutenden Blick auf ihn warf, und dann langsam hinter die Spalierwand trat. Graf Heinrich ging kopfschüttelnd ins Schloß hinauf. Auf der Treppe begegnete ihm Bianka.

Graf H. Aber Bianka, sage mir doch, was ist denn dem Teppichkrämer widerfahren?

Bianka. Seit der Zeit nichts, Vater! er bessert sich mit jedem Tage merklich.

Graf H. Das sehe ich wohl, er ist ja schon ganz gesund. Allein sein Betragen befremdet mich, Bianka! du mußt ihn beleidiget haben; er sah mich jetzt unten im Garten kaum an.

Bianka. Jetzt unten im Garten?

Graf H. Nun ja, so eben im Garten unten, in der großen Allee. Er ging da auf und ab, las in einem großen Buche, und dankte mir nicht einmal, als ich ihn grüßte, sondern sah mich verächtlich an, und ging fort.

Bianka. Vater! ihr habt geträumt, oder es hat euch ein Gesicht getäuscht.

Graf H. Warum?

Bianka. Der Teppichkrämer liegt ja noch krank im Bette.

Graf. H. Im Bette? jetzt?

Bianka. Ja wohl, so eben war ich dort, kommt und überzeugt Euch.

Graf Heinrich folgte seiner Tochter in das Schlafgemach des Teppichkrämers, und sieh, zu seinem größten Erstaunen lag Andreas im Bette, und schlief sanft. Graf Heinrich bebte wie vor einer Erscheinung zurück, denn nun glaubte er überzeugt zu seyn, daß er Zauberkräfte besitzen müsse, indem man auf natürliche Weise unmöglich zu gleicher Zeit, in eben der Minute auf zwei Orten seyn könne. Gern hätte er sich überredet, daß er geträumt habe; aber es war Wirklichkeit, es blieb Wahrheit. Er hatte ihn im Garten gesehen, und sah ihn jetzt in eben der Minute im Bette, vernahm

noch überdies von seiner Tochter die Betheuerung, daß sie von seiner Seite nicht gewichen, und er also aus dem Zimmer nicht gekommen sei.

Ein gemischtes Gefühl, wo eine Art Ehrfurcht sich mit innerlichen Grausen verband, hegten nun der Graf und seine Tochter gegen den Teppichkrämer. Er schien ihnen ein überirdisches Wesen, ein umherwandelnder Geist zu seyn, und schon bereute Bianka das Versprechen, welches sie ihm gegegeben; schon überlegte Graf Heinrich, ob es nicht besser wäre, wenn Andreas von der Vermählung mit seiner Tochter abzubringen wäre. Doch ließ er von seiner Abneigung gegen die Verbindung dem Teppichkrämer nichts merken, machte vielmehr alle Anstalten dazu, und betrieb diese mit doppeltem Eifer, da Andreas genas, wieder umher gehen konnte, und keine Schwäche mehr in seinen Gliedern fühlte.

O, wie entzückte den Teppichkrämer der schöne Gedanke, bald an der Seite des reizenden Weibes in Reichthum und Ueberfluß zu leben; er machte

schon Pläne für die Zukunft, dachte nicht mehr an die Rückkehr in sein Vaterland, sondern beschloß, seine Mutter und Geschwister hieher bringen zu lassen, und mit ihnen glücklich zu seyn. Er betrachtete sich schon als den Herrn des Schlosses und der umliegenden Felder, schwärmte ganze Tage im Garten, im Wäldchen und der ganzen Gegend umher, und pries jubelnd die glückliche Stunde, in der er dies Land betrat. An die erlittenen Unfälle dachte er nicht mehr, noch weniger glaubte er, daß sein so nahes Glück gleichwohl scheitern könne.

Das Wort Eigennutz, das in dem Buche stand, war die Ursache, daß Graf Heinrich dem Teppichkrämer nichts von seiner doppelten Erscheinung erzählte. Ueberhaupt beobachtete Graf Heinrich nun eben das nämliche zurückhaltende Stillschweigen gegen Andreas, welches dieser gegen ihn bewies. Er sprach nichts mehr von Beistand und Hülfe, forschte nicht mehr nach Geheimnißen, kurz Alles ging so seinen alten Gang fort, und die zur Vermählung bestimmte Zeit rückte nach und nach heran. Andreas harrte wie ein Kind seinem Namensfeste entgegen.

Endlich erschien diese Zeit. Die von dem Grafen geladenen Gäste sammelten sich nach nnd nach auf dem Schlosse, nur Einer fehlte noch, ein Rath von Wallenbach, wegen dessen Ausbleiben man das Fest noch eine Woche verschob. Indessen kürzte man sich die Zeit mit allerlei Ergötzlichkeiten, wobei man des Teppichkrämers linkisches Benehmen auf Rechnung seiner absichtlichen Verstellung schrieb.

Eines Abends, als die Herren im Saale um eine große Tafel beim Nachtmale saßen, und munter waren, trat ein Diener herein, und überreichte dem Grafen einen Brief mit der Meldung, der Reitknecht vom Regierungsrathe von Wallenbach hätte ihn gebracht. Graf Heinrich erbrach ihn, und las. Alle hörten in gespannter Neugierde zu.

Theurer Freund!

Du wirst Dich wundern, daß ich so lange auf Deine Einladung noch nicht erscheine, doch wirst Du mir vergeben, da nun leider nur zu gewiß aus der Hochzeit mit Deiner Tochter und dem Teppichkrämer nichts wird. Ich habe Dir eine schreckliche Neuigkeit zu berichten, die alle un-

sere Pläne vereitelt. Der Teppichkrämer ist gefangen. Vor drei Tagen ist er eingezogen, und in unserer Stadt R**g in das schrecklichste Gefängniß geworfen worden. Ketten, vor deren Gräßlichkeit die Menschheit zurückschaudern muß, fesseln seine Hände und Füße, und wenn ihn nicht eine übernatürliche Macht rettet, so ist er verloren, denn sein Tod ist schon bestimmt, er soll verbrannt werden. Ich habe ihn nie gekannt, bei dieser Gelegenheit zum Erstenmale gesehen. Er ist ein ansehnlicher Mann, und bei seinem Schicksale doch heiter, nur zuweilen verfinstert ein edler Ernst seine Miene. — Die Narbe im Gesichte macht ihn Jedermann kennbar. Ich bedaure den Armen, und wünsche von ganzem Herzen seine Rettung. Wenn du etwas dazu beitragen kannst, so säume nicht, er war ja auch einst Dein Retter. Lebe wohl. —

von Wallenbach.

Einer sah den Andern an. Stillschweigen thronte auf Jedermanns Lippen, die Erstaunen über dieses neue Wunder gefesselt hielt. Was Wallen-

bach schrieb, schien ihnen unbegreiflich, da sie den Teppichkrämer, der in R**g gefangen seyn sollte, in diesem Augenblicke mitten unter sich sitzen sahen. Fast hätten die Fremden gezweifelt, daß Andreas der wahre Teppichkrämer sei, wenn Graf Heinrich ihnen nicht schon vorher sein Abenteuer in der Allee erzählt hätte. Sie hatten verschiedene Beweise, daß der Teppichkrämer mehr als menschliche Kräfte besitzen müsse, und glaubten, was Graf Heinrich betheuerte, daß er in doppelter Person erscheinen, zu gleicher Zeit auf zwei Orten gegenwärtig seyn könne.

Andreas betrug sich dabei ganz gleichgültig, er widersprach laut der Nachricht des Briefes, und behauptete, es wäre falsch; denn Graf Heinrich müsse ihm das Zeugniß geben, daß er seit einigen Monden sein Schloß nicht verlassen habe; überdies sähe man, daß er in wirklicher Person in ihrer Mitte sich befände. Einige von den Gästen stimmten ihm bei, und behaupteten, es wäre eine ausgemachte Unmöglichkeit, daß ein Mensch sich verdoppeln, zu gleicher Zeit auf zwei Orten gegenwärtig seyn könne.

Kaum hatten diese ihre Meinung erklärt, da klirrte der Drücker am Thürschlosse, und Jemand steckte den Kopf zur Thüre herein. Alles wandte seine Blicke dahin, und sieh da! die Thüre ging auf, und in ihr stand eine Gestalt, als ein Teppichkrämer gekleidet. Sie trug einige Teppiche auf der linken Schulter, war ganz das Ebenbild des erschrockenen Andreas, hatte sogar die nämliche Narbe im Gesichte, und und rief dreimal widerholt diese Worte: Kauft Teppiche! wer kauft, wer kauft?

Entsetzen ergriff alle Anwesenden, jeder fuhr auf seinem Sitze zurück, und staunend starrten ihre Blicke auf die wunderbare Gestalt, die in dem Augenblicke wieder verschwand, und die Thüre hinter sich zuschlug.

Auch Andreas sah zu seinem größten Erstaunen diese Erscheinung, sah sein zweites Ich, das ihm der beste, venetianische Spiegel nicht treuer hätte darstellen können; er war in der größten Verlegenheit, denn bald sah man ihm ins Gesicht,

bald an die Thüre hin. Er war selbst betäubt über dieses Wunder, und sollte nun, wie man forderte, Erklärung darüber geben. Wunderbarer Mann! sprach Graf Heinrich zu ihm, Sie müssen mehr seyn, als ein bloßer Mensch, sprechen sie! entreissen sie uns diesem peinigenden Zweifel, wer sind Sie? erklären Sie sich, erklären Sie dieses Wunder.

Andreas schwieg, denn er erinnerte sich der Worte des mächtigen Arztes, er sollte Niemanden widersprechen, Jeden bei seinem Glauben lassen, und eben dieses Stillschweigen bestärkte die Anwesenden in ihrer Vermuthung, er müsse ein Schwarzkünstler seyn. Nur Jene, die vorher über die Möglichkeit einer doppelten Erscheinung, einer zweifachen Gegenwart an einem Orte gezweifelt hatten, legten noch ihren Unglauben nicht ab, und durchsuchten das ganze Schloß, ob sie diesem Wunder auf die Spur kommen könnten. Aber sie suchten vergebens, fragten fruchtlos das Hausgesinde, ob Niemand einen Teppichkrämer in das Schloß kommen sah? denn es hatte Keiner das Geringste bemerkt.

Die ganze Gesellschaft war gestört. Jeder hatte seine eigenen Gedanken, denen er nachhängen zu können wünschte. In kurzer Zeit war der Saal leer, und Alles lag zur Ruhe.

Eilftes Kapitel.

Gespräch in Biankas Schlafkammer.

Andreas, dessen Augen der Schlaf floh, ging im langen Kreuzgange des Schlosses auf und ab und seufzte. So sehr die Erscheinung die Gäste in Erstaunen gesetzt hatte, so sehr beschäftigte sie auch seine Seele. Er konnte es sich eben so wenig erklären, wie diese Gestalt gerade zu der Zeit, in der nämlichen Minute, da man von dergleichen Gegenständen sprach, hier hatte erscheinen können. Nach seiner Meinung konnte es mit natürlichen Dingen schlechterdings nicht zugehen, denn die Gestalt war lebend, das sah er, sie war ihm vollkommen ähnlich, und sprach sogar. Viele wollen behaupten, daß es Menschen gebe, die noch bei Lebzeiten spucken, und dies glaubte Andreas zuletzt selbst, denn das war der einzige Stab, den ihn sein kurzsichtiger Ver=

stand in dieser Dunkelheit darbot. Es überlief ihn ein nicht geringer Schauder, er scheute sich vor seinem eigenen Gespenste, und war schon im Begriffe, in sein Zimmer zurückzugehen, als ihn der Laut einer bekannten Stimme aufmerksam machte und zurückhielt.

Es war die Stimme des Grafen; sie kam aus dem Schlafgemache Bianka's in welches blos eine Thüre aus dem Kreuzgange führte. Andreas schlich sich hin, und sah durch das Schlüsselloch. Da sah er beim Scheine einer Nachtlampe seine Braut Bianka auf einem Sessel sitzen, und den Grafen Heinrich vor ihr stehen. Ihr Gespräch war sehr heftig, und Andreas merkte bald, daß der Inhalt ihn betreffe.

Graf H. Bianka! Dein Sträuben hilft nichts, willst Du Dir meine Liebe erhalten, so sei vernünftig. Möge es dann seyn, wie es wolle, kurz, Du heirathest ihn.

Bianka. O, bester Vater! ich fühle, ich ahnde es, daß ich unglücklich seyn werde.

Graf H. Unglücklich? Hast Du mir es nicht selbst gestanden, daß er Dir gefällt, daß du ihn wirklich liebst?

Bianka. Ich gestehe es auch noch bis jetzt, er ist ein schöner Mann, er gefällt mir, ja sogar, ich liebe ihn, aber —

Graf H. Aber, deinen Wiesenau kannst du nicht vergessen?

Bianka. Das eben nicht. Ich habe auf Wiesenau Verzicht gethan, obschon der Abstand zwischen ihm und dem Teppichkrämer sehr groß ist. Ihnen zu Liebe habe ich ihn aufgeopfert, weil mir Ihr Wohl mehr an dem Herzen lag, als das meinige, und Sie sich von dem Teppichkrämer die größte Hülfe versprachen. Allein, ich fürchte, seine Macht wird ihnen wenig fruchten, da er sie vor Ihnen zu verbergen sucht, und doch unwillkürlich deutlich zeigt. O, Vater! erklären Sie mir das Geheimniß, wer er ist, beweisen Sie mir, daß er ein Mensch, daß er kein Unhold, kein Geschöpf teuflischer Art ist, so bin ich zu Allem bereitwillig.

Graf H. Du machst Dir auch sonderbare Gedanken von ihm.

Bianka. Muß ich nicht? sind sie nicht eine natürliche Folge seiner Handlungen? gewiß, aus Gefängnissen unbemerkt zu entkommen, an zwei Orte zu gleicher Zeit sich zeigen können, vermag kein Mensch. Rechnen Sie dazu die sonderbare Art, durch welche er die Nachricht von seines Vaters Tode erhielt; die nächtlichen Besuche des Arztes, und mehrere längst bekannte Wunder, die er schon ausgeübet hatte, so werden sie meinen Verdacht bald gegründet finden.

Graf H. Du hast recht. Mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, allein um so lieber ist es mir, daß er übernatürliche Kräfte, denen kein Mensch widerstehen kann, besitzt, denn um so gewisser ist dann mein Wiederaufkommen, um so kräftiger seine Hülfe.

Bianka. Und ich soll mich einem solchen Ungeheuer in die Arme werfen? einem Gespenste, das ich unmöglich für menschlich ansehen kann?

Wer wird mich vor seiner Wuth schützen, wenn er einmal meiner Reitze satt würde?

Graf H. Eben deßwegen sei es Deine Sorge, ihn immer in geziemender Achtung zu erhalten.

Bianka. O, Vater! ich kann nicht.

Graf H. Bianka! sei nicht ungehorsam. Ich will Dich weder bitten noch zwingen. Ueberlege es wohl, was du Deinem Vater schuldig bist. Gute Nacht.

Graf Heinrich verließ das Zimmer, und Andreas verbarg sich hinter einem Pfeiler, um nicht von dem Vorübergehenden gesehen zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Neue Wunder.

Kaum verhallte der Schritt des Grafen in dem weiten gewölbten Gange, kaum bewies die öde Stille, die kein Lüftchen unterbrach, daß Niemand mehr vorhanden sey, als Andreas von einer eiskalten Hand sich ergriffen, und fortgezogen fühlte. Er schauderte zusammen, und konnte vor Schrecken nicht einmal ein Angstgeschrei laut werden lassen. „Zittere nicht," sprach eine Stimme, „bebe nicht, und folge mir, ich bin dein Freund, ich bin der, der dir deine Gesundheit wieder gab."

Was blieb dem armen Teppichkrämer übrig, als zu folgen; zwar lief es ihm eiskalt über den Rücken, aber dennoch hatte er so viel Vertrauen zu seinem wun-

derbaren Arzt gefaßt, daß er auch jetzt hoffte, er würde mit ihm nichts Böses im Sinne haben. Der Weg ging über viele steinerne Treppen, durch viele eiserne Pforten, und schrecklich gewölbte Keller, bis sie in ein unterirdisches finsteres Felsenbehältniß kamen, in dessen einer Wand eine Windfakel stak, deren Lichtschein ihr emporwallender Rauch wieder verfinsterte. Schauder durchbebte des Teppichkrämers Glieder, und Grausen sträubte sein Haar empor. Es war ihm, als wäre er mitten unter Geistern in einer Todtengruft. Es wehte ihm Leichenduft entgegen, und was diese Scene noch fürchterlicher machte, war das gräßliche Gewitter, dessen Donner die feuchten Felsenmauern erschütterte. Bei dem düstern Scheine der Fackel erkannte endlich Andreas die weiße Gestalt, die ihn führte; es war die nämliche, durch deren Pflege er seine Gesundheit wieder erlangte. Sie trat zur Fackel, schlug dreimal mit einem eisernen Stäbchen, das sie in ihrer Rechten trug, an dieselbe, daß die Funken umhersprühten; heller loderte ihre Flamme auf, und der arme Andreas wankte halb ohnmächtig zurück. Er sah, was doch seine Augen selbst bezweifelten, seine Vernunft nicht zulassen konnte, sah hier auf einer mit

schwarzem Tuch behangenen Todtenbahre die Leiche seines Vaters liegen. Seine Blicke starrten wild dahin, um sich von der Wahrheit dieses Gesichtes ganz zu überzeugen; und es blieb Wahrheit! es war keine Erscheinung, es war wirklich sein Vater. In seinem Tyroler Kleide lag er da, geschlossen sein Auge, übereinander gelegt seine Hände.

Mein Vater! rief Andreas, indem er auf die Leiche niederstürzte; doch schnell fuhr er wieder empor, als er auf dem Kleide desselben geronnenes Blut bemerkte, und in der Brust der Leiche eine Wunde wahrnahm.

Andreas. Gerechter Gott! was soll dies?

Die Gestalt. Dir zur Warnung dienen. Andreas! glaubst du, daß dein Leben in jeder Minute in Gefahr stehe?

Andreas. Ich glaube es, denn leider habe ich das erfahren!

Gestalt. So wie es deinem Vater gieng, könnte es auch dir einst gehen.

Andreas. O! ich begreife es nicht, mein Vater lag ja krank daheim.

Gestalt. Und genas, suchte dich auf, weil du so lange nicht zurückkehrtest, und wurde ermordet.

Andreas. Grausame Menschen! wie hat er es verschuldet? — Mein Vater gemordet?

Gestalt. Er starb für dich.

Andreas. Was sagst du, für mich?

Gestalt. Für dich, und doch nicht für dich. Der Stich galt dir, und doch nicht dir, er galt einer dritten Person.

Andreas. Und traf meinen unschuldigen Vater; böser Geist! warum hast du mich hieher geführt, warum hast du mir dies gezeigt?

Gestalt. Ich habe Erfahrung, daß ein guter Sohn den verstorbenen Vater gern noch einmal sieht.

Andreas. Dann sei dir Dank, inniger Dank dafür. Mein Vater! mein armer Vater, ach! unsre

Schicksale sind wunderbar, sind unerklärbar. Warum bliebst du nicht bei deinen Kindern? dort wärest du doch vor den Dolchen mörderischer Buben sicher gewesen.

Gestalt. Glaube das nicht. Die Furie der Verfolgung dringt in die weiteste Entfernung. Die Rachsucht hätte ihn auch dort erreicht.

Andreas. Rachsucht sagst du? Wer hätte ein Recht dazu; hat mein Vater etwas verbrochen? Jemanden beleidigt?

Gestalt. Dein Vater ist unschuldig, so wie du keine Schuld trägst, dessen man dich schon geziehen hat.

Andreas. Nun so erkläre mir dies schreckliche Räthsel, Mensch oder Geist! oder was du bist, erkläre mir dies Schicksal, das meinem Vater hier getroffen, und meiner vielleicht harret.

Gestalt. Eben dies ist die zweite Absicht, warum ich dich hieher geführet habe. Ich will dir Alles

erklären, will dir die Geheimnisse, welche bis jetzt ein dunkler Schleier deinen Augen verbarg, aufdecken, will dir den Schlüssel geben, der dir alle Räthsel, die dir noch wiederfahren können, vermuthlich wiederfahren werden, lösen soll. Allein! eher beantworte mir eine Frage; — kannst du schweigen?

Andreas. Wozu diese Frage?

Gestalt. Zur Sicherheit. Beantworte sie mir.

Andreas. Ich habe noch nie ein Geheimniß, das mir Jemand mittheilte, verrathen.

Gestalt. Daran hast du löblich gethan. Willst du auch das geheim halten, was Ich dir entdecken werde?

Andreas. Ich will, so fern ich es ohne meinem Nachtheil thun kann.

Gestalt. Nein! unbedingt mußt du schweigen können. Du könntest um eines Vortheils willen alles verrathen. Du mußt schweigen, sollte dir auch Gefahr, sollten dir Ketten und Gefängnisse, selbst der Tod drohen.

Andreas. Du forderst viel, forderst mehr, als ich eingehen kann. Um die Befriedigung einer Neugierde werde ich mein Leben nicht preis geben.

Gestalt. Und doch kann dir auch ohne dieser das nämliche wiederfahren; doch wirst du schweigen müssen, sobald dir selbst alle die Verbrechen, deren man dich einst beschuldigen wird, ein Räthsel bleiben.

Andreas. Gerechter Gott! ich habe ja nichts verbrochen.

Gestalt. Davon bist du, davon bin ich, davon ist aber nicht die Welt überzeugt. Schon hast du es erfahren, daß man dich in Verdacht hält, und in diesen Verdacht wirst du bleiben, weil er nur zu sehr gegründet scheint. Alle deine Entschuldigungen wird man für Ausflüchte nehmen, dich für einen Heuchler, einen Betrüger ansehen, und dich Unschuldigen ungehört verdammen.

Andreas. Ach! wie werd ich Armer diesen Schlingen entgehen, diesen Gefahren entkommen.

Gestalt. Durch die Hilfe einer höhern, dir unbekannten Macht, einer Macht, die schon einmal

rettete, die dir auch ferner beistehen, dich nie umkommen, nie verderben lassen wird, sobald du das beschwörst, was ich von dir gefordert habe.

Andreas. Wer steht mir dafür, daß diese Macht nie zu spät kommen, mich immer retten wird? Wer bürgt mir dafür, daß ich nicht einst die Strafe, vielleicht gar den Tod erleide, den ein Anderer verschuldet hat?

Gestalt. Ich bürge dafür. Wenn es auch gleich den Anschein hätte, daß keine Rettung mehr für dich möglich sey, wenn dir schon der Tod zugesprochen wäre, du zum Hochgerichte geführet würdest, so zage nicht, es soll dir nichts wiederfahren.

Andreas. Nichts? und jene Macht wird mich retten?

Gestalt. Sie wird dich retten. Ich schwöre es dir, bei der Leiche deines Vaters, ich schwöre es dir!

Andreas. Bei deiner Seligkeit! bei dem Unendlichen! der deinen Schwur hört.

Gestalt. Bei dem Donner! der jetzt eben die Mauern dieses Schlosses erschüttert.

Andreas. Wohl denn! ich will schweigen.

Gestalt. Und so handeln, wie jene Macht dich leiten wird?

Andreas. Ich will; doch gebrochen sey unser Bund, so fern ihre Leitung zu meinem Verderben abzwecken sollte.

Gestalt. Er sey es. Allein! du mußt unbedingt schwören, denn oft könnte dir ihre Leitung zu deinem Unglücke führend scheinen, und du würdest das ganze schöne Gebäude vernichten. Andreas! schwöre, und du sollst glücklich werden, denn deiner harret ein herrlicher Lohn.

Andreas. Nun es sey, ich schwöre!

Gestalt. Bei deiner Seligkeit! bei dem Unendlichen, der deinen Schwur hört.

Andreas. Ich schwöre. Bei dem Donner, der eben jetzt so fürchterlich in den Lüften rollt.

*

Gestalt. Nein! bei der Leiche deines Vaters schwöre. Er soll keine Ruhe im Grabe, sein Geist keine Ruhe jenseits der Welt haben.

Andreas. Ha! schrecklich! doch ich schwöre. Und versinken soll ich hier auf diesem Orte, wenn ich einen falschen Eid schwöre!

Kaum hatte Andreas diese Worte ausgesprochen, als fürchterlich der Blitz unter gräßlichem Donner vor ihren Füßen einschlug. Die Mauern stürzten krachend zusammen, und Andreas sank mit sammt der Leiche tief, tief herab.

Dieser sonderbare Zufall, den Andreas für eine Strafe wegen seines unvorsichtig gethanenen Eides nahm, theils der Schutt der über ihn zusammengestürzten Mauern betäubten den Armen. Ein guter Genius mußte ihn geschützt haben, daß die Trümmer ihn nicht zerschmetterten, die ihn tief in einen Strom drückten. Er dachte nicht einmal an das Wunderbare, das dabei obwaltete, sondern trachtete vielmehr, sich aus der dringenden Gefahr zu retten. Wir haben schon erwähnt, daß Andreas ein guter Schwimmer war

Mit leichter Mühe erhielt er sich über dem Wasser, allein der Kraft des Stromes konnte er nicht wiederstehen, und wurde von ihm fortgerissen. Zum Glücke erblickte er am nahen Ufer einen Kahn, der nicht angebunden war, und dessen Spitze nur an dem sandigten Boden ruhte. Andreas strengte alle seine Kräfte an, um dahin zu gelangen, brachte es auch so weit, daß er ihn mit seiner rechten Hand erreichte, und fest hielt; aber schnell kam ein wüthender Sturmwind, der ihn sammt dem Kahn wieder in die Mitte des Stroms trieb, doch ließ Andreas denselben nicht aus, und es gelang ihm endlich, sich hineinzuschwingen. Nun war er wenigstens der großen Lebensgefahr, aber freilich nicht ganz entrissen, denn das Gewitter stürmte noch immer fort, die Nacht war schwarz, wie die ewige Finsterniß, nur der vorbeizischende Blitz erleuchtete zuweilen das schreckliche Thal, durch welches der Strom sich wälzte. Der Sturm raste durch die Luft, die Fluthen des Stromes brausten hoch auf, und warfen den Kahn bald hin bald her, so daß er stets in größter Gefahr war, an den schwarzen Felsenwänden, welche die beiden Ufer des Stromes einschlossen, zu scheitern.

So wie jetzt, hatte die Natur noch nie gewüthet, der Donner nie getobt. Es krachte, als wollten alle die umliegenden Felsenmassen zusammenstürzen, und der Regen plätscherte so häufig herab, daß Andreas alle seine Kräfte, und Geschwindigkeit zusammennehmen mußte, um das aufgefangene Wasser aus dem Kahne zu schöpfen, damit dessen Schwere es nicht zu Boden drücke.

Schon war kein Faden an seiner Kleidung mehr trocken. Die Kälte des Wassers, und der Frost der stürmischen Nacht schüttelte an allen seinen Gliedern. Endlich legte sich das Gewitter, der Donner verstummte, und kein Tropfen Wasser entfiel mehr den zerrütteten Wolken; doch brauste noch schäumend der aufgeschwollene Strom durch das Thal welches mit Wald und Gebirg von allen Seiten umgeben war. Es war Nacht, kein Sternchen schimmerte am finstern Himmel, tiefe Stille herrschte umher, kein Ruf des Steinadlers, der ruhig in seinem Neste horstete, kein Bellen wachsamer Hunde, das ein nahes Dorf hätte vermuthen lassen, unterbrach sie. Plötzlich lenkte sich der Kahn in einen Arm, der vom Strome ab in

ein Birkenwäldchen floß, wo er gerade in eine kleine Bucht einlief, und stehen blieb. Andreas stieg heraus; das erste, was sich seinen Augen darstellte, war eine Hütte, an deren morsche Thür er sogleich anklopfte.

Nach einer Weile trat ein Mann heraus, dessen graues Haar schon hohes Alter verrieth. Er trug eine kleine Leuchte in der Hand, war in einem blauen Kittel gekleidet, und stützte seine Linke an einen Stab.

Sey mir willkommen Andreas! sprach der Mann, sey mir gegrüßt.

Andreas wunderte sich, daß der Mann ihn kannte, sogar bei seinen Namen nannte, er gab es ihm zu verstehen, und der Greis schüttelte mit dem Kopf. Wundert es dich? sprach dieser, Zweifler! der sich Geheimnisse träumt, da nur die Welt das einzige Geheimniß ist. Siehe, trotz deinem seidenen Kleid, trotz dem Gold und Silber, das an deinem Körper prangt, weiß ich doch, daß du nur ein armer Teppichkrämer bist; aber das wundert mich, wie du aus dem prächtigen Palaste der Gräfin Bianka in meine arme Hütte zu einer Zeit kömmst, in der sich die Menschen lieber

nach Ruhe sehnen, besonders, wenn die empörte Natur im Freien tobt?

Andreas erzählte nun, daß der Blitz in einen Erker des Schlosses eingeschlagen hätte, in dessen Fenster er gerade gestanden wäre. Die alten Mauern wären eingestürzt und er herab in den Strom gesunken. Er fügte noch hinzu, daß er sich in einen Kahn gerettet habe, und von dem hieher gebracht worden sey.

Der Greis schüttelte abermal mit dem Kopf. Hm! entgegnete er; deine Aussage hat nicht einmal den Schein der Wahrheit. Du suchst zu verhehlen, was mir doch nicht so ganz verborgen ist. Hast du heute nicht geschworen?

Andreas (ihn verwunderungsvoll ansehend). Geschworen?

Greis. Ja ja! geschworen. Ich frage nicht was du geschworen hast, sondern bloß, ob du geschworen hast?

Andreas. (nach einer kleinen Ueberlegung) Nun ja! ich habe geschworen.

Greis. Siehst du? — das lese ich deutlich in deiner Miene; aber ich will dich nicht zum Meineide zwingen, und vor der Hand dein ersonnenes Mährchen glauben. Komm und trockne deine nassen Kleider beim Feuer, und lege dich zur Ruhe.

Der Greis machte ein Feuer an, wobei er des Teppichkrämers kostbare Kleidung trocknete, indessen der Müde schlief. Andreas wachte erst auf, da schon die Sonne lange in die Kammer schien. Mit dem ersten Blicke sah er ein neues Wunder. Es stand vor seinem Bette ein Mädchen, das die Tochter eines Bauers aus Tyrol war. Nachbarlich standen ihre Hütten neben einander, und die Kinder, mit einander auferzogen, spielten oft traulich zusammen, hatten sich gern, als sie älter wurden, und Andreas gestand oft Marien, so hieß das Mädchen, daß sie ihm wohlgefalle, daß er sie liebe. Beider Eltern sahen es nicht ungern, und machten schon Pläne in die Zukunft, dies Pärchen zusammenzufügen.

Als Andreas seine Heimat verließ, hatte er von Marien wehmüthigen Abschied genommen, denn er

hoffte sie nicht eher, als bei seiner Rückkunft zu sehen, natürlich, daß es ihm nun sehr auffallen mußte, sie, die Weitenfernte vor sich stehen zu sehen. Er rieb sich die Augen, und glaubte zu träumen, und blickte wieder starr auf sie hin, um sich zu überzeugen, daß er recht sehe.

Andreas. Marie! du! bist du es wirklich? bist du es Marie?

Marie. Freilich bin ich es. Zweifelst du vielleicht daran, oder hältst du mich für ein Gespenst?

Andreas. O nein! du bist es, aber um des Himmelswillen, wie kommst du hieher?

Marie. Ganz natürlich! weißt du, daß du mir einmal gesagt hast, daß du mich liebst?

Andreas. (seufzt.)

Marie. Und ich habe dich auch recht gern, und weil ich ohne dir zu Hause nicht seyn konnte, so bin ich dir nachgewandert.

Andreas. Mir gute Marie? — o sprich die Wahrheit!

Marie. Je nun! weil du's nun willst, so muß ich gestehen, daß, was ich sagte, nicht wahr sey, aber dennoch sey versichert, daß ich um dich auch noch mehr thun würde.

Andreas. Aber wie kommst du denn hieher? warum hast du deine Heimat, deinen Vater verlassen?

Marie. Ja! das that ich alles nicht. Ich habe nicht meinen Vater, sondern er hat mich verlassen.

Andreas. Was? dein Vater hätte dich verlassen?

Marie. Leider! (traurig) Er starb.

Andreas. Arme Marie!

Marie. Und hinterließ mir nichts; denn einige Gläubiger, denen er schuldig war, nahmen alles weg.

Andreas. Und du warst also gezwungen, dein Glück weiter zu suchen?

Marie. Ach nein! ich war lange Zeit bei deiner Mutter, aber jetzt bin ich hier.

Andreas. So sage mir doch wie du so wunderbar hieher gekommen ist?

Marie. Das sage ich nicht.

Andreas. Marie! ich bitte dich.

Marie. Ich darf nicht.

Andreas. Hm! es ist sonderbar genug, was du mit dem alten Graubarte, der diese Hütte bewohnt, für Verbindung hast.

Marie. Gerade nicht! wie's nun so geht auf dieser Welt, bald ist man das, bald dies. Ey! ey! wie dich die Neugierde plagt lieber Andreas.

Andreas. Aber sieh Marie! du besitzest gewiß kein Fünkchen Lieb und Treue mehr gegen mich, sonst würdest du es mir sagen.

Marie. Sieh da den Stolzen. Willst du vielleicht noch Ansprüche auf meine Treue machen? vielleicht deiner gräflichen Braut übersatt geworden bist.

Andreas. (verlegen) Wie? du weißt es?

Marie. Pünktlich. Jenseits dem Gbirge harret ängstlich Bianka deiner, und du heuchelst aufs neue bei mir, heuchelst, wenn du mit mir sprichst, heuchelst, wenn du bei ihr bist.

Andreas. Marie! verzeih, ich war undankbar gegen dich, ich hatte dich vergessen.

Marie. Bianka ist schön.

Andreas. O! diese Zauberin hat mit dem ersten Blicke mein Herz vergiftet, meine Seele gefesselt. Ich konnte mich ihren Rosenketten nicht entwinden, und sank zu ihren Füßen.

Marie. Und am Herzen deiner Marie nagte Gram und Schmerz um den Verlust des Geliebten. Marie trauerte, indessen ihr längst Versprochener Luftschlösser baute, und trunken vom nahen Glücke in dem Schooße der Freude schwelgte.

Andreas. Deine Vorwürfe sind gerecht, sie treffen mein Herz. O! daß ich nie mein Vaterland

verlassen, daß ich lieber an Mariens Seite den Acker bebaut, das Vieh gehüthet; ich wäre glücklicher, als jetzt.

Marie. Dann würde kein Gold deine Kleider zieren, kein Pallast, keine Dienerschaft dich zum gnädigen Herrn machen.

Andreas. Und mir wäre dann wohl, denn seit ich ein gnädiger Herr geworden bin, scheint mein Schicksal einen ganz andern Lauf genommen zu haben. Ein Unglück drängt das andere, eine Gefahr hätte ich überstanden, kümmerlich überstanden, und eine neue drohet mir. Wahrlich dem gnädigen Herrn muß es bestimmt seyn, keine ruhige Stunde zu haben.

Marie. Und doch strebt man immer höher zu kommen, wenn auch hinter uns der Abgrund um so tiefer wird.

Andreas. Ich habe nie darnach gestrebt, denn immer lehrte es mich mein Vater, daß, je höher man den Felsen hinanklettert, desto fürchterlicher der Fall beim herabstürzen sey. Marie! ich that mehr gezwun-

gen, als freiwillig, was ich that, und bin bereit, es zu wiederrufen, dir nur allein ewige Treue, ewige Ergebenheit zu schwören.

Halte ein! rief der Greis, der jetzt eben herein trat, und ihr Gespräch mit angehört haben mußte, halt ein! du begingest einen Meineid. Geht es dir aus treuem Herzen, was du so eben gesprochen hast, so kannst du mit der Zeit, vielleicht in Kurzem, Aenderung der Sache hoffen. Der Gräfin hast du Treue geschworen, ihr allein mußt du sie halten, denn auch sie schwur dir unbedingt, und nur beiderseitige Einwilligung kann eure Fesseln lösen.

Andreas. Aber sie liebt mich ja nicht.

Greis. (einfallend) Wie, wie weißt du das?

Andreas. (der sich erst besinnet, daß er seinem wunderbaren Arzte geschworen habe, nichts von Allem zu verrathen.) Nein! ich weiß das zwar nicht, aber der Mensch besitzt den allgemeinen Fehler, daß er stets zweifelt, wovon er nicht kräftig überzeugt ist. Ich meine nur so —

Greis. Du sagst mir da abermal eine Lüge. Doch, verlange ich von dir kein Geständniß. Handle so, wie dir dein Herz sagt, du handelst recht, handelst billig. Nun komme zum Morgenbrode, deine ermatteten Glieder werden einer Stärkung ziemlich bedürfen.

Dreizehntes Kapitel.

„Das Messer ist schon lange für ihn geschliffen."

Wein und Wildpret, das ihm der Greis vorsetzte, behagte dem Teppichkrämer nicht so sehr, als der Anblick seiner Marie, um deren Leib er seine Arme geschlungen hatte. Sie war ein schönes holdes Mädchen, und darum, weil sie Standesgemäß ihm gleich war, interessirte sie ihn mehr als die Gräfin, von der er durch das Gespräch mit ihrem Vater im Schlafgemache überzeugt war, daß sie ihn nicht liebe, und daß eine andere Absicht zu Grunde liegen müsse, warum sie ihm ihr Herz und Hand so hartnäckig aufdringe. Freilich reichte seine Vernunft nicht hin diese Absicht zu errathen, die in einen künstlich angelegten Plan gewebt war. Andreas hätte gern die hundert Gulden, die er von Jakob Zeche erhalten

hatte, dahingeben, wenn er die Gräfin nie gesehen hätte, würde gern auf ihren Besitz sogleich Verzicht gethan haben. Aber nun war es zu spät, er hatte ihr einmal Treue geschworen, und war gezwungen, seinen Eid zu erfüllen. Die Gegenwart Mariens war doppelte Qual für ihn, da er fürchtete, daß sie für ihn vielleicht auf immer verloren sei. Thränen glänzten ihm in großen hellen Tropfen in den Augen, wenn er sie ansah, und doch vermied er nicht diesen Anblick, sondern schien ihn vielmehr zu suchen. Er hatte Freiheit nach Heinrichs Schlosse zurückzukehren, und doch blieb er, und wich nicht von ihrer Seite. Es lag etwas Tröstendes in ihrem Anblicke. Andreas vergaß da aller seiner ausgestandenen Unglücksfälle, aller Gefahren und Leiden, denn Mariens Betragen entzückte ihn. Er sah ein, daß sie große Ursache hätte, mit ihm zu rechten, ihn sogar zu hassen, zu verabscheuen, weil er das Versprechen nicht hielt, das er ihr als Knabe schon leistete, und sie, die gute, sanfte Marie blieb sich gleich, betheuerte ihm noch ihre immerwährende Liebe, und tröstete ihn, wenn er mit dem Schicksale haderte, das ihn in diese Verlegenheit brachte.

Die Begebenheiten dieser Nacht lagen ihm noch immer im Sinne. Die traurige Entdeckung, daß sein Vater keines natürlichen Todes gestorben sei, sondern ermordet worden wäre, stimmte seine ohnehin gebeugte Seele zur düsteren Schwermuth. Er seufzte, denn großer Schmerz wüthete in seinem Innern, der sich immer mehret, wenn man sein Leiden Andern nicht mittheilen kann. Und das konnte Andreas nicht. Er hatte es verschworen. So oft Marie um die Ursache seiner Seufzer fragte, so oft wurde ihr ein Achselzucken und ein gezogenes „Ach" zur Antwort.

Andreas dachte gar nicht an die Rückkehr zur Gräfin, bis ihn der Greis selbst daran erinnerte, aber für heute war es schon zu spät, weil der größte Theil des Tages verflossen war, und — Andreas an Mariens Seite saß. Er bat den Waldbruder, denn dieß war der Greis, und in der ganzen, runden Ferne war kein Dorf, keine Hütte zu sehen, er bat, ihm noch diese Nacht Obdach zu geben, welches ihm der Greis willig zugestand; da dachte Andreas, den kurzen Rest des Tages noch so lange

als möglich zu genießen, und schwärmte an Mariens Seite durch den kleinen Birkenhain, schwärmte über die Wiesen, und an Mariens Lippen. Marie durfte ihm nicht widersprechen, denn es waren Abschiedsküsse, die er auf ihren Mund drückte. — Schön war der Tag, heiter der Himmel, die von Regen durchnäßte Erde erzeugte eine lindernde Kühle, die mit der Wärme der Sonnenstrahlen wechselte! schaurig wehten sanfte Lüfte um sie her, wohltönend sangen die Vögel, und hüpften von Zweig zu Zweig der säuselnden Linden, die um die Hütte gepflanzt waren, und deren Blüthenluft angenehmen Geruch verbreitete. Die ganze Schöpfung harmonirte mit der Stimmung ihrer Herzen, denn romantisch war die Gegend, so wie ihre Empfindungen. Es war ein Thal, von Wäldern und schwarzen Felsen eingeschlossen, von einem kleinen Fluss durchschlängelt. Andreas hörte von Marien, daß dieser kleine Fluß bei Regenwetter zu einem reißenden Strome anschwelle, der oft die halbe Gegend überschwemme, und selbst Bäume entwurzle. An seinem Ufer schlichen die Liebenden zwischen den Weiden und Erlen, und kamen endlich

zu einem hölzernen Kreuze, das der Waldbruder selbst gemacht haben sollte, und schwuren sich da vom Neuem unverbrüchliche Treue, sofern das Schicksal jene Bande, die Andreas an die Gräfin Bianka knüpften, lösen würde. —

Allmälig nahte der Abend heran, und endlich breitete die Nacht ihren Schleier über die Erde. Beide gingen zur Ruhe, mit dem festen Entschlusse, mit Tagesanbruch Abschied von einander zu nehmen. Andreas hatte kaum eine Stunde geschlummert, da machte ihn ein leises Gespräch mehrerer Personen, das aus der neben anstoßenden Kammer kam, munter. Er richtete sich im Bette auf, und horchte zu. Da die Entfernung seines Bettes von der Kammer zu weit war, und er wenig vernehmen konnte, stand er auf, zog sein Beinkleid an, und trat näher. Die beiden Kammern waren nur durch eine Bretterwand von einander getrennt; durch die Fugen derselben fiel der Schein des Lichtes, das in der andern Kammer brannte, auf Andreas Bette. Er legte sein Auge an eine dieser Spalten, und sah in der Nebenkammer fünf bis sechs wilde Kerls um den Waldbruder

herum stehen. Schwarz waren ihre Gesichter, wie ihre Knebelbärte. Kaputröcke deckten ihre Körper, und große Schwerter hingen ihnen zur Seite. Zu des Teppichkrämers größten Verwunderung befand sich auch unter ihnen jener große Mann, der ehemals, als Andreas von dem blinden Baumer zu dem Fürsten geführt werden sollte, ihm seine nahe Rettung vorher verkündigte. Andreas erinnerte sich noch deutlich der Worte: „Nachts um eilf Uhr,„ und erkannte den Fremden beim ersten Blicke. Er schien am heftigsten unter allen zu streiten. „Kurz und gut," sprach er zu den Uebrigen, ich nehme es auf mich, thut, wie ich sage."

Der Waldbruder. Ich dächte, wir warten die Zeit ab, mag dann unser Herr machen was er will.

Ein Anderer. Der Bruder hat Recht.

Die Uebrigen. Sperren wir den Wicht ein, dann hat's ein Ende.

Der große Mann. Nein! beim Wetter, hier dürfen wir ihn ein für allemal nicht behalten, der Kerl hat uns schon lange genug geärgert, und was soll er da umsonst? —

Andreas horchte hoch auf, er urtheilte sogleich, daß das Gespräch von ihm sei. Furcht und Angst ergriffen ihn, er schlich leise zu dem Fenster, öffnete es, und trat wieder zu der Spalte, um ihr Gespräch vollends anzuhören.

Der Waldb. Aber um Alles in der Welt, was sollen wir denn mit ihm anfangen?

Der große Mann. Werfen wir die Bestie ins Wasser.

Der Waldb. Ha! du bist so plötzlich blutgierig geworden, Bruder!

Der große Mann. Behüte. Nur dieser Schuft von einem Menschen macht mich so aufgebracht. Sein fataler Eigennutz, seine Habsucht haben mich so wild gemacht, daß es mir eine Freude seyn würde, ihn mit eigenen Händen zermalmen zu können.

Ein Anderer. Der Bruder hat Recht. Er hat uns schon viele Arbeit verursacht. (An seinen Säbel schlagend). Wahrlich, dies Messer ist schon lange für ihn geschliffen.

Andreas zitterte.

Der große Mann. Ich bleibe dabei, es ist nichts Klügeres, als wenn wir uns den Kerl gänzlich aus dem Wege räumen, so haben wir hernach keine Gefahr zu befürchten.

Der Waldb. Je nun! mir gilt das einerlei, wenn's nur unserem Herrn recht seyn wird. Was meint Ihr, Brüder?

Die Uebrigen. Er sterbe, er sterbe!

Der große Mann. Wohlan! so holt ihn.

Es entstand ein Geräusch in der Nebenkammer, und Andreas, der sicher glaubte, man wolle ihn zum Tode abholen, sprang hurtig aus dem Fenster, und lief barfuß, blos im Unterkleide davon. Angst und Schrecken gaben ihm Kräfte, er glaubte jeden

Augenblick seine Mörder hinter sich zu hören, träumte in jedem Rufe eines Waldvogels, den Schall ihrer Diebspfeife, und achtete nicht die Dornen, die seine bloßen Füße wund stachen, sondern lief so lange rastlos fort, bis er ermüdet niedersank.

Vierzehntes Kapitel.

Jakob Zeche in einer Pfütze.

Allmählich verstrich die Dunkelheit der Nacht, und der Sonne erster Purpurstrahl verkündete den werdenden Tag, als Andreas sich durch die genossene Ruhe wieder gestärkt fühlte, und seinen Weg fortzusetzen vermochte. Daß er, da er in der ganzen Gegend unbekannt war, den Weg verfehlte, und herumirrte, ohne zu wissen, wohin er ging, war ganz natürlich. Zwar sah er einzelne Hütten, und sogar Dörfer vor sich liegen, aber der Arme wagte nicht, sie zu betreten, weil er unbekleidet war, und nichts als das bloße Hemd und das Beinkleid hatte. Er fürchtete, man würde ihn für wahnsinnig halten, als einen solchen behandeln, und gar sich seiner bemächtigen wollen, darum vermied er jeden gebahnten Weg, und schlich durch Moor und Gebüsch. Sein ganzes

Hab und Gut, die hundert Gulden, die ihm der Wirth Jakob Zeche verehrte, hatte er in der Hütte nebst dem seidenen Kleide zurückgelassen. Nicht die geringste Münze, für die er Jemand nur um einen Labetrunk hätte ansprechen können; fand er bei sich, doch schritt er getrost fort, mit dem Wunsche, auf das Schloß der Gräfin Bianka zu gelangen, denn dort konnte er sich die sicherste Hülfe versprechen.

Bald machte er die traurige Erfahrung, daß er sich verirrt haben müsse, weil er, als schon der Abend heranbrach, erst zu jenem hohlen Baum kam, wo er einst sein Teppichkrämerkleid verborgen hatte, und das er auch jetzt noch darin fand. Von diesem Baume an war noch ein großer Weg zu dem Schlosse der Gräfin, doch kümmerte ihn dieser nicht mehr, weil er nun sein Kleid wieder hatte, und doch getrost unter Menschen erscheinen konnte. Sogleich warf er das seidene Beinkleid weg, und legte sein eigenes an, schlüpfte in seine Jacke, warf die Teppiche auf die Schulter, und wanderte vorwärts. Da er diesen Pfad schon einmal gegangen war, so ging er ihn jetzt ziemlich richtig. Ach! seufzte er,

wenn er sein Teppichkrämerkleid betrachtete, hätte ich dich nie abgelegt, nie von mir gegeben, wäre ich weit in fremden Ländern, wo man mich nicht verfolgen, wo dieses arme Kleid keines Menschen Habsucht reizen könnte, wäre ich weit von dieser Gegend, in der ich nichts als abwechselnde Gefahren erlebt habe. Wäre ich doch in meiner Heimat, bei meiner Mutter, bei meinen Geschwistern, o! wie würden diese mich umringen, und sich meiner Ankunft freuen, — ich wäre glücklich. Doch, was hindert mich, diesen Gedanken ins Werk zu setzen. Bin ich jetzt nicht frei, wer hindert mich, meine Schritte umzulenken? und statt zum verführerischen Schlosse der Gräfin, nach meiner Heimat zu wandern; kann ich das nicht? —

Er stand eine Weile still, und hing diesem Gedanken nach. Plötzlich fiel ihm Marie und Bianka ein, und in einer Minute war der Kampf entschieden. Er ging nach Graf Heinrichs Landschlosse.

An einer Quelle, die dem Müden Labung gewährte, lag er eben, als ihn ein ängstliches Wim-

mern und Hülfegeschrei aufmerksam machte. Als er dem Orte, woher der Laut kam, näher war, sah er einen Mann in einer mit grünem Moore bewachsenen Pfütze so tief stecken, daß von ihm nichts als der Kopf zu sehen war."

„Um Alles in der Welt," rief der Gefahrleidende, als er den Teppichkrämer erblickte: Erbarmen Sie sich Euer Gnaden! retten Sie mich nur diesmal noch, ich will es nie wieder wagen, vorwitzig zu seyn.

Andreas stand, unvermögend ihm zu helfen, da. — Die Stimme des Mannes klang ihm sehr bekannt.

Andreas. Je nun, wie soll ich denn helfen? ich kann ja nicht. Beim Wetter! wie bist Du aber da hineingekommen?

Der Mann. Ach! Euer Gnaden wissen es schon. Ich erkenne es, es war recht, daß Sie mich so bestraft haben.

Andreas. Ich?

Der Mann. Das will ich nicht entscheiden. Nimmermehr, in meinem ganzen Leben, will ich es wieder thun!

Andreas. Wer bist Du denn? —

Der Mann (seufzend). Jakob Zeche.

Andreas (die Hände in einander schlagend). Jakob Zeche? — das ist unbegreiflich.

Jakob. Ja wohl, Euer Gnaden! ich habe Mund und Hände voll. Um Alles in der Welt, helfen Sie mir nur diesmal, ich versinke ja.

Andreas fand zum größten Glücke einen abgebrochenen, langen Weidenast, den er dem Aengstlichen reichte, welcher sich so fest daran hielt, daß Andreas Mühe hatte, ihn aus dem ziemlich festen Schlamme zu ziehen. Wie wenig auch Andreas zu der geringsten Freudenbezeugung gestimmt war, so mußte er doch laut auflachen, als Jakob Zeche in seinem schwarzen Doktorskleide, zitternd vor Kälte, vor ihm stand, und der Unrath ihm von allen Seiten herabträufelte.

Jakob warf sich vor dem Teppichkrämer auf die Knie, und flehte unaufhörlich um Verzeihung über die begangene Frevelthat, gelobte zugleich, sie nie wieder zu unternehmen. Obschon Andreas von keiner Frevelthat etwas wußte, so vergab er ihm doch zum Scheine, um nur seines lästigen Betragens los zu werden. Froh über diese Erklärung, eilte Jakob zu der Quelle, wusch den Schmutz so gut als möglich von seinem Kleide ab, und betrat an des Teppichkrämers Seite den Weg nach dem Schlosse der Gräfin Bianka.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Teppichkrämer wird begraben.

Nach vielem Zureden Jakobs, ließ sich Andreas endlich bewegen, indem schon die Dunkelheit der Nacht eingebrochen war, in einer Herberge einzukehren, die einsam im Walde, gerade an dem Wege stand. Er hätte es nicht gethan, würde lieber die Nacht im Walde unter Gottes freiem Himmel zugebracht haben, wenn ihn nicht die Sorge, von jenen Mördern, die er in der Hütte des Waldbruders belauscht, erhascht zu werden, dazu gedrängt hätte.

Sie fanden in der Stube Niemanden, als den Wirth, der sie sogleich freundlich bewillkommte, und ihnen ein Nachtmal auftrug. Dem Teppichkrämer, der den ganzen Tag über nichts genossen hatte,

schmeckte es wohl; er aß und trank, und streckte sich zuletzt auf die Bank, willens, da zu schlafen; aber da kam der Wirth, und führte ihn in eine Seitenkammer, wo ein bequemes Bett bereitet stand, in welches sich Andreas, trotz alles Sträubens legen mußte.

Der Schlaf drückte bald seine Augen zu, doch weckte ihn eben so bald ein sanftes Rütteln. Ein schwacher Schein irgend einer Lampe, die man aber im Zimmer nicht wahrnahm, erleuchtete es, und die Gestalt des Teppichkrämers, die einst im Schlosse des Grafen Heinrich bei der Abendtafel erschienen war, stand vor seinem Bette.

Andreas! sprach das Phantom, wenn Du Deinen Vater noch einmal sehen willst, so eile auf das Schloß der Gräfin, denn mit Tagesanbruch wird er begraben.

Das Licht erlosch, die Gestalt verschwand. Andreas starrte noch lange auf den Ort, wo die Gestalt stand, und dachte nach, was es doch für eine Bewandtniß mit ihm haben möge; plötzlich stieg

kindliches Gefühl in sein Herz, das ihn sogleich aus dem Bette trieb. Er wußte, daß er noch einen ziemlichen Weg bis zu dem Schlosse habe, und da sein Vater mit Tagesanbruch begraben werden sollte, so machte er leicht den Schluß, daß er in der Nacht wandern müsse, wenn er bis zu dieser Zeit dort anlangen wolle. In einer Minute war er angekleidet; nun aber entstand die große Frage, wie er unbemerkt nach Hause kommen könnte, da aller Wahrscheinlichkeit nach, noch die Hausthüre verschlossen seyn würde. Es fiel ihm aber bei, daß er in jener Hütte des Waldbruders durch das Fenster sich salvirt hätte, und schnell nahm er sich vor, dieses, wenn es möglich wäre, auch hier zu versuchen. Es war ganz leicht. Das Zimmer war zu ebener Erde; Andreas öffnete das Fenster, und husch war er im Freien.

Da der Mond sehr hell schien, so gelang es ihm mit leichter Mühe, aus dem Walde zu kommen. Die Sehnsucht, noch einmal seinen theuern Vater zu sehen, beflügelte seine Füße, er erreichte bald dir große Ebene, überstieg muthig das Gebirge,

und als die Morgenröthe die Fluren vergoldete, sah er das Schloß der Gräfin schon nahe. Mit verdoppelten Schritten eilte er hinzu. Hoch klopfte sein Herz, und Trauergefühl um den Verlust seines Vaters preßte seine Brust.

Endlich war er da, gerade als ein langer Zug von Menschen aus dem Thore trat, und in seiner Mitte ein Sarg auf den Schultern einiger schwarz bemäntelter Männer schwebte. Thränen brachen aus seinen Augen, heftige Seufzer entfuhren seinen Lippen. Er stürzte wehmüthig mitten unter das Volk, das bei seinem Anblicke erschrocken auseinander sprang. „Der Teppichkrämer! der Teppichkrämer!" murmelte man von allen Seiten; der Zug stand; Graf Heinrich und Bianka eilten herbei und bebten schaudernd zurück.

„Er ists!" riefen sie, um des Himmels willen! er ists.

Andreas eilte auf den Grafen zu, der ihn rasch und feurig in seine Arme faßte. Wunderbarer Mann! sprach Heinrich, so eben begraben wir Ihre Leiche.

Andreas. Meine Leiche?

Graf H. Ja, Ihre Leiche, oder sind Sie vom Tode auferstanden? Vorgestern fand man Sie im Flusse, Sie mochten vermuthlich mit dem eingestürzten Theile des Schlosses herabgesunken seyn.

Andreas schwieg, denn er hatte geschworen, Nichts zu verrathen, Nichts zu widersprechen, sondern Jeden bei seinem Glauben zu lassen. Graf Heinrich, der wirklich glaubte, Andreas wäre vom Todte auferstanden, ließ den Sarg öffnen, und fand zu seinem größten Erstaunen, eine Leiche darin die eben die Narbe im Gesichte, mit dem Teppichkrämer die genaueste Aehnlichkeit, und eben solch ein Kleid an sich hatte, wie Andreas. Dieser sank auf die Leiche seines Vaters, und benetzte ihr Gesicht mit Thränen. Er wußte sich den Irrthum wohl zu lösen, erinnerte sich, daß nach dem Donnerschlage die Leiche eben so wie er in den Strom herabgestürzt sei, und urtheilte ganz recht, daß man diese im Fluße gefundene Leiche, von der man nichts wußte, und die natürlich eine große Aehnlichkeit mit ihm

haben mußte, für die Leiche seines eigenen Ichs angesehen habe.

Es war auch so. Graf Heinrich war sehr erschrocken, als er nach seiner Meinung den Teppichkrämer so plötzlich dahingerafft sah. Er ließ ihn drei Tage liegen, denn er hoffte sein Wiederaufleben, weil er auf dessen geheime Kräfte viel baute. Nun, da bei dem Zuge eben Andreas so unverhofft erschien, wähnte Heinrich steif uud fest, seine Hoffnung wäre erfüllet, und der Teppichkrämer zu neuem Leben auferstanden. Aber, da er ihn nun abermals in doppelter Person sah, so machte ihn dies neue Wunder ganz betäubt. Er hielt es für eine Täuschung, und wußte nicht, ob er den todten oder den lebenden Teppichkrämer für Wirklichkeit halten sollte.

Der Priester, der den Zug führte, und von den sonderbaren, an Zauberei gränzenden Handlungen des Teppichkrämers Vieles gehört hatte, dachte daß auch jetzt die doppelte sich widersprechende Erscheinung dieses Wundermannes, nicht mit rechten Dingen zugehe. Er sah den Teppichkrämer todt im Sarge, und lebend vor der Bahre. Die Leiche seines

Vaters glich dem Teppichkrämer natürlich sehr viel, da das Wasser die Runzeln aus dem Gesichte glättete, in welchem sich eben die Narbe befand, die Andreas als ein Muttermahl aufzuweisen hatte.

Das ist ein Blendwerk der Hölle, dachte der Priester bei sich, und begann die Leiche zu segnen, und den Teppichkrämer zu bannen, doch vermochten seine Kraftsprüche weder eine Veränderung, noch das Verschwinden dieser natürlichen Erscheinung hervorzubringen. Um nur diese schauerliche, für ihn vielleicht bedenkliche Scene so bald als möglich zu enden, befahl er, den Leichenzug fortzusetzen.

Man mußte den armen Andreas mit Gewalt vom Sarge trennen, denn stummer Schmerz, schweigende Verzweiflung, hielten ihn bei seinem todten Vater fest. Die Umstehenden wußten sich sein Benehmen nicht zu erklären, sie sahen Thränen über die vollen Wangen rollen, sahen, daß seine Lippen fest an den Lippen der Leiche, die sie für sein zweites Ich hielten, schloßen, und hörten ihn doch nicht klagen, denn, obwohl Andreas gern sein Leid mit-

getheilt, sein Schmerzgefühl ergossen hätte, so durfte er es nicht wagen, weil er geschworen hatte, durch äusseres Betragen keinen Anlaß zur Muthmassung des Irrthums zu geben, vielmehr durch geheimnißvolle Handlungen jenen Glauben an seine Wunderbarkeit zu vermehren.

Er schwieg. Langsam und traurig, mit niedergesenktem Haupte, und übereinander geschlagenen Armen folgte er der Bahre, die auf den Achseln der Schwarzbemäntelten nach dem Wäldchen zuwallte, in dessen Mitte zwischen sechs hohen Pappeln ein Grab gemacht war. Hier stand man still, kein Laut begleitete die Leiche unter die Erde hinab, nur des armen Andreas schmerzverrathendes Schluchzen unterbrach die öde Stille, die man gespannt über diesen sonderbaren Vorfall allgemein beobachtete. Als der Hügel gehäuft, das Kreuz darauf gepflanzt war, kehrte Jedermann zurück, nur Andreas blieb mit gefalteten Händen am Grabe knien, und betete.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Brief, der eine neue wunderbare Begebenheit bekräftigt.

Was kann wohl dem Menschen schmerzlicher seyn, als der Verlust seiner Eltern. Andreas fühlte ganz das Bittere dieses Unglücks; er that was tausend andere in diesem Augenblicke gethan haben, er wünschte, an seines Vaters Seite ruhen zu können. In Zeitpunkten, wo man alles verliert, hat das Leben keinen Reiz für uns, man sieht im Gegentheile mißmuthig der zweiten Hälfte entgegen, die bei unserm Gefühl allen Werth einbüßt. Andreas saß, nachdem er lange genug gebetet hatte, auf dem Grabe seines Vaters, und warf Blicke in die Zukunft, für die er doch keinen Entschluß zu fassen vermochte. Er konnte mit sich selbst nicht einig werden, ob er nach Hause reisen, oder auf dem Schlosse des Grafen verweilen

sollte. Gern hätte er seine Geschwister gesehen, gern ihren Umarmungen entgegengeeilt, aber, wenn er bedachte, daß weder Marie noch Bianka in Tyrol sich befänden, wenn er an die Erhöhung seines Standes, die durch die Heirath erfolgen müßte, sich erinnerte, da vergaß er wieder seiner Geschwister. Was soll ich in Tyrol; entschuldigte er sich, ich kann ihnen nichts nützen, und durch meine Abwesenheit nicht schaden, da, wie mich mein wunderbarer Arzt versicherte, meine Mutter und alle meine Brüder und Schwestern gut versorgt sind, fast im Ueberflusse leben. Mir ist die Welt ohnehin gleichgültig geworden, darum will ich da bleiben, und das Ende meines unglücklichen Schicksals da, wo es angefangen hatte, abwarten.

Das ward endlich nach langem Nachdenken sein fester Entschluß. Er hob sich von der Erde, und schritt langsam nach dem Schlosse. Als er daselbst ankam, wartete man schon mit dem Mittagsmahle seiner, und empfing ihn mit einer kalten doch ehrerbiethigen Zurückhaltung. Das erste was dem Teppichkrämer auffiel, war, daß alle zur Hochzeit geladene Gäste schon

verschwunden waren, das zweite, daß man während der ganzen Mittagsmahlzeit, ja sogar durch einige Tage hindurch von keiner Heirath, von keiner Liebe sprach, sondern ein sonderbares Stillschweigen beobachtete. Andreas that desgleichen, denn er hielt die Heirath schon nicht mehr für ein so großes Glück, weil er Marien in der Nähe wußte.

Oft, wenn er sich vom Schlosse wegschleichen konnte, oder Graf Heinrich mit seiner Tochter zu den benachbarten Freunden fuhr, oft suchte dann Andreas den Weg zu der Hütte des Waldbruders, aber immer vergebens. Er wußte, daß er nicht fehlen könne, wenn er dem kleinen Flusse nachginge, doch war eben dieses eine Unmöglichkeit, weil er sich in ein Felsgebirge verlor, das Andreas, obwohl er von Jugend auf, Berge zu erklettern gewohnt war, nicht übersteigen konnte. Wenn er dann auch einen Umweg machte, so konnte er trotz aller Mühe den Fluß doch nicht wieder finden.

Eines Tages, als Graf Heinrich absichtlich mit dem Teppichkrämer in das Wäldchen spazieren ging, und Andreas es genau an seiner Miene merkte, daß

er etwas wichtiges ihm entdecken wolle, kam ein Bedienter des Regierungsrathes von Wallenbach, und brachte einen Brief. Graf Heinrich erbrach, und las ihn.

Theuerster Bruder!

Die Wirklichkeit von des Teppichkrämers Wunderthaten bestätigt sich mit jedem Tage. Ich habe gehört, was bei dir in Anwesenheit deiner Freunde ist, denn sie haben mir den ganzen Verlauf erzählt. Wohl war es wunderbar, daß in eben dem Augenblicke, da du meinen Brief erhieltest, der Teppichkrämer in eurer Mitte saß, aber noch übernatürcher ist es, daß er sich in doppelter Person euch zeigte. Das erste wäre wohl zu erklären, denn der Brief kam euch etwas spät, und der Teppichkrämer verschwand an eben dem Tage aus dem Gefängnisse, und doch bleibt es mir ein Räthsel, da du, wie meine Freunde aussagen, betheuerst, daß er nie aus deinem Schlosse gekommen sey. O Bruder! wer muß wohl dieser Mensch seyn? Stelle dir nur das Staunen, das Entsetzen vor, als am bestimmten Tage seiner Hinrichtung die Häscher in

sein Gefängniß traten, und es leer fanden. Sage mir, wie ist dieser Wunderbare entkommen? Man fand die eisernen Pforten fest verschlossen, die Mauern unverletzt. Ich würde schwören keine Maus sey im Stande, aus diesem, einem der schrecklichsten Kerker, die je bestanden haben, und noch bestehen, zu entkommen, und doch war er weg, verschwunden wie eine Erscheinung. Auch, was das sonderbarste ist, erzählte man allgemein am andern Tage, der Teppichkrämer hätte einem reichen Wucherer viel Geld genommen, und es an eine Familie verschenkt, die durch seine Schuld in's Unglück gerathen sey, womit er sie vom Hungertode gerettet habe. Dann habe er einen Wollüstling gezwungen, ein armes Mädchen, das dieser verführt hatte, zu heirathen, und dem Fürsten hat er geschrieben, er wolle ihm in neun Monaten, zu seinem eben einfallenden Geburtstage, in eigener Person seinen Glückwunsch abzustatten kommen. Alles ist hier wegen diesen Wundermann in Bewegung, das gemeine Volk ist für ihn sehr eingenommen, und läßt sich verlauten, man solle ihn, da man ohnehin von bösen Haudlungen, die er üben sollte, nichts

weiß, ungestört umherwandeln lassen, denn man hält ihn fast gleichstimmig für einen Geist. Schreibe mir lieber Bruder! was du von diesem Manne, der in unserm Zeitalter so großes Aufsehen macht, alles weißt, ob er noch bei dir ist, und vorzüglich, ob das wahr sey, was hie und da erzählt wird, daß der Teppichkrämer hart an deinem Schlosse im Flusse todt gefunden worden, und schon begraben sey? Ich ahnde ein neues Wunder. Lebe wohl. Deine Sachen stehen hier noch immer schlimm, der Fürst verläugnet diesmal seine Güte, und will nichts von einer Gnade für dich hören. Das beste ist, daß er von deinem Aufenthalte nichts weiß, und man dich unter deinen fremden Namen nicht kennt, sonst wärst du trotz dem, daß du im fremden Lande dich befindest, keine Minute sicher. Ich bin und verbleibe

Dein

aufrichtiger Freund
von Wallenbach.

Siebzehntes Kapitel.

Graf Heinrich erzählt seine und seiner Tochter Begebenheiten.

Andreas blieb verlegen stehen, denn er befürchtete, Graf Heinrich würde ihn mit neuen Nachforschungen auf die Folter spannen.

Seine Vermuthung war gegründet, denn nachdem Graf Heinrich einigemal bald den Brief, bald ihn ansah, faßte er schnell seine Hand, und sprach:

„Sonderbarer Mann! warum soll ich vor Ihnen mein Herz verschließen, dessen innerste Falte Sie zu durchblicken vermögen. Nein ich will nicht ferner verschweigen, was Sie ohnehin wissen werden, will Ihnen bekennen, treu bekennen, Ihre bewiesene Güte verspricht mir sichere Verzeihung, läßt mich hoffen, Sie

werden Ihre hilfthätige Hand nicht von mir abziehen. Ja! hören Sie es aus meinem eigenen Munde, daß nicht Liebe für Sie, mein und meiner Tochter Betragen leitet, und daß ich Ihnen meine Tochter nie antragen würde, wenn nicht Eigennutz die Triebfeder meiner Handlungen wäre. Doch ehe ich vollends beichte, erlauben Sie mir eine einzige Frage, sagen Sie mir, lieben Sie meine Tochter?

Andreas. Sie ist ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das meine ganze Seele bezaubert hat.

Graf H. Wohl dann! um so mehr lebt meine Hoffnung auf. Ich bin unglücklich, und nur Sie sind im Stande, mich auf die Bahn des Glücks zurückzuführen.

Andreas. Ich? ich bin ein schwacher Mensch, wie sollte, wie könnte ich dies?

Graf H. Sie allein können es. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, doch — wozu? Sie, dessen Auge weiter sieht, werden ohnehin alles wissen.

Andreas. Nein! ich weiß nichts, — nicht das Mindeste.

Graf H. Wohl denn, sie wollen mein eigenes Bekenntniß hören. Setzen wir uns unter jene Pappel. Ich will erzählen.

Sie ließen sich auf einer der Rasenbänke, die unter den sechs Pappeln angebracht waren, hart am Grabe des alten Teppichkrämers, und Graf Heinrich begann:

„Mein Name, den ich jetzt führe, ist wie gesagt falsch. Ich stamme aus der berühmten Familie der Grafen von Biederstein, und heiße Ernst von Biederstein. In meinen Knabenjahren war ich Page beim alten Fürsten, dessen Sohn Raimund mich nach dem Tode seines Vaters zu seinen Freund, zu seinen Vertrauten machte. Raimund liebte mich wie seinem Bruder, und unternahm nichts, ehe er meinen Rath gehört hatte. Als seine Unterthanen ihn erinnerten, er möge an die Fortpflanzung seines Stammes denken, als sie von ihm einen Erbprinzen forderten, da heirathete er eine verwaiste Fürstentochter, die schon für

das Kloster bestimmt war. Fürstin Emilie wurde eine liebenswürdige Frau, geehrt von dem Adel, hochgeschätzt vom ganzen Volke. Es war mir eine selige Wonne, wenn ich der süßen zufriedenen Ehe dieses durchlauchtigen Ehepaares zusah, von der Jedermann ewige Dauer prophezeihte. Allein wieder alles Vermuthen unterbrach plötzlich eine Gewitterwolke diesen heitern Tag. Emiliens Heiterkeit schwand, Melancholie, die große Duldung eines innern Grams verrieth, herrschte in ihrer Miene, Seufzer entschlüpften ihrer bedrängten Brust, und im Raimunds Gesichte thronte finsterer Ernst, aus seinem Betragen leuchtete Mißtrauen und Zurückhaltung hervor. Bald spürte dies der Schwarm seiner Höflinge, steckte die Köpfe zusammen, sann, muthmaßte, und — errieth nichts. Auch ich empfand diese Veränderung, ich war nicht mehr der Liebling des Fürsten, nicht mehr sein Vertrauter. Er haßte mich nicht, das war mir klar, aber er schien mich zu meiden, denn er wich mir immer aus, wenn ich als sein vormaliger Gewissensrath nach der Ursache dieser seiner sonderbaren Gemüthsstimmung forschte. Schmerzlich griff mir das an die Seele, denn Raimund war bisher mehr mein Freund, als

Fürst gewesen, aber er blieb bei seiner Verschlossenheit. Am Ende, selbst meiner Gegenwart überdrüßig doch nicht gesonnen mich zu beleidigen, wohl aber mich zu entfernen, suchte er seiner Absicht einen Mantel umzuwerfen, sandte mich als einen immerwährenden Legaten an den s**n Hof, zu welchem Amte er mir fürstliche Einkünfte bestimmte. Obschon ich zwar dies alles errieth, so konnte ich mich doch nicht widersetzen, und reiste ab. Ich wurde am s**n Hofe wohl empfangen. Freilich fühlte mein Herz eine kummervolle Leere, denn es fehlte mir ein Freund; seine Stelle zu ersetzen, sah ich mich nach einem Mädchen um, an deren Seite ich mein Leben hinwandeln könnte. Ich fand es bald, ein herrliches reizendes Geschöpf, dessen Besitz mir aber vom Schicksale nicht lange bestimmt war, denn die Theure starb mir bei der Geburt ihres ersten Kindes. Agnes, meine Tochter raubte ihrer Mutter das Leben. Ich war untröstlich über ihren Verlust, und nur meiner Agnes holdes Lächeln vermochte zuweilen den Schmerz, der in mir wüthete, zu lindern.

Bald darauf vernahm ich die sonderbare Nachricht, Fürstin Emilie wäre verschwunden. Wohin sie

gekommen sey, wußte Niemand bestimmt zu sagen. Viele behaupteten sie wäre gestorben, manche sagten, sie wäre in ein Kloster gegangen, zuletzt wurde die Sage, die ihren Tod betheuerte, allgemein angenommen. Selbst ich hielt sie für wahr, weil Fürst Raimund mir mit eigener Hand, die Nachricht von ihrem Tode schrieb.

Ich bedauerte Emilien mit Wärme, denn sie war es werth; auch ihre Unterthanen bezeigten tiefe Trauer, weil sie mit ihr die Hoffnung auf einen Erbprinzen verloren hatten. Allein Fürst Raimund schien ernstlich für diese Befriedigung ihrer Wünsche Sorge zu tragen, denn kurz nach Emiliens Tod erhielt ich von meinem Freunde Wallenbach einen Brief, in welchem er mir unter andern auch die seltene Neuigkeit schrieb, daß sich am Hofe des Fürsten Raimund eine sechzehnjährige Dame von außerordentlicher nie gesehener Schönheit und vorzüglichem Verstande befände, die die Kunst besitze, alle Herzen sich geneigt, alle Stolzen und Spröden unterthänig zu machen. Sie glänzt, schrieb Wallenbach, unter unsern Damen am Hofe, wie der Mond unter den Sternen. Sie gleicht der

eben aufgekeimten Rose, schlank ist ihr Wuchs, goldfarb ihr Haar, groß und Himmelblau ihr Auge. Lilienweiß und Purpurröthe wetteiferten auf ihren Wangen. Voll ist ihr Busen, majestätisch ihr Gang, feurig und rasch ihr ganzes Betragen. Sie ist freundlich gegen Jedermann, aber ihre Stimme verbindet mit einem süßen einnehmenden Silberklange einen gebietherischen Ton; ihre kleinsten Winke hält man für Befehle, und säumt nicht sie schnell zu vollziehen. Das Mädchen scheint zum herrschen geboren zu seyn, denn selbst Fürst Raimund huldigt ihr. O Freund! fuhr Wallenbach fort, wie ganz ein anderer Mensch ist Fürst Raimund geworden? Er ist nicht mehr so ernst und finster, sondern heiter und fröhlich; es scheint, daß Elisabeth, so heißt das Mädchen, auch Temperamente umstimmen könne. Sonst saß Raimund an der Seite seines Kanzlers, und arbeitete für das Wohl seiner Unterthanen, jetzt schwärmt er den ganzen Tag an Elisabeths Seite, und läßt sie das Staatsruder führen.

Das schrieb mein Wallenbach; und erzeugte dadurch manche seltsame Gedanken, die durchaus mir

nicht wieder aus dem Sinn wollten. O arme Emilie! wenn das wahr wäre, was eine geheime Stimme mir zuruft, wenn vielleicht Gram und Schmerz, die Kinder der Eifersucht dich von der Welt gerissen, oder du noch nicht dahin, noch nicht abgetrennt von diesem Leben — doch was schwärme ich, Geduld, Zeit und Erfahrung sind die besten Lehrmeister dieser Erde, die will ich zu Rathe ziehen.

Kaum mochte ein Jahr verstrichen seyn, da verbreitete sich das Gerücht in ganz Deutschland, Fürst Raimund hätte sich mit Elisabeth vermählt. Mir fuhr es wie ein Dolchstich ins Herz, ohne mir recht eigentlich erklären zu können, warum? Ich war mir selbst ein Räthsel, denn obwohl ich mich wenig darum zu bekümmern hatte, ob Fürst Raimund Elisabeth oder eine Prinzessin von Konstantinopel heirathe, so fühlte ich doch einen heftigen Widerwillen gegen diese Verbindung und sehnte mich so sehr, den Fürsten zu sprechen, daß ich sogleich einpacken und vorspannen ließ, um nach R**g zu fahren, aber meine Geschäfte hinderten mich in meinem Willen, und ein Brief des Fürsten, in dem er mir die Weisung gab,

mich nicht von dem f * * * n Hofe zu entfernen, und die geringste Bewegung dort zu beobachten, hielt mich zurück. O! es war eine Marter für mich, ich wiederholte oft die Bitte, mich meines Dienstes zu entlassen, oder nach R * * g zurückzufordern, aber vergebens, ich mußte volle sechzehn Jahre am f * * * n Hofe zubringen.

Indeß wuchs meine Tochter auf, und ward zu meinem größten Vergnügen ein reizendes, herrliches Geschöpf, welches Schönheit mit vortrefflichen Geistesgaben verband. Auch kam endlich die lange gewünschte Zeit, die mich mit meinem Fürsten wieder vereinigen sollte. Der alte Baumer, der Einzige im Staate auf dessen Weisheit und Redlichkeit er Felsen bauen, auf den Raimund sich verlassen konnte, ward allmälig schwach, vermochte nicht mehr, mit Ehre seiner Kanzlerstelle vorzustehen. Der Fürst setzte ihn in Ruhe, und da Niemand war, der dessen Stelle ganz vertreten konnte, sah er sich genöthigt, mich nach Hofe kommen zu lassen.

Fast an kindische Freude gränzte meine Wonne, als man mich abholte, und als Kanzler ins Land

führte. Ich fand beim ersten Anblick viel verändert, vieles schlechter, aber auch einiges besser, als ich gehofft hatte. Ich und der Fürst hätten uns bald nicht gekannt, so sehr hatte uns diese Reihe von Jahren umgestaltet. Er war nicht mehr der blühende Jüngling, er war ein Mann von Ansehen. Ach! sein Empfang war freilich zärtlich, doch fühlte ich bald, daß er nicht der ganze Abdruck seiner Seele war, ich bemerkte, daß noch nicht verharschter Gram an seinem Herzen nage, und seine Blicke schüchtern auf mich fielen. Als ich in Gespräch Emiliens Namen nannte, fuhr er zusammen, wandte bald darauf sich um, als hätte er etwas vergessen, ging weg, und ließ mich stehen. Ich schüttelte den Kopf, denn ich sah deutlich, daß es nicht ganz hell in seinem Innern sey, und Wallenbach hatte mir geschrieben, daß Fürst Raimund so plötzlich heiter und fröhlich geworden sey, aber ich fand gerade das Gegentheil.

Ach! seufzte ich, da schmachtet in Gram und Schwermuth das Oberhaupt eines Landes, das mehr als ein anderes seiner Stütze bedarf, da schwankt sie diese Stütze, unvermögend sich selbst aufrecht zu halten.

Gerechter Himmel! welche Veränderung seit sechzehn Jahren, die ich am s***n Hofe verbrachte, und diese Veränderung bewirkte? — — ein Weib! — — Ein Weib? wiederhohlte ich mir selbst. Ob denn auch dieses Weib einer solchen Aufopferung werth ist? ob denn diese vielgerühmte Schönheit wirklich bezaubert? Ich will sie sehen, und, hat die Sage nicht falsch gesprochen, so ist Fürst Raimund wohl zu entschuldigen, denn auch ein Fürst hat Leidenschaften, auch ein Fürst ist — Mensch.

Ich ging trotz meines ganzen Raisonements dennoch mit Raimund unzufrieden in den Pallast der Fürstin, ihr nach Gewohnheit meine Aufwartung zu machen. O! Himmel und Erde schwanden vor meinen Blicken, und wie hingezaubert starrte ich diese Grazie an. Freund! ich hatte auf einmal all meine Logik, die ich bei dem Fürsten so gut anzuwenden wußte, verloren, und meine Sinne gewannen über mein Herz die Oberhand. Wie eine Göttin stand Elisabeth vor mir, ich zitterte, und wagte kaum sie anzusehen, denn ich fürchtete, sie mit meinem Blicke zu beleidigen, so viel Ehrfurcht flößten mir ihre Reize

ein. Guter Raimund dachte ich; du bist bei mir entschuldigt, denn ich fühlte, daß auch ich mit allen meinem Phlegma verloren war, bange Aengstlichkeit klopfte in meiner Brust, und in meinen Adern ergoß sich eine Empfindung, die mir deutlich bewies, daß ich mehr als Ehrfurcht fühle.

Ja! ja! ich liebte bald Elisabeth, doch nein! es ist freche Verwegenheit, mein Gefühl mit diesem Worte auszudrücken, ich betete sie an. Bald mochte dieses Elisabeth merken, denn sie selbst gab mir oft Gelegenheit, mich ihr zu nähern, mit ihr zu sprechen. O! mein Herz lag dann in dem peinigendsten Kampfe, Himmel und Hölle standen mir zur Seite; ich sah, daß Raimund sie treu und innig liebe, eine innere Stimme sprach: Raimund ist dein Freund, sey nicht unbillig, nur ihm allein gehört Elisabeths Liebe. Und doch, wie sehr ich dieser Stimme zu folgen mich mühte, doch erlosch nach und nach das Gefühl für den Freund, und ich neidete ihm das Glück, das er in in Elisabeths Armen genoß.

Erst dann, wenn man sich in ähnlichen Fällen befindet, lernt man die Fehler der Menschen unter-

scheiden, erst dann erlangt man die große Erfahrung wie oft ein anscheinendes Verbrechen zu entschuldigen sei. Wir Alle sind Menschen, ausgerüstet mit Leidenschaften, gegen welche uns die Natur nur schwache Waffen gab.

Elisabeth war damals zwei und dreißig Jahre alt, und doch waren ihre Reize so stark, daß sie mich Kalten bezauberten, wie entschuldigt war mir nun der sonst getadelte Fürst, als er sich in das blühende, sechzehnjährige Mädchen verliebte. Elisabeth hatte im zweiten Jahre ihrer Ehe einen Prinzen geboren, der hoffnungsvoll aufwuchs, und zu allen Vollkommenheiten gebildet wurde. Wilhelm hieß er, ein braver, tugendhafter Prinz; das Volk liebte ihn, und freute sich auf seine künftige Regierung. Damals zählte er gerade vierzehn Jahre.

Zur nämlichen Zeit befanden sich auch bei Hofe zwei edle, etwa siebenzehnjährige Jünglinge, die bei dem Fürsten seit vielen Jahren schon Pagendienste vertraten. Rudolph von Edelmuth hieß der Eine, und Albrecht von Wiesenau der Andere. So standen keine andern Grafensöhne bei dem Fürsten in An-

sehen! Er liebte sie wie eigene Kinder, ließ sie wie Prinzen erziehen, und mit seinem Sohne Wilhelm gleiches Recht genießen, ja oft übertraf seine Zärtlichkeit gegen sie, noch sein Gefühl gegen den Prinzen. Man sprach, und urtheilte Verschiedenes, welches Alles den Fürsten an der Fortsetzung seines Betragens nicht hinderte. Wer sie beleidigte, der griff ihm ans Herz, und fiel in Ungnade, wer bei dem Fürsten um etwas ansuchte, der nahm diese Beiden zu Fürsprechern, und erhielt es sicher.

Albrecht von Wiesenau, einer der Pagen, verliebte sich in meine Agnes, die freilich an Schönheit alle übrigen Hoffräulein und Damen übertraf, aber doch gegen Elisabeth nur dem Mond gegen die Sonne glich. Er liebte sie innig, und ward wieder geliebt. Da er aber nie um meine Bewilligung anhielt, so hatte ich auch nicht Ursache, sie ihm zu ertheilen; er hatte Gründe zu diesem Stillschweigen, die ich später erfuhr, denn er wußte, daß sein Freund, Rudolf von Edelmuth meine Tochter auch liebe, und machte

ihm den Kampf zwischen Freundschaft und Liebe schwer.

Indessen verstrichen zwei Jahre, binnen welcher Zeit meine Leidenschaft nicht nachließ, sondern täglich sich mehrte. Auch ich vernachläßigte meine Geschäfte, auch ich schwärmte tiefsinnig und traurig umher. Ich hatte oft schon Gelegenheit gehabt, der Fürstin meine Liebe zu erklären, konnte auch aus ihrem ganzen Betragen gegen mich abnehmen, daß sie mich nicht verachten würde, allein noch hielt mich Ehrfurcht gegen meinen Fürsten, und der Hang zur Tugend zurück, doch endlich sanken auch diese letzten Reste meiner Ehrlichkeit, als einst die Fürstin den Knoten selbst löste, den ich zu lösen zagte.

Es war ein Sommermorgen, gedankenvoll spazierte ich im Schloßgarten auf und nieder. Ich war allein, um so freier konnte ich also meine Klagen dem Winde mittheilen. Der Gram, der an meinem Herzen nagte, erpreßte mir einen tiefen, laut stöhnenden Seufzer, nach welchem mich eine weiche Hand sanft auf die Achsel klopfte. Ich blickte

um mich, und sah — Elisabeth, die Fürstin, über deren plötzliche Gegenwart ich heftig erschrack.

Elis. Kanzler! so traurig?

Ich. Grillen, gnädigste Fürstin! die mich gewöhnlich beschäftigen, wenn ich allein bin.

Elis. Grillen? Ei, ei! Herr Kanzler, wenn sind Sie denn ihrer frei?

Ich (schüchtern und schmachtend). Wenn ich die Gnade habe, bei Euer Durchlaucht zu seyn.

Elis. So sollen Sie es künftig recht oft seyn, denn ich sehe gerne heitere Mienen, höre ungerne Seufzer, die zu gewissen Zeiten mehr als Grillen verrathen.

Ich. Wahrhaftig, Euer Durchlaucht! machen mich verlegen.

Elis. Doch nicht mit meiner Gegenwart? sonst, — Kanzler! wenn Sie allein seyn wollten? (Sie machte Miene wegzugehen).

Ich (sie zurückziehend). O, Nein, nein! Eben diese Gegenwart ist Balsam für mein verwundetes Herz. Gnädigste — schönste Fürstin! Ihr Anblick muß schon dem Leidenden Trost seyn.

Elis. Fast zu verbindlich, lieber Kanzler! wüßte ich nicht; daß Sie ein Höfling sind, so könnten Ihre Schmeicheleien Eigenliebe und Stolz bei mir bewirken.

Ich. Für Ihre Vorzüge hat die arme Sprache keine Worte erfunden. Bei Gott! das ist nicht geschmeichelt, ist nur die Stimme des ganzen Landes.

Elis. Gut, gut, lieber Graf! Wenn es nun nicht Schmeichelei wäre, so wollte ich wetten, daß Sie verliebt sind?

Ich (äußerst verlegen). Verliebt? Ja, ich liebe, — doch nein! das wäre zu kühn; ich verehre, ich bete Sie an. (Ich stürzte vor ihr auf die Knie).

Elis. (mich aufhebend). Stehen Sie auf! wir könnten bemerkt werden; Kanzler! warum verbergen Sie Ihre Gefühle? warum verschließen

Sie in ihrem Herzen ein Geheimniß, das dort nur Kummer und Gram gebiert. Erklären Sie sich, ich weiß es, daß Sie mich lieben.

Ich. O, Fürstin!

Elis. Ich weiß, daß Sie es seit zwei Jahren schon thun! Ist es ein Verbrechen, sein Gefühl zu bekennen, ist es Sünde, zu gestehen, daß man Jemand reizend, vielleicht liebenswürdig finde?

Ich. O, Euer Durchlaucht! was nützt das bloße Bekenntniß, es ist nur ein schöner Traum, nach dem das Wiedererwachen um so bitterer schmeckt.

Elis. Auch Träume gehen oft in Wirklichkeit über. Vor allem Andern, Kanzler! lassen Sie jetzt die Ehrentitel bei Seite, im vertrauten Gespräche erkenne ich keinen Vorrang, und achte mich meinem Freunde gleich. Das sind Sie doch, Kanzler? Aber, sagen Sie mir frei heraus: ist meine Muthmassung mehr? Lieben Sie mich?

Ich. Anbetungswürdige Fürstin! darf ich ungestraft ein Bekenntniß ablegen, das aus der Fülle meines Herzens kömmt?

Elis. Theurer Schwärmer, nicht nur ungestraft, sondern auch nicht unbelohnt.

Ich (vor ihr abermal niederstürzend). Nun denn! ich liebe Sie mit dem Feuer eines Jünglings, ich verehre Sie, bete Sie an.

Elis. Was treiben Sie? warum beschämen Sie mich mit dieser Erniedrigung. Sie lieben mich, dies sei mir genug, auch ich gestehe Ihnen gegenseitig, daß Sie mir nicht gleichgültig sind.

Ich. O, warum sind Sie nicht fesselfrei, oder warum habe ich Sie nicht vor sechzehn Jahren gekannt.

Elis. Da hadern Sie mit dem Schicksale. Doch kann dies nicht nachgeholt werden, was man verspätet? — Der Fürst mein Gemahl —

Ich (zusammenfahrend). Der Fürst! o Gott! er ist mein Freund, er liebt Sie, und ich Schänd-

licher wage, seine tugendhafte Gemahlin zur Untreue zu reizen?

Elis. Schreckt Sie dieser einzige, leichte Gedanke ab? dann sieht es mit unserer ferneren Verbindung freilich schlecht aus. Doch lassen Sie mich nur ausreden. Der Fürst, mein Gemahl, hatte an Emilien eine schöne, tugendhafte Gemahlin, und wurde ihr untreu, denn schon, als sie noch lebte, liebte er mich.

Ich. Als sie noch lebte?

Elis. Ja! und wer bürgt mir dafür, daß er mir nicht einst mit gleicher Münze lohnt? Aber, wozu diese Einwürfe, wozu dies leere Geschwätz? Weder des Fürsten Ansehen, noch seine Liebe sollen uns im Genuße unserer Freuden stören. Sie sind Kanzler, sind ein Mann von Ehre, jedoch, so ganz aufs Wort traue ich Ihnen nicht, und fordere Beweise ihrer Liebe.

Ich. Fordern Sie, Fürstin! ich unterziehe mich jeder Prüfung, verspreche Alles zu leisten, was Sie von mir begehren.

Elis. Alles? auch, wenn dessen Ausführung hart wäre?

Ich. Alles! sollte es auch mein halbes Leben kosten.

Elis. Wohlan! so schwören Sie mir, daß Sie von unserem ganzen Gespräche nie, zu keiner Zeit, bei keiner Gelegenheit auch nur ein Wörtchen verrathen wollen; weder durch Schmeichelei noch Zwang!

Ich. Ich schwöre bei dem Richter ober den Sternen!

Elis. Wohlan! nun sind Sie ganz mein; hören Sie, was ich von Ihnen begehre. Sie kennen die beiden Pagen an unserem Hofe; Rudolph von Edelmuth und Albrecht von Wiesenau? Sie werden auch wissen, wie sehr ihr Wohl meinem Gemahle am Herzen liegt. Er theilt seine Liebe gegen mich mit ihnen; und seit diese Beiden an unserem Hofe sind, ist sein Frohsinn verschwunden, ist er einem neuen, unbegreiflichen Kummer zum Raube geworden. Obwohl unschuldig sind diese Beiden doch die

Ursache, daß seine Liebe zu mir erkaltet; mir ziemt es also, das Hinderniß wegzuräumen, das mir im Wege steht. Sie müssen die Jünglinge vom Hofe zu entfernen suchen, damit ich den ganzen ungetheilten Besitz seines Herzens wieder gewinne.

Ich. Aber wie das? gnädige Fürstin! auf was für eine Art?

Elis. Auf welche Sie wollen! Gibt es nicht Mittel genug, verhaßte Augen für immer zu schließen? Nicht Willfährige genug, die einen solchen Auftrag übernehmen?

Ich. Fürstin! das wollten Sie? das sollte ich besorgen?

Elis. O, wenn Sie mich lieben, so werden Sie es thun, könnte ich es, oder dürfte ich vielmehr es Ihnen jetzt schon erklären, wie sehr diese mir im Wege stehen, Sie würden dann kein Bedenkon tragen, meine Bitte zu vollziehen.

Ich. Nein! nimmermehr! solch einer Schandthat bin ich nicht fähig.

Elis. Kanzler! meine innigste Liebe sei dann Ihr Lohn.

Ich. Ha! das ist nicht Ihr Ernst, Sie wollen mich versuchen, mich prüfen.

Elis. Mein fester Ernst, mein fester Entschluß. Wollen Sie es thun?

Ich (mit Würde). Fürstin! wenn es Ernst ist, dann hasse, dann verabscheue ich Sie.

Elis. Und entsagen auch allen Ansprüchen auf meine Zuneigung?

Ich. Ich entsage ihrer nicht nur, sondern werde mir es auch bis ins Grab zur Schmach rechnen, daß ich gegen solch ein blutgieriges Geschöpf Liebe gefaßt habe. Ich entsage aller meiner Hoffnung, entsage Ihrer Zuneigung. Gehen Sie, Ich gab Ihnen zwar mein Wort für unverletzliches Stillschweigen, und will es auch halten. Allein, das Ihre sei gelöst. Ich fordere nichts mehr von Ihnen, und spreche Sie von aller Verbindlichkeit gegen mich frei.

Elis. Und ich verlache Sie, elender Schwärmer!

Mit diesen Worten ging sie stolz fort, und ließ mich in der martervollsten Lage. Großer Gott! die Fürstin, dieses liebenswürdige Geschöpf in diesem Lichte erblickt zu haben, war für mich eine schreckliche Erfahrung. Ich kann betheuern, daß seit diesem Augenblicke alle Neigung zu ihr aus meinem Herzen schwand, und ich wie ehemals liebefrei da stand. Wohlthuend war mir diese sich plötzlich zeigende Leere nicht, und doch war mir auch wohl dabei, denn ich konnte jetzt meinem Fürsten wenigstens wieder ruhiger ins Auge sehen; hatte nicht mehr die Absicht, an ihm ein Verbrechen zu begehen.

Ich hoffte, die Fürstin, würde nun allen ferneren Umgang mit mir vermeiden, allein ich irrte; sie suchte vielmehr noch oft Gelegenheit, mir näher zu kommen, und machte mir wiederholt den nämlichen entehrenden Antrag. Sie betheuerte mir ihre Liebe, sie versprach mir sogar, zu bewirken, daß

meine Agnes einst die Gemahlin ihres Prinzen Wilhelm würde, allein, da ich hartnäckig auf meiner Weigerung bestand, so schwur sie mir endlich ewige Feindschaft und Rache. Bald fühlte ich auch, was ein aufgebrachtes Weib vermag.

Achtzehntes Kapitel.

Armer Ernst! armer Biederstein!

So rief eine Stimme vom Wipfel eines Pappelbaums, als Graf Ernst kaum die letzten Worte seiner bisherigen Erzählung ausgesprochen hatte.

Ernst und Andreas sahen sich nach allen Seiten um, ob sie von Jemand behorcht würden! aber sie sahen nichts. Plötzlich wiederholte die Stimme ihre Klage: „armer Ernst! armer Biederstein!‘ und ein schöner Papagey flatterte vom Baume auf die Spitze des Kreuzes herab, das auf des alten Teppichkrämers Grabhügel gepflanzt war.

Andreas hatte noch nie einen Vogel sprechen gehört, und staunte eben so verwunderungsvoll, als

Graf Ernst, der nicht begreifen konnte, wie der Vogel zur Kenntniß seines Namens gelangt sey, wer ihn diese Mitleid ausdrückende Worte gelehrt habe, und wie er gerade hieher komme, gerade hier sein Klaglied anstimme? Er meinte, eine höhere Schickung hätte den Vogel ihm zugesendet, um ihn zu warnen, oder durch eine gute Nachricht zu erfreuen. Er fragte: Schöner Vogel, wer ist arm?"

Graf Ernst, armer Graf Ernst, armer Graf Biederstein! antwortete der Vogel, flatterte auf dem Kreuze herum, und machte Miene, herabzuhüpfen. Andreas hielt ihm die Hand vor, und lockte ihn zu sich. Komm herab du falscher Prophet, sprach er, und schnell saß der Vogel auf seiner Hand, und pickte ihm mit dem Schnabel in die Finger.

Ach! seufzte Graf Ernst, wunderbarer Vogel, was bringst du mir, Leben oder Tod? Glück oder Unglück?

Glück! Glück! kreischte der Vogel, flatterte hoch auf, und flog davon.

Neunzehntes Kapitel.

Graf Ernst's von Bidersteins Erzählung wird abenteuerlicher.

Die Hände in einander geschlagen starrte Graf Ernst dem wahrsagenden Vogel nach. Alle Umstände dieses Zufalls waren so sonderbar, daß er wirklich Hoffnung schöpfte, mit gewisser Zuversicht der Prophezeihung traute. Glück hatte ihm der Vogel prophezeit, allein bis jetzt sah der arme Graf es nicht ein, wie eine plötzliche Aenderung seines Schicksals möglich wäre. Endlich wähnte er, der wunderbare Vogel wäre von dem Teppichkrämer absichtlich hergezaubert, wäre ein neuer Beweis seiner übernatürlichen Macht. Dieser Glaube machte ihn heiter, und eiferte ihn zur weitern Erzählung seiner Schicksale an.

„Indessen“ fuhr er fort, wurde der Umgang der beiden Pagen mit meiner Tochter von Tage zu Tage vertrauter, ihre wechselseitige Liebe immer stärker. Ich sah ein, daß üble Folgen daraus entstehen könnten, wenn man diesem sich immer mehrenden Strome keinen Damm setze. Wem von diesen Beiden sollte ich meine Agnes geben, ohne den Andern dabei zu verletzen? Ueberdies hätte ich gewünscht, daß sie keiner fordern möchte, weil Prinz Wilhelm wirklich für das Mädchen viel Zuneigung zeigte, und das freilich eine weit schmeichelhaftere Parthie gewesen wäre. Ich geboth also meiner Tochter ihre Liebe zu Albrecht von Wiesenau, der ihr seine Ergebenheit mit dem Geschenke dieses kostbaren Ringes, den sie jetzt an ihrem Finger tragen, betheuerte, zu unterdrücken, und sich gegen die beiden Pagen sehr kalt und gefühllos zu betragen; welches sie auch, obgleich ungern, genau beobachtete. Wiesenau schloß sogleich, sein Freund Rudolph müsse Agnes durch falsche Nachrichten hintergangen, und sie zu diesem Kaltsinn gebracht haben, um allein den Platz in ihrem Herzen zu behaupten, den sie gern mit Beiden getheilt hätte. Was Wiesenau von Edelmuth dachte, dachte Edelmuth

von Wiesenau; beide hegten wechselseitigen Verdacht gegen einander, und ihre Freundschaft fing an, zu erkalten.

Was weiter unter ihnen vorgegangen ist, weiß ich nicht genau. Eines Tages kam Albrecht von Wiesenau von einer Spazierfahrt blutend nach Hause. Er gestand nichts, und gab vor in seinen eigenen Degen unversehens gestürzt zu seyn. Er hatte eine bedeutende Wunde in der Brust. Der Hofchirurgus mußte ihn verbinden, der aber auch versicherte, daß nicht die mindeste Gefahr dabei zu befürchten wäre. Niemand nahm an Wiesenaus kleinem Unglücke mehr Antheil, als Fürst Raimund, der Wiesenaus Vorgeben nicht glauben wollte, und muthmaßte, er müsse von einem bestochenen Mörder überfallen worden seyn. Allein am Morgen, als man ihm die Nachricht brachte, die beiden Pagen wären verschwunden, und in der Stadt nicht zu finden, da brach sein Gefühl in Schmerz und Wuth aus, er ging selbst in die Zimmer der Jünglinge, und fand auf Edelmuths Tisch einen offenen Zettel, folgenden Innhalts:

Falscher Freund

Dessen brüderliches Betragen nur Heuchelei war, den ich so viel traute, in dem ich oft meinen Bruder zu umarmen wähnte, sey von nun an mein Feind! Du warst es heimlich, sey es auch öffentlich. Du liebst Agnes, wie ich sie liebe. Wer kann dies tadeln? allein hinterlistiger Kunstgriffe solltest du dich nie bedienen, denn ich hätte Sie dir als einem Freunde, den ich so innig liebte, willig abgetreten; dagegen gabst du dir alle Mühe, meinen Karakter ihr schwarz vorzubilden, sie zur Gleichgültigkeit, zum Kaltsinn, ja bis zur Verachtung gegen mich zu bewegen. Nicht genug, daß du durch solche Verläumdung unsere Verbindung entehrt, dein voriges tadelloses Leben gebrandmarkt hast, du wolltest auch deine Seele mit einem Morde beflecken, wolltest mich aus der Welt schaffen, um dich ganz des Besitzes der schönen Agnes zu versichern. Du erkauftest einen Mordbuben, der mich auf offener Straße überfiel, und den von meinem Freunde geschärften Stahl in meine Brust bohrte. Wohlan! Blutgieriger, ich will dir ein Mittel zur

Erreichung deines Zweckes angeben; Gott sey unser Richter, Gott entscheide! Stelle dich in dieser Nacht. Im Haine vor der Stadt werde ich dich erwarten. Der Degen entscheide, Gott sey unser Richter!

Albrecht von Wiesenau.

Zitternd hielt der Fürst den Zettel in den Händen. Gerechter Himmel! rief er, mein Albrecht, mein Rudolph! Welcher Bösewicht hat euch entzweit? Fort! fort Graf Biederstein, sprach er mit einer Miene, die bittern Zorn gegen mich verrieth: ihr seid die einzige Ursache am Unglücke meiner Theuern, fort! sucht sie auf, bringt sie mir, oder fürchtet meine Ungnade.

Ich durchsuchte die ganze Gegend um die Stadt herum, und fand nichts, als in dem Haine vergossenes Blut, und Albrechts Degen, den ich, an den, an seiner Fläche eingeätzten Namen erkannte. Diesem Degen nach mußte Albrecht gesiegt haben, weil er blutig war, doch da wir weder den Sieger, noch den Ueberwundenen finden konnten, so hatten wir große Hoff=

nung daß beide noch am Leben wären, sonst hätte man doch des Ueberwundenen Leichnam angetroffen.

Aber dem Fürsten genügte diese bloße Hoffnung nicht, und wie es schien, unterließ Fürstin Elisabeth nichts, was meinen Sturz fördern konnte. Raimund ward täglich zurückhaltender, kälter gegen mich, er gab mir und meiner Tochter die Schuld des ganzen Vorfalls, denn alles, wie er oft klagte, wäre nie geschehen, hätten die Pagen meine Agnes nicht gekannt.

Ich schwankte in dieser Gefahr, wie ein leckes Boot auf Sturmwellen. Daß jener Mörder, der Albrecht von Wiesenau die Wunde beigebracht, und ausgesagt hatte, er wäre von seinem Rudolph von Edelmuth zu diesem Meuchelmorde gedungen worden, falsch ausgesagt habe, war mir ganz einleuchtend. Ich kannte Rudolphs biedern Karakter, wußte, daß er solch einer Schandthat nie fähig war, und erinnerte mich zugleich jenes Bedingnisses, das die Fürstin auf ihre Gegenliebe setzte. Der Gedanke, Elisabeth müsse von dieser That Wissenschaft haben, ja selbst Anstifterin seyn, schien mir unwiderlegbar, ja

ich glaubte, ihren Plan dabei einzusehen, aber mit der Zeit erfuhr ich zu meinem allergrößten Schaden, daß ich ihn nicht eingesehen hatte. Es verstrich kaum ein Jahr nach dieser Begebenheit, da wurde ich ohne alle Ursache meines Dienstes entlassen. Was sage ich ohne Ursache? war Elisabeths Haß nicht die größte Ursache? allein, als Kanzler habe ich mit Ehren meinen Posten versehen, und in meinem Dienste hatte mir der Fürst nichts auszustellen; genug, ich wurde pensionirt, und mit dem Zusatze entlassen, man wolle in Ansehung meiner langen treu geleisteten Dienste meines Alters verschonen.

Mit Thränen verließ ich den Fürsten, und bezog sammt meiner Tochter mein weit von der Stadt entlegenes Landgut, wo ich ruhig den übrigen Rest meines Lebens hinzubringen hoffte. Ach! wer hätte gedacht, daß man mich Unschuldigen so hart verfolgen würde. Gewitterwolken sammelten sich über meinem Haupte, der Blitz schlug durch, und vernichtete das ganze Gebäude meiner Glückseligkeit.

Bis jetzt hatte man nicht das mindeste erfahren können, wo die beiden Pagen hingekommen wären;

aber unvermuthet erhielt Fürst Raimund einen Brief von Albrecht von Wiesenau. Ich kann mir bis diese Stunde noch nicht erklären, woher Albrecht den schrecklichen Verdacht auf mich fassen konnte, den er in diesem Briefe offenbarte. Obwohl Fürstin Elisabeth in meinen Augen noch immer der Grundstoff aller meiner Unglücksfälle bleibt, obwohl ich fest glaube, daß sie auch hierbei die Hand im Spiele hatte, so weiß ich doch nicht, wie das so ganz im Stillen zugehen, sie gänzlich unerkannt dabei bleiben konnte. Der Brief lautete also:

Duchlauchtigster Fürst

Gnädigster Herr!

So lange mein Gewissen frei war, so lange mein Inneres mir zurief: du hast nicht unbillig, nicht wider deines Fürsten Befehle gehandelt, so lange trat ich Euer Durchlaucht frei unter die Augen. Aber nun bin ich zum Verbrecher herabgesunken, denn ich habe trotz Euer Durchlaucht schärfsten Verbothe, duellirt. Der Rachsucht Feuergeist hatte leider meine Hand mit dem Degen bewaffnet, den

ich gegen den wärmsten Freund zog. Er fiel, und ich irre als Sieger verzweiflungsvoll umher. Allein! ich hoffe von Euer Durchlaucht wo nicht Verzeihung, dennoch Entschuldigung, wenn ich alle die Umstände, die mich zu dieser Handlung verleiteten, erzähle.

„Ich und mein Freund Rudolph von Edelmuth liebten zugleich die schöne Tochter des Kanzlers Ernst Grafen von Biederstein. Wir liebten sie mit gleicher Wärme, aber sie schien sich nur für mich zu erklären, denn zum Beweise ihrer Treue hatte sie mir ihren Ring verehrt, und den meinigen angenommen. Dennoch hegte ich für meinen Freund zu viel Liebe, als mit meinem Siege prangen zu wollen. Ich schwieg, schwieg um so mehr, da Graf Ernst gegen uns beide kalt blieb, ja einst sogar sich erklärte, er würde seine Tochter keinem von uns vermählen. Allein! ich glaubte seinen Worten nicht, und wähnte, er sei mit Rudolph von Edelmuth einverstanden, und brauche diese Entschuldigung nur zum Vorwand. Eben so dachte Rudolph auch von mir, und dadurch glimmte nach und nach

nach unwillkührliche Eifersucht in unsern Herzen an, die bald zur hellen Flamme aufloderte, als Agnes uns beide geringschätzend zu behandeln anfing, gegen beide kalt und lieblos sich betrug. Wir suchten die Ursache davon einer in dem andern und ich vollends glaubte von der Richtigkeit meiner Meinung überzeugt zu seyn, als einst bei hellem lichten Tage auf offener Straße ein Mörder mich überfiel, der, nachdem er mich mit einem Dolche hart verwundet hatte, von mir aber bezwungen wurde, aussagte, er hätte die Mordthat auf Befehl meines Freundes Rudolph von Edelmuth unternommen.

Ich glaubte den Mörder, und entließ ihn. Zwar konnte ich diesen Schändlichen dem Gerichte übergeben, aber mein Herz schlug noch zu sehr für meinen Freund, als ihn zu verrathen. Ich entließ den Mörder, um nur die ganze Sache in Vergessenheit zu bringen. Ich glaubte überzeugt zu seyn, daß nur der Wunsch, die schöne Agnes ganz zu besitzen, den Anschlag zu meiner Ermordung in Rudolphs Herzen geboren habe. Um diesen und

ähnlichen Fällen ganz auszuweichen, um auf einmal zu entscheiden, wer Agnes erhalten sollte, forderte ich meinen Freund zum Zweikampf, er fiel. Ach! erst dann, als er schmerzvoll im Blut und Staub dahin sank, erkannte ich das Schreckliche meiner allzuraschen Handlung, meines Verbrechens. Er schwur mir feierlich, daß er nichts von dem Meuchelmorde, den man an mir verüben wollte, wisse, und beredete mich zur eiligen Flucht, die ich auch sogleich ausführte. Das ist mein Bekenntniß durchlauchtigster Fürst! groß ist zwar mein Verbrechen, aber ich hoffe um so eher Verzeihung, da ich den Schlingen nicht entgehen konnte, die ein heuchlerischer Schurke mir legte; ich will mein Bekenntniß vollenden, damit Euer Durchlaucht nicht ferner die Schlange in ihrem Busen ernähren, die Sie noch mit ihrem giftigen Stiche tödten könnte.

Als ich jüngst den Dolch, mit dem ich gemeuchelmordet werden sollte. und den ich dem Mörder abgenommen hatte, genauer besichtigte, fand ich an der Fläche unter dem Griff den Namen Ernst

Graf von Biederstein eingeätzt. Soviel ich sonst auf diesen Mann hielt, so überzeugt ich mich von seiner Redlichkeit wähnte, so sehr sah ich mich betrogen. Von unbekannter Hand erhielt ich einen Brief, der mir das ganze Räthsel löste, und der um so mehr meinen Glauben verdient, weil alles bis auf das Geringste mit den Nebenumständen zusammenpaßt. Der Brief meldete mir: daß Graf Ernst von Biederstein nie gesonnen gewesen wäre, einem von uns beiden seine Tochter zu geben, weil er größere Pläne habe, zu denen ihm Fürstin Elisabeth hilfreiche Hand biethe. Er habe den großen Gedanken, Agnes mit dem Prinzen Wilhelm zu vermählen, den sie wirklich mit Wärme lieben soll. Da nun wir beide ich und mein Freund Rudolph Euer Durchlaucht Lieblinge wären, so hätte es Graf Ernst nicht wagen wollen, uns geradezu mit einer abschlägigen Antwort vor den Kopf zu stoßen. Der Umstand, daß Euer Durchlaucht seit unserer Anwesenheit am Hofe, viel von der Gunst die Sie sonst dem Kanzler zuwandten, an uns vergaben, erzeugte auch in Biedersteins Herzen Rachgier, und den Gedanken, durch unsere Entfernung nicht nur

seines Fürsten Liebe sich wieder zu erwerben, son=
auch in seinem Plane mit Agnes und dem Prinzen
ungestört handeln zu können. Indem es ihm aber
schlechterdings unmöglich gewesen, uns vom Hofe
zu entfernen, so hätte er beschlossen, durch Meu=
chelmord uns aus den Weg zu räumen. Er habe
es ihm an die Hand gegeben, falls er nicht siegen
vielleicht gar gefangen werden sollte, die Schuld
auf meinen Freund Rudolph von Edelmuth zu
wälzen, denn so dachte er sich dann von aller Gefahr
sicher. Allein der Ungroßmüthige hatte vergessen,
daß unter dem Griff des Dolches, den er dem
Mörder zu dieser Schandthat lieh, sein Name ein=
gegraben sey, ich sollte es untersuchen, so würde
ich alles eintreffend finden.

Dies meldete der Brief des Unbekannten.

Euer Durchlaucht übersende ich hier den Dolch,
sie werden an dessen Fläche den Namen Ernst
Graf von Biederstein finden. Dies ist
mein Bekenntniß, ich that es Euer Durchlaucht,
bloß um Dero Verzeihung zu erhalten, allein

nach dem Hofe werden weder ich noch mein Freund Rudolph je wieder zurückkehren."

„Dieser Brief," fuhr Graf Ernst von Biederstein fort, stürzte mich vollends, und untergrub die letzten Säulen meines Wohlstandes gänzlich. Ach! ich ahndete nichts von meinem Unglücke, nichts von dieser grundlosen Anklage.

Ich saß eines Abends ruhig mit meiner Tochter beim Nachttische, da trat ein Kommissär zu mir in das Zimmer, und kündigte mir Gefangenschaft an. Ich erschrack, entschuldigte mich, aber es half nichts, vor dem Thore harrte schon ein Wagen meiner, der mit mir sehr schnell fortrollte. Warum man mich so behandle, konnte ich trotz aller meiner angestrengten Vernunft nicht errathen. Erst viel — viel später erfuhr ich Alles. Die Rettung, die Sie großer Mann mir leisteten, brauche ich nicht zu erzählen, auch das Uebrige meiner Begebenheiten werden Sie wissen.

Andreas. Nein, ich weiß nichts, und bin wirklich auf die Fortsetzung dieser Begebenheiten, und auf die sonderbare Rettung begierig..

Ernst. Sie wollen mich prüfen, ob Ihre edle That in meinem Herzen noch nicht verloschen sei. O, nein! mit hellen Farben steht sie vor meiner Seele; Jahrhunderte könnte ich leben, und ich würde sie nie vergessen. Im Walde überfielen Sie mit Ihren Gehülfen unsern Wagen, und verjagten die reitenden Häscher sammt dem Kommissär. Sie gaben mir den guten Rath, sogleich aus dem Lande zu fliehen, und waren verschwunden, ehe ich Ihnen noch danken konnte. Ich säumte nicht, Ihren Rath aufs Eiligste zu erfüllen, packte meine Kostbarkeiten zusammen, und floh hierher; ich kaufte mir dieses schöne Landschloß, wo ich unter dem Namen, Graf Heinrich, meine Tochter Agnes, als Bianka bekannt sind.

Während meines hiesigen Lebens, unterließ mein Freund Wallenbach nicht, mir von Allen dem, was in R** g vorging, Nachricht zu geben. Bald erfuhr ich durch ihn, daß der Fürst meinen Verlust bereue, daß er kund gethan habe, er wolle mich zu allen Gnaden wieder aufnehmen, wenn ich ihm die beiden verlornen Pagen wieder schaffe. Ich komme

auch nun zu einem Geständnisse, das Sie mir nicht übel auslegen werden, wenn Sie erwägen, daß Eigennutz aller Menschen Leidenschaft ist, sogar die Handlungen des Vaters gegen seinen Sohn, und dieses gegen Jenen bestimmt. Schon damals waren Sie unter dem Namen des Teppichkrämers bekannt, schon damals hatte man Proben Ihrer übernatürlichen Kräfte; Sie waren gefürchtet und geehrt. Ich, dem sie schon durch die Rettung einen großen Beweis ihrer Wohlgewogenheit erwiesen hatten, wünschte nun um so mehr ihre Bekanntschaft, weil ich mir von Ihrer Wundermacht große Vortheile versprach. Ich dachte nicht mehr an die Fürstin Elisabeth, denn die Liebe zu ihr war gänzlich in meinem Herzen erloschen, auch suchte ich nicht mehr durch die Heirath meiner Tochter mit Prinz Wilhelm angesehener zu werden, ich wünschte nur, meine Unschuld in Ansehung der Pagen darstellen, meine Ehre vor der Welt retten zu können. Allein! wie es schien, waren menschliche Kräfte dazu nicht hinreichend, darum geizte ich nach Ihrer Bekanntschaft, denn, nur Sie konnten das schreckliche Räthsel lösen, und mich wieder zu Ehren bringen: Es geschah, was ich nie

gehofft hatte; Sie selbst trugen mir Ihre Freundschaft an, und warben in Ihrem Briefe um die Liebe meiner Tochter. Obwohl diese noch gränzenlos ihren Albrecht von Wiesenau liebte, so mußte sie doch meinem väterlichen Befehle nachgeben, und Ihnen ihre Hand versprechen. Sie sandten ihr den brillantenen Ring, und sie mußte zum Beweis, daß Sie nie mehr an Wiesenau denken wolle, jenen Ring mit seinem Porträt, den er ihr zum Beweise seiner treuen Liebe gab, Ihnen verehren. Der Bund war geschlossen; ich harrte lange, wenn Sie kämen, und meine Tochter abfordern würden, aber ich harrte mehrere Jahre, und Sie kamen nicht. Was Ihnen zurückgehalten hat, ist mir unbekannt. Auf einer kleinen Reise, die ich geheim über die Gränze machte, kehrte ich bei Jakob Zeche ein, der einst Diener bei Albrecht von Wiesenau gewesen war. Er erzählte mir alle Begebenheiten seines ehemaligen Herrn, erzählte mir, daß Sie ihm aus vielen Nöthen geholfen hätten, und daß er Sie gut kennen würde, weil er Sie oft gesehen hatte. — Ich glaubte nun am Ziele meiner langen Leiden zu

seyn, und wähnte, Jakob Zeche würde mir Albrecht von Wiesenau's Aufenthalt angeben können, aber er wußte ihn eben so wenig als ich, und offenbarte mir, Sie hätten ihn selbst von seinem Herrn entfernt, und einige hundert Gulden gegeben, wofür er sich das Wirthshaus gekauft habe.

Ich gab ihm den Auftrag, er solle, im Falle er Sie sehen sollte, mich davon benachrichtigen, und er that es. Als Sie in Gefahr waren, kam er selbst auf mein Landschloß, um mir es zu melden. Ich hielt es für Pflicht, die mir geleistete Hülfe zu erwiedern, und sandte einige handfeste Jäger mit Jakob fort, die Sie auch hieher brachten. — Sie fanden mich als Landmann in einer Bauernhütte, denn ich mußte mich auf alle mögliche Weise sicher stellen, weil Fürst Raimund, auf Antrieb seiner Elisabeth, auch im fremdem Lande mich verfolgen ließ.

Alle die übrigen Handlungen werden Sie leicht einsehen, edler Mann! sie sind die Folge der Ersten; ich trug Ihnen noch einmal meine

Tochter an, da ich die Hoffnung nährte, daß Sie dann, je näher Sie an mich durch Bande der Verwandtschaft gekettet seyn würden, auch mein Wohl sich um so mehr würden angelegen seyn lassen."

Zwanzigstes Kapitel.

Der wahrsagende Bettler.

So endete Graf Ernst von Biederstein die Erzählung seiner Begebenheiten. Andreas sah nun klar den Grund aller der sonderbaren Behandlungen die ihm auf diesem Landhause widerfuhren, ein, sah ein, daß blos Eigennutz bei Grafen Biederstein die Triebfeder davon war, jedoch blieb ihm Vieles noch ein Räthsel, welches ihm aber der Gedanke, daß ein Irrthum in seiner Person hier obwalten müsse, in etwas löste. Wie gerne er auch aufs Neue seine Unwissenheit in allen diesen Geheimnissen betheuert hätte, dennoch durfte er es nicht, weil er sich des Schwurs an der Leiche seines Vaters erinnerte.

Sie kennen nun, fing Graf Ernst nach einer Weile wieder an, jede Falte meines Herzens,

wissen alle meine Geheimnisse; sind Sie nun gegen mich gleich offen, wie ich es gegen Ihnen war, und sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie wirklich meine Tochter so lieben, wie Sie oft betheuert haben!

Andreas. Mehr! mehr! denn mit jedem Tage wächst das Gefühl, das ich für Agnes empfinde.

Ernst. Und wünschten Sie wohl das Mädchen zur Gattin? —

Andreas. Wer wird eine Seligkeit verachten, wer den Erdenhimmel sich nicht wünschen?

Ernst. Gut! aber ich habe auch Wünsche? — Edler! ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie es wollen, habe die Ueberzeugung, daß Sie es können, um was ich Sie bitte. Nur Sie! wie ich schon erwähnt habe, können das Geheimniß enthüllen, und hinter die Wahrheit gelangen, wer den Mörder zu jener Bubenthat bestach, wie der sonderbare Dolch mit meinem Namen in seine Hände kam, da ich mich nicht erinnere, je einen Dolch weder mit noch ohne Namen gehabt zu haben. Ent-

decken Sie das, bringen Sie mich wieder zu Ehren, und meiner Tochter Besitz soll Ihre That krönen, Sie lohnen. —

Andreas. Das kann ich nicht, ich vermag nicht Geheimnisse zu enthüllen, die das Schicksal so fest verwebte.

Ernst. Das ist hart für mich, o! wenn Sie dieses nicht wollen, so sagen Sie mir mindestens, ob die beiden Pagen noch leben?

Andreas. Ja, wenn ich es wüßte.

Ernst. Wenn Sie es auch nicht wissen, so haben Sie die größte Macht, es zu erfahren. Ich gebe Ihnen vierzig Tage Zeit. Großer Mann! schaffen Sie mir eine Ueberzeugung, daß Albrecht und Rudolph noch leben, und schnell darauf wollen wir das Hochzeitfest feiern.

Andreas bejahte es zwar nicht, aber er durfte auch nicht widersprechen, und Graf Ernst von Biderstein nahm sein stillschweigendes Kopfbewegen für Einwilligung in den Vertrag.

Es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß Biederstein zum Vermählungsfeste, noch Andreas zur Ausforschung der ihm gesetzten Frage Anstalten gemacht hätten. Beide schienen um ihre Angelegenheiten unbekümmert, Andreas am meisten, der lange schon viel lieber in seine Heimath zurück gewandert wäre, hätte er nur ein Mittel gewußt, mit Marien sprechen, oder sie gar mitnehmen zu können. Gegen Agnes blieb er gleichgültig, überhaupt waren die Reize die ihn bald zu Agnes bald zu Marien zogen von so gleichem Werthe, daß es ihm einerlei gewesen wäre, welche immer das Schicksal ihm bescheert hätte. Er würde mit jeder von ihnen zufrieden gewesen seyn, denn für Marien fühlte er Liebe ihrer innern Vorzüge wegen, und bei Agnes blendete ihn der Glanz des Reichthums, und des Ansehens.

Schon waren neun und dreißig Tage verstrichen, schon zweifelte Graf Ernst von Biederstein, daß Andreas ihm über Leben oder Tod der beiden Pagen Auskunft geben würde, und Andreas glaubte, die bestimmte Zeit der vierzig Tage sey längst vorüber; als ihm am Abende des neun und dreißigsten Tages un=

weit vom Schlosse auf einem Spaziergange ein sehr dürftiger Bettelmann begegnete. Er ging auf zwei Krücken, hatte den Kopf verbunden, und die zerrissenen Kleidungsstücke waren nicht im Stande seine Blöße zu decken. Sein Gesicht war von der Sonne schwarzbraun gebrannt, die untere Hälfte verdeckte ein rothgrauer Bart.

Er sprach unsern Andreas um ein Allmosen an, welcher ihm das letzte Stück Geld, das er bei sich hatte, gab. Der Bettler sah ihn eine Weile an, als sollte er ihn kennen, endlich nahm er das Wort:

Andreas! — dir ziemt nicht das Kleid, das du an deinem Körper trägst, dir ziemt eine Tyrolerjacke, und Teppiche auf die Schulter.

Andreas. Kennst du mich? —

Bettler. Wohl kenne ich dich. Du bist nicht der, für den man dich hält, bist nur ein armer Teppichkrämer.

Andreas. Leider bin ich es nur!

Bettler. Doch weiß ich, daß du nicht aus eigenem Antrieb die Vorzüge jenes großen Mannes, den man in der halben Welt kennt, und für den du angesehen wirst, dir anmaßest. Du darfst nicht widersprechen, auch das weiß ich.

Andreas. So bist du ein Wundermann, — woher weißt du dies Alles?

Bettler. Aus dem Buche der Erfahrung. Ich lese darin, daß du bisher gut gehandelt hast, und daß du ferner gut handeln wirst, wenn du jener unsichtbaren Macht folgst, die so lange deine Thaten geleitet hat. Bleibe was du scheinst, bis ein dir unbegreifliches Wesen dich auf eine neue Bahn rufen wird.

Andreas. Du machst mich mit deinen räthselhaften Worten wieder ganz traurig.

Bettler. Nein! das will ich nicht. Dein Herz ist gut, dein Gewissen rein, deine Seele edel. Du gabst mir ein Allmosen, und ich will nicht bloß dankbar, ich will auch erkenntlich seyn. Du ringst mit einem Zweifel, der schon so lange deine Seele pei-

nigt. Du liebst Marien, liebst auch die reiche Agnes, und kannst dich nicht entschließen, welche du zu deiner künftigen Lebensgefährtin wählen sollst. Ich will dir einen Rath geben, befolge ihn, und die Zeit wird dich lehren, daß ich gut gerathen habe. Mache dich bereit zur Vermählung mit Agnes, ist sie beim Feste des Hochzeitstages munter und fröhlich, so heirathe sie, aber gib wohl acht, ob sie es ist, denn, sollte sie nur eine Thräne vergießen, so entsage ihr, und wandere in deine Heimath.

Andreas. Guter Mann! ich möchte gern deinen Rath befolgen, aber noch ist dies eine weite Aussicht. Weißt du nicht, daß Graf Ernst mir nicht eher seine Tochter geben will, bis ich ihm sichere Nachricht bringe, ob die beiden Pagen noch leben?

Bettler. Kleinmüthiger, du zweifelst, ohne mich ausreden zu lassen. Geh! melde dem Grafen, daß die beiden Pagen noch leben.

Andreas. Was? leben sie noch? — aber er wird mirs nicht glauben, meinen Worten nicht trauen.

B e t t l e r. Dann gib ihm diesen Zettel.

Der Bettelmann reichte ihm ein kleines Stück Papier, und verschwand in eben der Minute, in welcher der verwunderte Andreas das Blatt zu besehen bemüht war. Wie Andreas aufblickte, war der Bettler schon weg.

Ein und Zwanzigstes Kapitel.

Eine Taube bringt der schönen Agnes den Ring der Treue zurück.

Andreas wollte mit seinem Geheimnisse nicht so gleich heraus, weil er es für möglich hielt, daß ihm der Bettler Lügen gesagt habe, die von keiner Wirkung seyn, und ihn nur den Spott aussetzen würden. Fürs zweite dachte er, daß Graf Ernst ihn gar nicht mehr an die Erfüllung seines Versprechens erinnern werde, und nahm sich vor, wenigstens so lange man ihn ungefragt ließe, zu schweigen. Allein dies währte nicht lange, denn noch beim Abendtische, machte Graf Ernst von Biederstein eine Erwähnung ihres Vertrags.

Edler Mann! sprach er; schon ist mit dem heutigen der vierzigste Tag fast verflossen, und Sie

befriedigen nicht meine peinigende Erwartung? Sprechen Sie, darf ich heute eine Antwort auf meine Frage hoffen?

Andreas. O ja! sobald Graf Ernst diese von mir verlangen wird.

Ernst. Was? wirklich! Sie hätten es erforscht, und kamen nicht einmal von meinem Schlosse weg? Sie wissen Antwort?

Andreas. Ich weiß sie, kurz und bündig, und stehe für ihre Aechtheit.

Ernst. O! so sprechen Sie, lebt Albrecht noch?

Andreas. Er lebt.

Ernst. Und Rudolph?

Andreas. Lebt auch, beide leben, Albrecht von Wiesenau sowohl, als Rudolph von Edelmuth.

Ernst. Gerechter Gott! sie leben! — o großer Mann! wirklich? leben sie? sprechen Sie, kann ich diesen Worten trauen?

Andreas. Wo nicht meinen Worten, doch mindestens diesem Blatte.

Ernst (ergreift hastig den Zettel). Ja bei Gott! das ist Rudolphs von Edelmuth Handschrift. (liest)

Dem Grafen Ernst von Biederstein mache ich zu wissen, daß mein Freund Albrecht von Wisenau eben so lebt, wie ich.

Rudolph von Edelmuth.

Ernst. Sie leben? großer Gott! — sie leben? und meine Ehre wird vielleicht gerettet seyn? dieses Blatt soll mich beim Fürsten rechtfertigen, o edler Mann! Sie haben mir mehr als mein Leben, haben mir meinen guten Namen wiedergegeben; da haben Sie das Mädchen, in drei Tagen ist Vermählung.

Graf Ernst warf hastig seine Tochter dem Teppichkrämer in die Arme, und stürzte zum Zimmer hinaus. Er sprang in einen Wagen, und fuhr zu seinen Freunden herum, die er zum großen Ehrentage seiner Tochter einlud. Am dritten Tage erschienen

alle Gäste wieder, die schon einmal aus dieser Ursache auf seinem Schlosse versammelt waren. Sie beobachteten alle eine Ehrfurcht, die nahe an Demuth gränzte, gegen den Teppichkrämer, und mühten sich auf alle mögliche Weise, den Tag recht freudenvoll zu machen.

Graf Biederstein ordnete das Gastmahl im Garten an. Unter freiem Himmel deckte man in einer breiten Allee etliche Tische, um welche sich die Hochzeitsgäste setzten. Man aß, trank, und war lustig. Ach! wie sonderbar war da unserm Andreas ums Herz. Er hatte seine theuere Braut zur Seite, sah ihre verschämten Blicke, ihre rothglühenden Wangen, fühlte ganz die Reize ihrer Schönheit, und dachte sich als den Besitzer aller dieser Vorzüge. Und dennoch pochte ihm angstvoll das Herz in der Brust, dennoch drängte sich unwillkührlich der Gedanke an die arme Marie in seiner Seele. — Er hätte doch lieber Jene gewählt, aber ein Blick auf Agnes, ein Blick in ihr holdes Gesicht, ein Blick auf ihre kostbaren Kleider und Edelsteine, — und Mariens Bild verschwand aus seinem Herzen.

Er gab dem Rathe des Bettelmanns zu Folge genau Acht auf seine Agnes, und fand sie immer heiter; ob das erzwungene oder wirkliche Heiterkeit war, mag ich nicht, mag die Folge entscheiden, genug, Agnes war bis jetzt fröhlich. Endlich fing man das Gesundheittrinken an, Andreas trank seiner Braut zu, und Agnes war genöthigt, ihm Bescheid zu thun. Wie sie den kristallenen Pokal in die Höhe hob, fiel etwas aus der Luft gerade in den Wein. Alle sahen gegen den Himmel, und erblickten eine schneeweiße Taube über sie wegflattern. Man fuhr voll Verwunderung auf, und staunte, was denn diese Taube gerade beim Gesundheittrinken der Braut in den Wein habe fallen lassen; alle wunderten sich, wie diese Taube eben jetzt herkomme.

Neugierig nach Erklärung dieses sonderbaren Zufalls, nahm man das Herabgefallene aus dem Pokal, und fand daß es ein sehr schöner goldener Ring sey, indessen Knopfe Agnesens Portrait prangte. Man erschrak, Agnes am meisten, die Röthe ihres Gesichts wich, der Pokal entsank ihrer zitternden Hand. „Großer Gott! rief sie, das ist mein Ring, den ich

meinem Wiesenau zum Pfande unverbrüchlicher Treue schenkte, als er mir den Seinigen gab, den jetzt mein Bräutigam besitzt.“ O! gewiß, gewiß ist er nicht mehr, und sein Geist brachte mir in der Gestalt der Taube das Pfand zurück, damit ich mich erinnern möge, daß ich meine Treue, mein Wort gebrochen habe.

Sie nahm den Ring, und als sie sah, daß sein Reifchen wirklich entzwei gebrochen sey, so stürzten Thränen aus ihren Augen. „Seht!“ sprach sie, „er hat meinen Willen erfüllt, hat das Band gebrochen, das unsere Herzen an einander knüpfte.

Man bemühte sich vergebens, sie zu trösten. Aufs neue stürzten Thränen aus ihren Augen, die den staunenden Andreas an den Rath des Bettelmanns erinnerten. Ist sie beim Feste des Hochzeitstages munter und fröhlich, so heirathe sie, sollte sie nur eine Thräne vergießen, so entsage ihr, sprach der Bettler, und seine Worte stellten sich deutlich vor Andreas Seele. Er stand auf, und sprach Agnes öffentlich von seiner Heirath, von den ihm gegebenen Worte frei.

„Hört mich!“ sagte er, „obwohl ich Agnes liebe, so fordere ich doch nicht ihr Unglück, sie liebt mich nicht, liebt einen Andern, warum sollte ich sie zwingen, mir ihre Hand zu geben. Nein ich mache freiwillig Verzicht auf ihren Besitz, und überlasse ihn dem, den sie wählt.

Mit diesen Worten verlor er sich von der Gesellschaft.

Zwei und Zwanzigstes Kapitel.

Der Teppichkrämer wandert in sein Vaterland zurück.

Er schwärmte mit neuen Plänen schwanger in der Gegend umher, dachte nicht mehr an Agnes, sondern an Marie, überlegte, welches Glück, welche Zufriedenheit er in ihren Armen werde genießen können. Erst spät am Abende kehrte er nach dem Schlosse zurück, und eilte sogleich in sein Schlafgemach. Man hielt ihn nicht auf, forderte nicht Rechenschaft seines plötzlichen Entschlusses wegen, sondern ließ ihn bei seinem Willen. Er kleidete sich aus, und legte sich sorgenlos, mehr mit fröhlichen Traumbildern der Zukunft beschäftigte, zur Ruhe.

Lange schlief er ungestört, aber spät am Morgen, als schon allmälig der dunkle Schleier der Nacht

brach, weckte ihn eine eiskalte Hand aus dem Schlummer. Wie er aufblickte, sah er jene Gestalt des wunderbaren Arztes mit einer silbernen Lampe in der Hand, von einer Lichtwolke umhüllt, vor sich stehn.

Andreas sprach die Gestalt; ich komme, dich zur Reise aufzumuntern, denn du mußt fort, deiner harret in deiner Heimath ein zärtliches Geschwister, eine besorgte Mutter.

Andreas. Leider! hätte ich das längst beherzigen sollen. Du räthst mir wohl, guter Greis! ich danke dir für deine Freundschaft.

Gestalt. Morgen wirst du reisen.

Andreas. Morgen? — Morgen schon? —

Gestalt. Ja Morgen! Oder glaubst du noch, bei Agnes ein Glück zu erhaschen, welches du nur geträumt hast, das nie Wirklichkeit werden konnte? — Fühlst du nicht, daß bloß ein Irrthum in deiner Person alle diese Handlungen bestimmte? —

Andreas. Ich merkte ihn zwar, aber mein wäre die Schuld nie gewesen.

Gestalt. Wohl! so willst du auf Anderer Fehler dein Glück bauen? — Hast du auch überlegt, ob dieses geträumte Glück von anhaltender Dauer seyn würde? — Blödsinniger! siehst du nicht ein, daß Agnes dich nicht aus Liebe, bloß aus Eigennutz zu ihrem Gemahl gewählt habe? —

Andreas. O! du hast vollkommen Recht, denn davon bin ich schon lange überzeugt.

Gestalt. Wie kannst du also in ihrem Besitz ein Glück hoffen? würdest du nicht ihres kalten Betragens gegen dich müde werden? —

Andreas. Möglich.

Gestalt. Nicht nur möglich, sondern wirklich. Sie hält dich für jenen großen Mann, der allgemein unter dem Namen des wunderbaren Teppichkrämers bekannt ist. Sie gibt dir ihre Hand aus dieser Absicht, damit du ihrem Vater Beistand leisten, ihn wieder zu Ehren bringen mögest. Besitzest du übernatürliche Kräfte?

Andreas. Ich? wie käme ich dazu?

Gestalt. Wie wirst du also ihrem Begehren Genüge leisten?

Andreas. Ich würde das nie thun können, nie vermögen.

Gestalt. Und Agnes wird sich, wenn sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sieht, nicht nur gleichgültig, sondern kalt, gefühllos gegen dich betragen. Sie wird unzufrieden über den Irrthum, der sie zur Heirath mit dir verleitete, jene Stunde verfluchen, in der sie dich kennen lernte.

Andreas. Aber mir wird sie nie die Schuld beimessen können, da ich es ihr so oft wiederholte, daß ich nicht der sey, wofür sie mich hält?

Gestalt. Und wird dies ihre Verachtung, mit der sie dir begegnen wird, verringern? Sie bleibt dann doch immer in ihren Gedanken, wenn auch nicht von dir doch durch dich betrogen, sie wird nicht darüber mit dir rechten, aber mit dem Schicksale wird sie hadern, und dir keine ruhige, viel weniger eine zufriedene Miene zeigen.

Andreas. Wahr; alles, was du sprichst, sehe ich ein, jedes deiner Worte ist ächt, ist unwiderlegbar.

Gestalt. Nun sprich, hältst du noch ihren Besitz für ein so großes Glück? —

Andreas. Nein, o hätte' ich meine Marie!

Gestalt. Wandere in deine Heimath zurück, und heirathe deine Marie!

Andreas. Gib mir sie erst, hilf mir sie finden, ich will dann zufrieden an ihrer Seite nach Tyrol wandern, ruhig an ihrer Seite im Kreise meiner Geschwister leben.

Gestalt. Ist das dein wahrer, dein ernster Entschluß.

Andreas. Mein heißester Wunsch, den ich nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten noch kenne.

Gestalt. Wohlan! so ziehe nun heim, Marie wird dich an der Schwelle deines väterlichen Hauses empfangen.

Andreas. Wär's möglich? Marie —

Gestalt. Ist lange wieder in ihrem Vaterlande. Sie ist nun zehnmal schöner geworden, und von allen Seiten schwärmen Freier um sie herum, deren einer dir gewiß die Beute wegschnappen wird, wenn du nicht eilst, nicht bald bei ihr erscheinst.

Andreas. O! ich will mich gleich entschliessen, will gleich fort von hier.

Gestalt. Daran thust du wohl. Mache, daß kein Tageslicht dich mehr hier erblicke, und wandere gleich. Hier hast du ein Jägerkleid und eine Weidtasche, lege dieses an, so wird man dich um so weniger erkennen, denn solltest du in deinem reichgestickten Kleide wandern, so würde dies viel Aufsehen, viele Hindernisse dir bewirken. Zu Hause harret deiner ein ruhiges Leben; der, der dich so oft geschützt hat, hat auch für deine künftige Tage gesorgt. Ziehe heim, und du wirst nie Mangel leiden, alles zur Genüge besitzen. Kleide dich an, und folge mir.

Andreas legte das Jägerkleid an, hing sich die Weidtasche um, und folgte der Gestalt, die ihn bei

der Hand nahm, durch verschiedene Gänge und Keller, Treppen ab Treppen auf führte, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich verlosch die Lampe, aber die Gestalt zog den Teppichkrämer immer mit sich fort. Endlich ließ sie seine Hand los. Andreas tappte im Finstern weiter, bis er in einer Entfernung vor sich Tageslicht sah. Er ging darauf zu, gelangte unter das offene Schloßthor, und befand sich bald im Freien.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Teppichkrämer kommt in Wassernoth.

Der Sonne erster Purpurstrahl beschimmerte die grünen Wiesen, vergoldete die blauen Berge in der Ferne, ein kühler Morgenwind spielte mit Andreas Locken, und der munteren Vögel mannigfaltiger Gesang begleitete den einsamen Wanderer. Andreas fühlte ganz das Herrliche der erwachenden Natur; in seiner Seele ergossen sich Empfindungen, die er seit langer Zeit nicht gefühlt hatte. Er dachte sich nun frei, und zählte schon nach, in wie viel Tagen er seine Heimath erreichen werde, um seine Marie küssen zu können. Ein innerer Trieb beflügelte dann seine Schritte, er schwang seinen Wanderstab, und ging wacker fort.

Als er einige Stunden fortgewandert war, begann der Hunger allmälig sich einzustellen. Weit und breit war kein Dorf, kein Wirthshaus, noch weniger ein Mensch zu sehen; auch zeigte sich in der ganzen Gegend kein Baum mit dessen Früchten er seinen Hunger hätte stillen können. Nichts als grünbemooste Ebenen, in der Ferne blaues Gebirge, rechts und links Fichten= und Tannenwälder von Birken untermischt, daraus bestand die ganze Gegend. Da dachte Andreas: hätte ich doch meinen Schubsack bei mir, der mir manche Speise aufbewahrte, die mich oft labte. Bei diesen Gedanken erinnerte er sich der Waidtasche, die ihm der wunderbare Arzt gegeben hatte; er langte sie zum Erstenmal von seinem Rücken, und bemerkte, daß sie sehr voll sei, und viel darin seyn müsse.

Neugierig schnallte er den Riemen los, und sah hinein. Das Erste, was er ergriff, war kaltes Wildpret, nebst einer Flasche Wein. Ein herrlicher Fund für ihn, der ihn so sehr beschäftigte, daß er darüber des Uebrigen, was noch in der Waidtasche war, vergaß. Erst dann, als er seinen Hunger

und Durst gestillt hatte, langte er die andern Gegenstände hervor. Es war ein Teppich, und sein eigenes Teppichkrämerkleid, dessen Besitz ihn sehr freute. Am Ende fand er noch in einem Winkel der Tasche sein eigenes Schnupftuch, in welches er die hundert Gulden, die er von Jakob Zeche empfing, verwahret hatte, und sieh da! als er es auseinander breitete, fielen die hundert Gulden heraus. Wer war da glücklicher, als Andreas; sein Hunger und Durst waren nun gestillt, sein Teppichkrämerkleid besaß er wieder, und noch darüber hatte er jetzt hundert Gulden Reisegeld, das ihn vor allem Mangel auf seiner Wanderung schützte.

Munter sprang er in die Höhe, stützte sich auf seinen Wanderstab, und schritt im wärmenden Sonnenstrahle weiter. Spät am Abende gelangte er in ein Wirthshaus, wo er übernachtete, und welches er noch vor Aufgang der Sonne wieder verließ. — So wie gestern, ging heute die Reise fröhlich und heiter von Statten. Andreas gestand sich selbst, daß er nie so glückliche Tage genossen habe.

Der Tag neigte sich schon zu Ende, die Sonne warf nur noch verstohlene Blicke hinter dem fernen Gebirge in das Thal, als Andreas zu einem Flusse gelangte, an dessen Ufer ein Kahn stand. Andreas stieg hinein, da trat aus einer armen Hütte ein Schiffsmann in einem langen Kittel gekleidet, mit einem herabhängenden Barte, und tief in die Stirne gedrückten Hute hervor. Dieser, als er in den Kahn trat, und den Teppichkrämer erblickte, fuhr erschrocken zusammen, zitterte und bebte, indem er mit dem Ruder den Kahn regierte.

Andreas. Guter Alter! was zitterst Du so? —

Schiffer. Lieber Waidmann! siehe dieser Fluß ist sehr gefährlich, und da zittere ich immer aus Besorgniß, wenn ich hinüberfahre.

Andreas. So? vielleicht kann man hier verunglücken?

Schiffer. Leicht, leicht!

Andreas. Und ich hätte nun auch Gefahr?

Schiffer. Die größte! ich stehe nicht dafür, daß Du glücklich hinüberkömmst.

Andreas. Ha! so hättest Du mir dies sagen sollen, ehe ich in den Kahn getreten bin.

Schiffer. Ha! ha! ha! sage Du dem Gimpel, ehe er in das Fallhaus hineinhüpft, daß Du ihn fangen willst.

Andreas (ängstlich). Ich verstehe Dich nicht.

Schiffer. Nicht? so hat Dich diesmal Deine Zauberkraft betrogen. Elender Sterblicher! der Du mit Gaukeleien prangst, und im Grunde weniger bist, als jeder Andere, zeige nun, wie viel Deine Kräfte vermögen?

Andreas. Was sprichst Du? ist Dir nicht wohl? warum bleibst Du in der Mitte des Flusses stehen?

Schiffer. Wundert Dich das? wärst Du Jener, für den dich die leichtgläubige Welt hält, so

würde Dich dieses nicht wundern, Du müßtest es mir an meinen funkelnden Augen ansehen, was ich in der Mitte dieses Stromes will.

Andreas. Vielleicht ist Dir einiges Leid —

Schiffer. Mir? o nein! mir ist schon ohnehin genug Leid widerfahren; Leid und schreckliches Unrecht. Unrecht, worüber ich in dieser Minute Rechenschaft fordern will.

Andreas. In dieser Minute? ich begreife Dich nicht, Alter! von wem? wie?

Schiffer. O, Bube! der Du noch zu heucheln wagst. Glaubst Du, daß ich Deine Verstellung nicht durchblicke? Glaubtest Du, daß ich dich dieses elenden Jägerkleides wegen nicht erkennen würde. Du bist jener große Schurke, für den man schon lange den Galgen gepflanzt hat, bist der berüchtigte Teppichkrämer, der mir meinen Bruder geraubt, meinen Vater gemordet hat. Kennst Du mich nicht?

Andreas. Ich? nie! Nie habe ich Dich gekannt!

Schiffer So sieh! ob Du mich so kennst?

Er riß Hut und Bart herunter, und da erkannte Andreas den jungen Baumer. Mit einem Dolche in der Hand stand er vor ihm, Andreas zitterte und bebte.

Baumer. Da sieh mich! Hier ist die Gränze zwischen Leben und Tod, hier wage ich es mit Dir aufzunehmen. Bube! Dein Leben steht in meiner Hand, schaffe mir meinen Bruder, oder, Deine Stunde hat geschlagen.

Andreas. Ich? ich kann das nicht.

Baumer (den Dolch zuckend). Nicht? nicht?

Andreas. Ich habe ihn ja nicht.

Baumer. So ist er todt? Nimm hier den Lohn dafür.

Baumer bohrte ihm den Dolch in die Brust. Glücklicher Weise ging der Stich blos durch das Fleisch der rechten Rippenseite. Er tödtete zwar den Teppichkrämer nicht, aber betäubte ihn doch. Andreas fiel aus dem Kahne in den Strom hinab.

Da! donnerte ihm Baumer nach, da hast Du Deinen Lohn! ich habe lange Deiner hier geharret, wenn Du übernatürliche Kräfte besitzest, so rette Dich.

Die Fluthen des Stromes schlugen über den armen Teppichkrämer, warfen ihn tief in ihren Schooß, und schleuderten ihn wieder in die Höhe. Andreas, dem der Schrecken alle Kräfte gelähmt hatte, vermochte trotz seiner erprobten Schwimmkunst der Gewalt des Stromes nicht zu widerstehen, da ohnehin die beigebrachte Wunde ihm einen ziemlichen Blutverlust verursachte. Er hob bittend seine Arme über das Wasser, und rief den Grausamen um Hilfe an, aber der Unbarmherzige stieß, so oft Andreas seinem Kahne näher kam, ihn mit der Ruderstange wieder in die Fluthen zurück. Plötzlich sprangen einige Männer an dem jenseitigen Ufer

hervor, und stürzten sich in das Wasser. Bei ihrem Anblicke wandte Baumer seinen Kahn, und fuhr mit Blitzesschnelle den Strom hinab. Einige der Männer schwammen ihm mit eben der Geschwindigkeit nach, die Andern eilten dem Teppichkrämer zu Hilfe, der in eben dem Augenblicke seine Besinnung verlor.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Andreas wird lebendig begraben.

Ohne Zweifel mußten ihn die fremden Männer gerettet haben, denn Andreas kam nicht im Wasser um, sondern gelangte bald wieder zur Besinnung, und fand, als er zum Erstenmale umherblickte, sich in der Hütte jenes Waldbruders, bei dem er vor nicht gar langer Zeit seine Marie sah, seine Jugendfreundin sprach. Die ganze Erinnerung an jene Zeit, jeder unbedeutende Umstand, der während seines Aufenthaltes in dieser Hütte sich zutrug, stellte sich ihm jetzt im erneuerten Bilde vor. Es lag eine gewisse, wohlthätige Empfindung in der Erinnerung an seine Marie, an den Spaziergang, an ihre einsamen Gespräche, und schnell drang die sehnsuchtsvolle Begierde, sie zu sehen, mit voller Stärke in seine Brust.

„Wo ist meine Marie?" fragte er, als der Waldbruder nach einer Weile mit einigen Erfrischungen hereintrat, die er zu Andreas Stärkung bereitet hatte.

„Marie!" entgegnete dieser, harret längst Deiner in Tyrol, und trauert, daß Du so lange nicht heimkehrst.

Andreas. Also ist sie wirklich nicht mehr hier? wirklich in meinem Vaterlande? Sage mir, guter Alter! wie kam ich hierher?

Waldb. Unbekannte Männer brachten Dich in meine Hütte, ich erkannte Dich, und verband Deine Wunde.

Andreas. Gott lohne Dein wohlthätiges Herz. Doch, beruhige meine Angst; bin ich hier sicher?

Waldb. In meiner friedlichen Wohnung darf Niemanden ein Leid widerfahren.

Andreas. Und doch habt Ihr mir in jener Nacht, als ich von hier floh, den Tod geschworen;

ich wäre vielleicht nicht mehr, wenn mich Eure mörderischen Dolche erreicht hätten.

Waldb. Kurzsichtiger; das galt nicht Dir, das galt einem Andern, der durch frevelhafte Kühnheit höhere Wesen zur Rache gereizt hatte. Es galt dem Dir wohlbekannten Jakob Zeche.

Andreas (sich besinnend). Möglich! bei Gott! das ist möglich! Ich traf ihn auf meiner Flucht, er hielt mich für die Ursache seiner ausgestandenen Angst, und bat tausendmal um Verzeihung. Also hätte ich mich wirklich umsonst geängstiget?

Waldb. Gänzlich umsonst. Hättest Du Dich jener Worte erinnert, die einst Dein unbekannter Wohlthäter zu Dir sprach; Du sollst nämlich vor keiner Gefahr zittern, Alles mit Dir geschehen lassen, und der Hilfe Deiner unsichtbaren Freunde versichert seyn, so würde keine Angst in Dein Herz geschlichen seyn.

Andreas. Kennst Du auch diesen fremden Mann? dieses wunderbare Wesen, das einst so wohlthätig mein Arzt war?

Waldb. Ich kenne dasselbe, es ist Dir hold und geneigt. Folge seinem Rathe. Noch oft wirst Du vielleicht Abenteuer bestehen müssen, noch oft in Noth und Gefahr gerathen, aber verzage nicht, suche nicht den Irrthum zu lösen, der Dir so oft Angst verursachte, sondern laß Alles mit Dir geschehen, und traue auf das Versprechen Deines Wohlthäters, daß Du gerettet werden wirst. Er versprach Dir herrlichen Lohn, auf den Du mit Zuversicht hoffen kannst.

Andreas. Es wird mir Lohn genug seyn, wenn Du mir alle Räthsel dieser schrecklichen Begebenheiten erklärst.

Waldb. Das kann ich nicht. Forsche nicht nach Geheimnissen, die Dir nunmehr in kurzer Zeit gelöset werden. Zu Hause harret Deine Marie, säume nicht, so bald als möglich in ihre Arme zu eilen.

Der Waldbruder verband aufs Neue seine Wunde, die nicht so sehr gefährlich war, weil sie durch das bloße Fleisch ging, kein Bein, kein edler Theil war verletzt. Der erlittene Schrecken machte zwar den Teppichkrämer kraftlos, zwang ihn, diesen Tag das Bett zu hüten. Am Morgen des andern Tages fühlte er sich wieder bei voller Gesundheit, und kaum, daß eine Woche verstrich, meldete er schon dem Waldbruder, daß er nunmehr weiter zu wandern entschlossen sei. Der Waldbruder richtete ihm das Nöthigste zusammen, und weil es ein etwas stürmisches Wetter war, so rieth er ihm, noch eine Nacht in seiner Hütte zu verweilen, und mit Sonnenaufgang seine Reise zu beginnen.

Aber in dieser einzigen Nacht änderte sich sein Schicksal plötzlich. Andreas schlief so fest, daß vielleicht der Knall eines Kanonenschusses ihn nicht hätte wecken können; ihm träumte nichts, und der ihn gesehen haben würde, hätte geschworen, er sei todt. Doch endlich nach langem Schlafe erwachte er. Schweiß kühlte seine Stirne und Wangen, wie

Todesangst wühlte es in seiner Brust. Wie er aufblickte, traute er seinen eigenen Augen nicht, und glaubte zu träumen; denn es war nicht die Hütte des Waldbruders, wo er sich befand, es war ein kleines, dunkles Gewölbe, von schwarzen Mauern umgeben, von denen schmutziges Wasser herabträufelte. Der Boden war, wie der erhöhte Ort, an dem er in einem dumpfen, aber offenen Sarge lag, mit schwarzem Tuche bedeckt. Sechs Lampen brannten auf silbernen Leuchtern düster um ihn herum, und hinter seinem Haupte flüsterte ein leises Gemurmel, welches ihn mehr in Angst setzte, als die Todtenköpfe und Menschenknochen, die rings herum an den Wänden hingen. Diese neue Scene war ihm eben so schrecklich als unerwartet. Die sonderbare Metamorphose, aus einem bequemen Bette in eine Todtengruft, in einen Sarg zu gerathen, hätte gewiß jeden minder Feigherzigen als Andreas war, erschüttert. Ihn, wiewohl er schon an dergleichen Auftritte gewohnt war, brachte sie ausser aller Fassung, ihn erfüllte sie mit Schrecken und Entsetzen.

Was? soll ich lebendig begraben werden? rief er, und richtete sich schnell empor, aber eben so schnell sprangen einige schwarze Männer herbei, und warfen ihn in den Sarg zurück. Ihre Dolche blinkten über seiner Brust.

Wenn man sich in einem Walde von Räubern und Mordgewehren umgeben denkt, so kann man sich die fürchterliche Lage, in der sich jetzt Andreas befand, vorstellen. Er blickte zitternd die Männer an, und erkannte in einem derselben den großen Mann, der ihn im Walde von des alten Baumers Gefangenschaft befreite, in dem Andern den Waldbruder. „Barbaren" stammelte er, „was habe ich euch gethan? was habe ich verbrochen? Wollt ihr nach so langen Martern mich endlich noch morden?

„Schweig!" entgegnete der Waldbruder. Erinnere Dich meiner Worte: Es soll Dir nichts geschehen! sei zu Allem willig, in Allem geduldig, was auch mit Dir geschieht. Sei es nun jetzt, denn Alles, was noch vorgehen wird, ist zu Deinem Besten abgesehen. Bleib ruhig

im Sarge liegen, damit man Dich für todt hält; für das Uebrige laß uns sorgen.

Daß Dir kein Laut entschlüpft, keine Bewegung entgehe, fügte der große Mann hinzu, sonst fürchte unsere Dolche.

Erst jetzt betrachtete sich Andreas, und sah, daß er als Teppichkrämer gekleidet sei, er mußte seine Augen schließen, die Hände über einander legen, und so viel als möglich leise Athem holen. Es kam ihm vor, als wenn man mit ihm Komödie spielen wollte; plötzlich widerhallten vor dem Gewölbe die Fußtritte mehrerer Menschen, eine eiserne Pforte öffnete sich klirrend, und ein Haufe schwarzer Männer, deren einer eine brennende Fackel trug, trat feierlich herein. Sie schleppten den jungen Baumer, noch als Schiffer verkleidet, mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, mit sich, der, als er den todt scheinenden Andreas erblickte, erschrocken zurückschauderte, und seufzend die Ketten an einander schlug.

Da sieh! sprach der große Mann im klagenden Tone zu Baumer; da sieh Dein Werk. Jenen

großen Mann, der das Schrecken der Welt, ein Schutz der Unterdrückten, ein Vater der Hilflosen war, hast du gemordet. Grausamer! wie kannst du diese That entschuldigen?

Baumer. Er mordete meinen Vater! meinen Bruder!

Der Mann. So glaubst du, aber dein Glaube ist falsch. Er hat deinen Bruder geschützt, weder ihn, noch deinen Vater gemordet.

Baumer. Nicht? wo ist mein Bruder? wo mein Vater?

Der Mann. Dein Bruder wird sich wieder finden; dein Vater liegt bei der goldenen Quelle am Fuße des schwarzen Felsens begraben.

Baumer. Begraben? und ich konnte seine Leiche nicht zur Gruft begleiten? und dieser verstellte Bösewicht hatte ihn nicht gemordet?

Der Mann. Nein! er hat keine Schuld an seinem Tode. Der Schlag traf den Erzürnten, als

ich meinen Freund hier von seiner Gefangenschaft in dem Walde befreite. Menschen! wie blöde sind eure Augen, welch schwacher Schein kann Euch täuschen. Du hieltest ihn für deinen Feind, indeß er für dein Wohl arbeitete.

Baumer. (bitter lachend) Ha! ha! für mein Wohl? O! wie er mich glücklich gemacht hat, wie ich nun da stehe, von Wonne umgeben, aber (wild umherblickend) mein Vater! mein Bruder! wo seid ihr denn? daß ihr euch über mein Glück, von Jenem unbekannten großen Manne mir zubereitet, auch freuen möget.

Der große Mann. Ich fühle diese Deutung, will sie aber übergehen. Wohlan denn! wenn auch durch dieses Mannes Schuld dein Vater gefallen wäre, verdient er nun nicht Mitleid, da sein erwiederter Tod die Schuld getilgt hatte?

Baumer. Nimmermehr! denn troß dem Allen bleibt mein Vater, bleibt mein Bruder mir dennoch verloren.

Der Mann. Da sieh ihn an! wie er da liegt, mit der Miene voll Unschuld, entfärbt sind die blühenden Wangen, durchbohrt das redliche Herz, in dem ein reines Gewissen thronte. Sieh! sieh! es war mein Freund, ich habe ihn verloren. An dessen Seite ich mich vor Kurzem noch freuete, den sehe ich nun entseelt im Sarge.

Baumer. (halb bewegt) Ach! ich hatte nicht einmal dieses Glück, meinen Vater, meinen Bruder im Tode zu sehen.

Der Mann. Es war mein einziger, mein innigster Freund!

Baumer. Es war mein Vater! es war mein Bruder!

Der Mann. Und wenn ich dir sage, daß er ebenfalls mein Bruder war. Wenn ich sage, daß ich nicht Vater, nicht Mutter, daß ich nur diesen einzigen Bruder hatte, der mein ganzer Reichthum auf dieser Welt war.

Baumer. (sehr gerührt) Dann bist du zu

bemitleiden, Mann! ich kenne dich nicht, du hast mir nichts zu Leide gethan, und bloß um deines Schmerzes Willen fühle ich Reue über diese That.

Der Mann. Sprichst du auch wahr? denkst du auch so, wie du sprichst?

Baumer. Bei meinem Eide schwöre ich dir! könnte ich ihn wieder beleben, ich würde willig die Hälfte meines gramvollen Lebens hingeben.

Der Mann. O! so wirst du meiner, und dieses Entseelten letzte Bitte nicht versagen. — Als wir den Armen den Fluthen entrissen, in die du ihn hinabgestürzt hast, da kehrte sein mit dem Tode ringender Geist auf einige Augenblicke wieder. Er lag blutend und sterbend in unsern Armen, warf uns mit gebrochenem Auge die letzten Blicke zu, und entdeckte uns, du wärest sein Mörder.

Baumer. Nicht Mörder! nein, Rächer!

Der Mann. Freunde! stammelte er, Baumer hat mich unschuldig, unwissend gemordet, denn

er hält mich für den Mörder seines Bruders, und seines Vaters. Ich vergebe ihm, allein ohne Versöhnung kann ich nicht vor den Richterstuhl des Ewigen treten; doch fühle ich, daß meine Stunde da sei, daß meines Lebens letzte Minuten schlagen. Saget ihm, wenn ihr ihn einst sprechen solltet, ich hätte ihm verziehen; saget ihm, ich beschwöre ihn bei der unerforschlichen Ewigkeit, bei des Unendlichen letzten Urtheile, er sollte mir auch vergeben. Saget ihm ich würde keine Ruhe im Grabe haben, so lange sein Herz nicht versöhnt ist.

Baumer. (im Affekte des Mitleids und der Rührung) Armer! Unglücklicher! forderte er das wirklich von mir?

Der Mann. Ach! er ergriff unsere Hände und bat jeden Einzelnen von uns, eure Versöhnung unser Hauptgeschäft seyn zu lassen. Sein Herz brach unter dem Kampfe seiner Leiden, und die letzten Worte, die seinen erstarrenden Lippen entschlüpften, hießen: Baumer! vergib mir.

Baumer. (von äußerster Rührung hingerissen)

Ruhe, ruhe friedlich im Grabe! dein Baumer hat dir vergeben, dein Baumer ist versöhnt.

Der Mann. (freudig hervortretend) Wirklich guter edler Baumer! du vergibst ihm, und versöhnst dich mit dem Entschlafenen?

Baumer. Vollkommen! führe mich von hier weg, sein Anblick erschüttert zu stark mein Gemüth.

Der Mann. Nein bleibe. Schwöre bevor bei seiner Leiche, daß du das Vergangene vergessen, allen Haß wider ihn aus deinem Herzen verbannen willst.

Baumer. Ich schwöre es, bei seiner Leiche, bei meines Vaters, bei meines Bruders Ruhe im Grabe!

Der Mann. Dank! großer Dank dir, großmüthiger Mann! Erweise nun deinem verkannten Freunde den letzten Dienst, und begleite ihn mit uns zu Grabe. Brüder! beginnt.

Eine schauerliche Trauermusik ertönte nun im

Gewölbe, ein langer Zug von schwarzen Männern wallte herbei, deren einige dem gefesselten Baumer die Ketten abnahmen, andere den Deckel des Sarges fest nagelten. Daß dabei dem Teppichkrämer nicht wohl zu Muthe war, ist wohl ganz natürlich, denn schon der Gedanke in einem Sarge zu Grabe getragen zu werden, ohne zu wissen, aus welcher Absicht es geschehe, ist schauderhaft genug, um auch den Muth des Herzhaftesten zu erschüttern. Andreas glaubte steif und fest, daß man ihn lebendig begraben werde. Gern wäre er dieser engen Todtenwohnung entsprungen, allein die Worte des großen Mannes: fürchte dann unsere Dolche, tönten furchtbar in seinen Ohren.

Er mußte still sein, und alles mit sich geschehen lassen.

Als der Sarg mit schwarzem Tuche behangen, mit geweihtem Wasser besprengt war, hoben ihn sechs Männer auf ihre Schultern, und wallten mit ihm das Gewölbe hinaus, durch viele dunkle Kreuzgänge, in das Freie des weiten Burghofs. Hier sah man

kolossalische majestätische Ruinen, die deutlich anzeigten, daß sie einst ein großes schönes Bergschloß ausmachten, nun aber nur Eulen und Fledermäusen zur Wohnung dienten. Von da ging der Zug in eine erleuchtete Kapelle, wo man nach langer Trauermusik, und einigen dumpf abgesungenen Liedern den Sarg in eine Gruft versenkte.

Andreas hätte vor Angst bald aufgeschrieen; denn der Scherz dünkte ihm schon zu weit getrieben. Das konnte er aus dem vermoderten Leichengeruche wohl urtheilen, daß er in einer Todtengruft sich befände, und die Vorstellung, vielleicht in der Gesellschaft vieler Todten zu seyn, bildete ihm die Scene noch schrecklicher. Noch hoffte er, man würde ihn nicht lange da liegen lassen, aber, als endlich das Gemurmel der Betenden verstummte, der Fußtritt der Abgehenden im weiten Vorhofe verhallte, da fürchtete er, die ganze Nacht in diesem Aufenthalte des Schreckens aushalten zu müssen, und als zuletzt gar die Nacht, und ein großer Theil des andern Tages verstrich, und noch niemand kam, der

ihn wieder ins Leben zurückgeführt hätte, da versank sein Geist in stille Verzweiflung; er bereitete sich zum Tode, denn nur zu gewiß schien es ihm; daß er lebendig begraben sey.

Ende des ersten Theils.



Ferner ist daselbst zu haben:

Abenteuer, humoristische, eines Krähwinklers, auf der Reise nach der Residenz, und dessen Briefe von da nach der Heimath. — Für Lachlustige herausgegeben, von einer Gesellschaft localer Schriftsteller Wiens. 6 Bdchen. 2. Aufl.

Auswahl belustigender Kunststücke, zur Unterhaltung und leicht faßlichen Kenntniß, mit und von den Zauberkräften der Natur, für die Jugend. Gesammelt und zusammengetragen aus den größeren magischen Werken eines Halle, Wiegleb, Rosenthal, Eckartshausen ꝛc. Vierte, verbesserte Auflage. 8. 1818.

— — vorzüglicher Merkwürdigkeiten, aus der Geschichte des Menschen, aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde, nebst einigen Denkmälern deutschen Witzes und altdeutscher Biederkeit, zur Belehrung und Unterhaltung; herausgegeben von F. X. S. 8. 1802.

Bemerkungen, gesammelte, interessante; des Licitationsausrufers Pohling, gesendet an seinen Freund, Herrn Pfiffspitz, Redakteur des

Notizenblattes zu Krähwinkel. 4 Hefte 1831. (Bildet einen Anhang zu den Abenteuern eines Krähwinklers).

Callot (Freiin Magdal.), Cyanenkränze, drei Erzählungen (Honorine — Die Verblendung der Leidenschaft — Der Todtenkopf). 1826.

Chezy (Helmina v.), Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papierenen Kragens, von ihm selbst erzählt. 8. 1829.

Crenzin (Ant. Ad.), der graue Mann. Ein Sittengemälde der Vorzeit, in 4 Aufzügen. 2. Theile, 8.

Cytheren's Zauber-Gürtel. Taschenformat in Goldsch. geb.

Damenbibliothek, neueste. Eine Sammlung von Romanen, Novellen, Mährchen, Erzählungen rc. 10 Bdchen. Taschenformat brosch.

Darstellungen aus dem Gebiete des Aberglaubens. Zur Belehrung der Unwissenden, und zur Beruhigung der Furchtsamen. Zweite Auflage. 8.

Eisenschmied's (Leonh., eines österreichischen Unterthans), merkwürdige Land- und Seereisen durch Europa, Afrika und Asien. Eine

wahre Geschichte aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Mit einer getreuen Beschreibung verschiedener Länder, Inseln, Völker, ihrer Sitten und Gebräuche. 2. Aufl. 2 Thle. m. K. 8. 1812.

Engelhardt (And.), Prachtwerke der Unterwelt, das ist: Freskogemälde aller Merkwürdigkeiten, Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten, die von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag unter der Erde entdeckt worden sind, oder naturhistorisch-malerische Beschreibung der in England, Frankreich, Italien, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Pohlen rc. befindlichen Höhlen, Grotten, Erdfälle, Berg- und Salzwerke, Versteinerungen, unterirdische Naturwunder, mineralische Quellen, Vulkane, verschüttete Städte, Tempel, Palläste, Aquäducte, ausgegrabene Natur- und Kunstschätze. Nach den Schriften der neuesten und berühmtesten Schriftsteller, vorzüglich aber nach der 12. Aufl. des Dr. Clarke. 2. vermehrte Auflage, 3 Thle. mit Kupf. 12. 1833.

Frohberg (Reg.), die Abreise, Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 1333.

Frohberg (Reg.), die Entsagung. Ein Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 1830.

Gaal (Georg von), Sagen und Novellen. Aus dem Magyarischen. 12. 1834.

Galeerensclave, der, oder die traurigen Schicksale meines Lebens. Von mir selbst beschrieben. 2. Aufl. 8.

Gemälde der merkwürdigsten Schiffbrüche neuerer Zeit. 3 Bde. Neueste Ausgabe. 8. 1828.

Geschichte von Miß Lony, und der schöne Bund, von Sophie von La Roche. 8. 1795.

Hormayr (J. Freih. v.), Leben und Bildnisse der böhmischen Regenten. 4 Bde. mit 12 Kupfern. 8.

— — Leben und Bildnisse der österreichischen Regenten aus dem Hause Babenberg, 2 Bde. mit Porträt.

— — Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Allererste Reihenfolge in 4 Jahrg. 1811—1814, compl. mit Port. und Kupf. 8. Schreibpapier.





gez. u. lith. v. W. B[illegible]

Halt Verwegner!

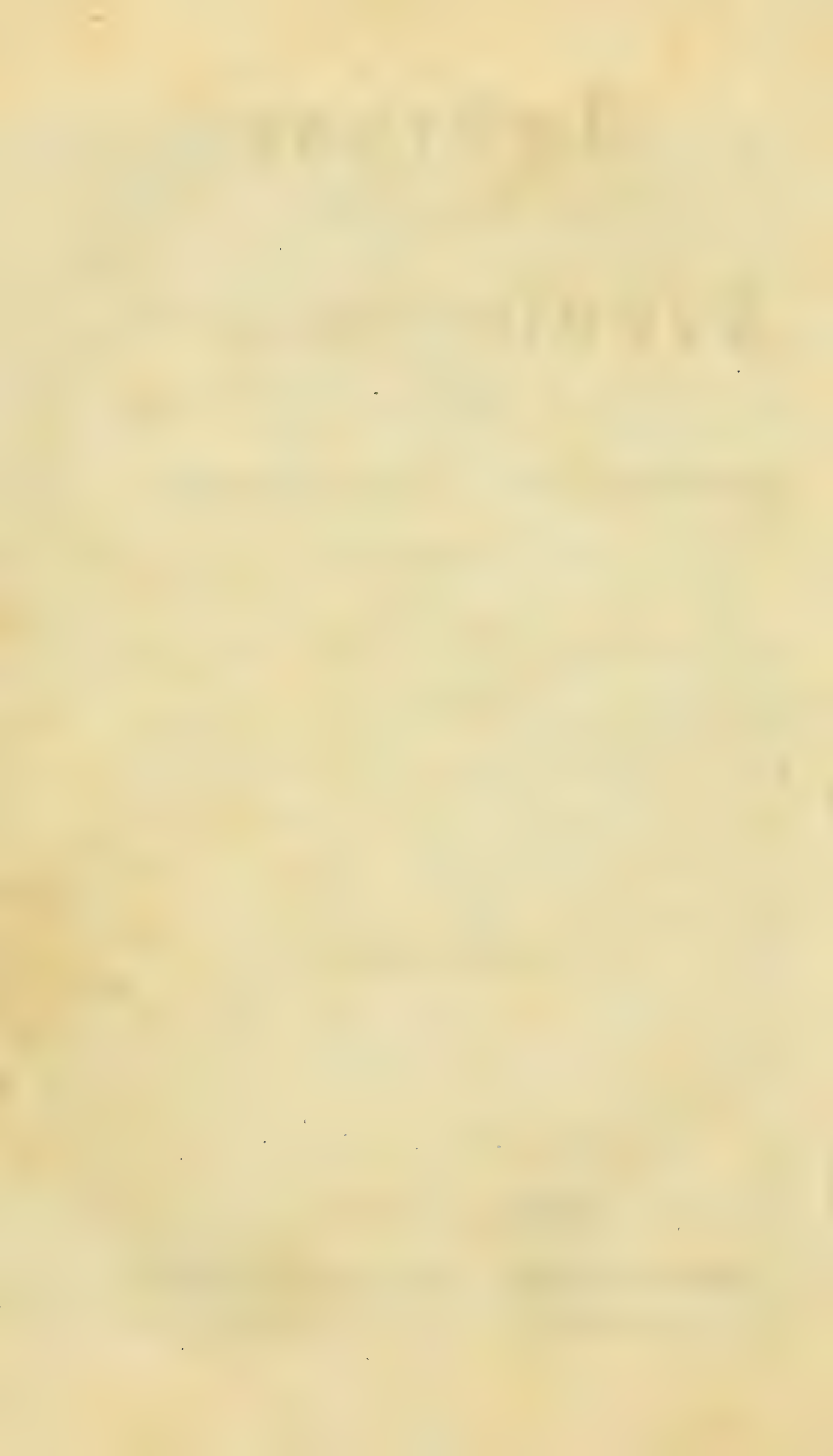
Andreas
der
Teppichkrämer,
oder der
wunderbare Doppelgänger.

Eine romantische Geschichte aus dem siebenzehnten Jahrhunderte.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Wien, 1840.
Gedruckt bei Josef v. Hirschfeld.
(In Commission bei Mayer & Compagnie).



Erstes Kapitel.

Das Räuberthal.

Ob Andreas wirklich lebendig begraben worden sei, oder ob er wieder ins Leben zurückgeführt wurde, dies zu erklären, überlasse ich der Folge der Geschichte. Ich sehe mich nun genöthiget, trotz allem Murren der Kunstrichter, den Faden meiner Erzählung abzureißen, und ihn anderswo wieder anzuknüpfen, um den Knoten, der von selbst entstand, zu lösen, und meiner Leser Neugierde etwas zu befriedigen.

Meine Geschichte fällt zu Anfang der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes. Deutschland, durch einen langen, blutigen Krieg in seinem Innersten zerrissen, begann nun endlich wieder die Ruhe des Friedens zu schmecken, und heilte allmä-

lig seine Wunden. Viele seiner Fürsten, durch erlittenes Drangsal belehrt, strebten wirklich die Väter ihres Landes zu werden. Weise Gesetze beförderten das Wohl ihrer Unterthanen, Heiterkeit und Zufriedenheit wohnten sowohl in Pallästen als ärmlichen Hütten.

Allein nahe an der f***n Grenze des Fürstenthums B*** thürmte sich ein hohes Felsengebirge gegen den Himmel, das ein schönes, geräumiges Thal umschloß, in welches kein anderer Weg führte, als ein von der Natur durchgebrochener Felsengang, durch welchen ein schäumender Strom sich in das Thal wälzte und es durchbrauste. Die Leute in der umliegenden Gegend wußten nichts von diesem Thale. Sie sahen zwar, daß sich der Strom in den Felsen verliere, und weit im f***n Lande erst wieder aus einem Felsen stürme, aber sie hielten den ganzen Zwischenraum für eine felsigte Bergkette, und Keiner wagte sich mit einem Kahne in den schwarzen Gang, den man wegen seiner Schrecklichkeit allgemein die Pforte der Hölle zu nennen pflegte, hineinzuschiffen.

Allein, das Thal war doch bewohnt. Eine Menge, durch den dreißigjährigen Krieg verunglückte Menschen, Flüchtlinge, von ihrer Heimath Vertriebene, auch viele verabschiedete Söldner, hatten dort eine zahlreiche Räuberbande gebildet, welche unbemerkt von der Welt, die so oft gebrauchte List verübte, daß sie nicht in der umliegenden Gegend raubte, sondern nur tiefer ins Land auf Streifereien zog, und dann die Beute in diesem Thal sammelte. Der Hauptmann dieser Rotte war ein Original von Karakter. Er vermied alle ungerechten Diebstähle, verbot zu morden, und entzog nur reichen Wucherern zum Theile ihr Vermögen, das er nicht selten für das Wohl armer, bedrängter Familien verwendete.

Er saß einst in seinem Thale unter einer Weide, am Ufer des Stromes, dachte an die Ewigkeit, und das Unerklärbare des mysteriösen Jenseits, als plötzlich eine, mitten in dem Strome wogende Kiste, seine Aufmerksamkeit an sich zog. Der muthvolle Hauptmann sprang ins Wasser, und brachte dieselbe glücklich an das Ufer. Als er sie öffnete, fand er darin zwei holde Knaben, die durch ihr unschuld-

volles Lächeln sogleich sein ganzes Herz gewannen. Er hob sie liebreich heraus, und bemerkte dann einige kostbare Kleinodien, nebst einem Briefe, folgenden Inhaltes:

Unbekannter Freund!

Wenn Du ein Mensch bist, wenn Du Gefühl hast, und edlen Mitleids fähig bist, so wirst Du diese unglücklichen Kinder nicht verstossen. Erziehe sie, sei ihr zweiter Vater. Du findest bei ihnen dreihundert Dukaten, und viele Sachen von ziemlichem Werthe, schalte damit nach Deiner Vernunft, nach Deinem Herzen. Sie sind schon getauft; der mit dem schwarzen Kreuze auf dem linken Arme heißt Rudolph, der mit dem blauen, Albrecht. Sie sind von hoher Geburt, sind Prinzen, allein, hüte Dich, es gegen Jemand zu verrathen, Du würdest zur strengsten Verantwortung gezogen werden. Laß es vor der Welt ein Geheimniß seyn! Auch ihnen offenbare es nicht, bis sie mannbar geworden sind; dann mögen sie ihre Eltern suchen und ihr Recht handhaben.

Der Hauptmann sah die beiden Kinder bedenklich an. Sie schienen neugeboren zu seyn; er rief sogleich das Weib eines seiner Gefährten, die eben das Wochenbett verlassen hatte, herbei, übergab ihr die Kinder, und gelobte, selbst ihr Vater zu seyn. Er hielt auch Wort. Unter seiner Pflege wuchsen sie wie junge Pflänzchen heran. Bei seiner Rotte befanden sich einige geschickte, kluge Männer, welche diese Beiden in allen erdenklichen Wissenschaften, in allen nützlichen Leibesübungen unterrichteten. Der Hauptmann hatte eine herzliche Freude an ihnen, und liebte sie, als wären sie sein eigen. Nur das verdroß ihn, daß in dem Zettel nichts stand, welches Fürsten oder Königs Prinzen sie wären. Er wußte nicht, sollte er es glauben, oder es nur für einen listigen Vorwand halten, welchen man absichtlich brauche, um den Finder dieser Knaben zur größeren Sorgfalt bei ihrer Erziehung aufzumuntern. Das Letztere schien ihm das Wahrscheinlichste; und doch nistete sich ein Verdacht, ein nicht ungegründeter Argwohn gegen eines der fürstlichen Häuser in seinem Herzen ein. Aber er schwieg, und brütete nur schreckliche Pläne für die Zukunft.

Selbst gegen die Kleinen blieb er verschlossen, ließ ihnen nie etwas von ihrer hohen Geburt merken, erzog sie als Freunde, nicht als Brüder, gestand ihnen aber, daß sie keinen Vater und keine Mutter hätten, wenigstens; daß man ihre Eltern nicht kenne. Die Knaben kümmerten sich wenig darum, denn ein Steckenpferd oder ein Blumenstrauß interessirte sie mehr, als das ganze Geheimniß ihrer Geburt.

Zweites Kapitel.

Flüchtiger Ueberblick eines Theils der Lebensgeschichte der beiden Findlinge.

Ungefähr sieben Jahr mochten sie alt seyn; da zogen eines Tages die Räuber, bis auf einige Alte, deren Kraftlosigkeit sie zurückhielt, auf einen Raub aus; die Kinder blieben unter der Aufsicht der Weiber, welche, froh über ihrer Männer Abwesenheit, nun einmal zusammenkrochen, nach Weiberart recht vertraulich schwatzten, und auf die Kinder wenig oder gar nicht Acht gaben.

Rudolph und Albrecht machten sich ebenfalls diese nie genossene Freiheit zu Nutzen, schwärmten im Thale auf und ab, erkletterten die Felsen, und kamen endlich zu einem Kahne, der zufälliger Weise heute am Ufer unangebunden blieb, und in den sie unverzüglich hüpften. Sie hatten oft gesehen, daß

die Männer mit der Stange, die in dem Kahne lag, denselben forttrieben, da griffen sie hastig darnach, um ihrem Beispiele zu folgen. Allein, kaum hatten sie sich einige Schritte vom Ufer weggestossen, so blieb ihnen die Stange im Wasser, und der Kahn schwamm fort.

Sie erschracken nicht darüber, sondern freuten sich vielmehr, weil ihnen das Schaukeln des Kahnes gefiel. Sie schäckerten mit einander, und dachten nicht darauf, nach Hülfe zu rufen. Die Weiber, die in den Hütten beim rauchenden Milchbrei die Geläufigkeit ihrer Zungen übten, wußten nichts von dem Unglücke, das den beiden Knaben drohte, und diese schwammen vergnügt mit ihrem Kahne immer weiter. Aber, da dieser endlich des Thales Ende erreicht hatte, und nun zu dem Felsenbruche kam, durch welchen der Strom herausfloß, als sie in diesem langen Gange dichte Finsterniß umgab, als das Rauschen des Stromes an den schroffen Wänden fürchterlich widerhallte, da ergriff sie doch Furcht und Schauder. Sie schrieen heftig nach Hilfe. Ihr Geschrei lockte zwar die Weiber herbei, welche kläg-

sich am Ufer jammerten und heulten, denn sie sahen nun das Unglück, und konnten ihnen nicht helfen, sie nicht retten, da kein Kahn mehr im Thale vorhanden war.

Als die Knaben mit ihrem Schiffe endlich wieder ins Freie geriethen, schwand zwar ein großer Theil ihrer Angst, jedoch drängte sich jetzt Kummer in ihr Herz, denn sie sahen ein, daß sie von ihrer Gesellschaft getrennt wären. Betrübt blickten sie einander an, und schluchzten. Der Strom verbreitete sich endlich zu einem großen, langsamen Fluße, auf welchem der Kahn nur sanft fortwogte; beide Ufer beschatteten dichte Wälder, durch deren einen nahe am Wasser, eine Landstraße ging. Eben ritten zwei Kavaliere mit ihren Dienern diese Straße, da die Knaben schon angstvoll über ihre Lage bitterlich zu weinen anfingen. Die Fremden konnten leicht die Ursache ihres Kummers errathen, weil sie sahen, daß die Armen allein im Kahne wären, und Niemand denselben lenke. Sie befahlen sogleich ihren Bedienten, sich auszukleiden, und die Kinder zu retten, welches diesen auch leicht gelang. Die Frem-

den konnten von den Geretteten nichts erfahren, als daß sie Rudolph und Albrecht hießen. Wer ihre Aeltern, und ob sie beide Brüder wären, wußten sie selbst nicht, auch konnten sie nicht angeben, woher sie kämen, und sagten blos, sie wären vom Hause hierher geschwommen.

Die beiden Kavaliere waren ansehnliche Staatsbeamte des Fürsten Raimund. Der Eine, Friedrich von Edelmuth, war noch ledig, und der Andere, Jakob Baron Wiesenau hatte mit seiner Gattin keine Kinder. Die Knaben gefielen ihnen wohl, und da diese ihre Frage, ob sie mit Ihnen gehen wollten, mit Ja beantworteten, so brachten sie die Findlinge mit sich nach Hause, und nahmen sie an Kindesstatt an. Rudolph wurde Friedrichs von Edelmuth, Albrecht Jakobs von Wiesenau angenommener Sohn. Sie führten sich so auf, daß ihre Pflegeväter sie wie eigene Kinder liebten, und an Nichts fehlen ließen, was ihr künftiges Glück befördern konnte.

Drittes Kapitel.

Einiges Licht in die Dunkelheit dieser Geschichte.

Meine Leser möchten mirs wenig Dank wissen, wenn ich ihnen ununterbrochen einen Schwall von wunderbaren Begebenheiten auftischen, und nie ihre Neugierde, diese wunderbaren Ereignisse erklärt zu wissen, befriedigen würde. Ich lasse den Teppichkrämer Andreas in seinem Todtensarge schmachten, die Knaben Rudolph und Albrecht bei ihren Pflegevätern tändeln, und wende mich mit einem Rückblicke in die Vergangenheit an Raimunds Hof.

Raimund war ein guter Fürst. An der Seite seines Jugendfreundes Ernst von Biederstein arbeitete er für das Wohl seines Landes, und entzog sich so manches Vergnügen, dessen wir Menschen vom geringen Stande in Fülle genießen. Hätte nicht der

Wunsch seiner Unterthanen ihn auf den Gedanken gebracht, sich zu vermählen; er würde nie geheirathet haben. Emilie, die sanfte reizende Emilie ward zu seiner Gemahlin auserkohren; sie war zwar schön, sie gefiel dem Fürsten ganz wohl, allein er konnte nicht bestimmt sagen, daß er sie liebe. Dennoch verschaffte sie ihm manche fröhliche Stunde, manchen vergnügten Tag. Leider währte dieses wonnenreiche Leben nicht lange.

Menschen! die ihr euch in Fürsten Götter denkt, die ihr Eigenschaften fordert, deren nur Engel fähig sind, hier stelle ich euch in Raimund ein Beispiel dar, daß auch Fürsten fehlen können. Ich schreibe dies mit vieler Wärme, eine innige Gluth durchströmt meine Adern, wenn ich bedenke, wie streng ein kleiner fürstlicher Fehltritt von uns Menschen geringern Standes aufgenommen wird; und doch ist dieser weniger verzeihlich? Haben Fürsten nicht auch Gefühle, nicht auch Leidenschaften? — O! glaubet mir, sie sind auch Menschen, bei denen in geschäftslosen Stunden, eben darum, weil sie deren wenige haben, der Hang nach Leidenschaften um so stärker erwacht. Man

findet in den Jahrbüchern der Wissenschaften, daß selbst kalte Philosophen in manchen enthusiastischen Stunden ihre Systeme vergessen, und ihren Begierden gefröhnt haben, ist ein Fürst mehr als Weiser? macht der schnelle Affekt nicht mehr Eindruck auf sein stets mit Sorgen gefülltes Herz? und darf er nicht eher auf Nachsicht Rechnung machen, da ihn zu viel der Gelegenheiten, die ihn zu Vergehungen reizen, umgeben. Nein! laßt uns nach unserm Herzen richten; Fürsten sind Menschen, und menschlich ist es ja, zu fehlen.

Raimund lernte auf einer Reise durch sein Land eine junge reizende Dame kennen. Ich will es nicht wagen, diese Grazie zu schildern, der Leser mag sich selbst ein Ideal einer irdischen Venus bilden. Sie war der Zusammenfluß aller körperlichen Schönheiten. Aller körperlichen, sage ich, denn bei Erschaffung der Geistigen hatte die Natur es sich leichter, ja nur allzuleicht gemacht. An Witz und wissenschaftlichen Fähigkeiten war sie zwar die klügsten Männer zu übertreffen im Stande, aber ihr Herz war voll tückischer Bosheit. Hang nach Glanz und Größe,

Neid und Mißgunst gegen Andere waren die Hauptzüge ihres Karakters.

Raimund kannte diese nicht, sondern sah nur ihre äußere Vorzüge, die freilich wie ein Diamant unter Sandsteinen hervorschimmerten. Er erhob ihre Reize bis zu dem Himmel, vergötterte ihre blendende Eigenschaften, und liebte sie im höchsten Grade. Zum erstenmal fühlte er die harten Fesseln der Ehe, wie sie jeder Andere in dieser Lage gefühlt haben würde, zum erstenmal wünschte er, sich nie vermählt zu haben. Emilie wurde ihm nun sehr gleichgültig. Indeß sie oft um den Verlust seiner Liebe trauerte, schwärmte er bei Elisabeth, (denn so hieß Emiliens Nebenbuhlerin) und huldigte ihren Reizen. Niemand bemerkte die Ursache seines gleichgültigen Betragens besser, als Ernst von Biederstein, den er, weil er oft den Sittenprediger zu machen wagte, sogleich entfernte, indem er ihn als beständigen Gesandten an den ſ* * n Hof schickte. Der gute Ernst sah das Gewitter voraus, das bald über Emilien losbrechen würde, aber er mußte schweigen. Kaum hatte Ernst den Hof verlassen, so riß auch das letzte Glied des

Zügels, das des Fürsten Leidenschaften im Zaume gehalten hatte. Fürsten wissen selten, wenn sie fehlen, weil alle die Schmeichler, die sie umgeben, ihre Handlungen billigen, und auch dem Bösesten einen guten Mantel umzuwerfen wissen. Dies erfuhr auch Raimund. Biedersteins Abwesenheit belebte die Hofkreaturen mit Kühnheit; sie schwärmten um den guten Fürsten herum, und rissen ihn mit fort im Strome seiner Begierden. Kaum hatte er gegen Emilien etwas Kälte geäußert, als Hofdamen und Hofherren seinem Wunsche unter die Arme griffen, Emiliens Betragen musterten, sie bald in diesem, bald in jenem Falle tadelhaft fanden, und endlich dreist mit der Meinung herausrückten, Fürst Raimund könnte füglich eine Ehescheidung mit seiner Gemahlin vornehmen.

Allein! so tief war Raimunds Liebe gegen Emilien noch nicht gesunken. War diese auch noch so schwach, so besaß er um desto mehr Achtung gegen die Edle, deren verborgenen Gram er nur zu gut merkte, und ihre Großmuth bewunderte, mit der sie durch Nichtäußerung ihrer Gefühle ihn schonte.

Emilie fühlte tief den Verlust seiner Liebe, fühlte ihn um so schmerzlicher, als sie den Gegenstand kannte, der sie ihr entzog. Fürst Raimund scheuete sich nicht, Elisabeth an seinen Hof zu nehmen, ihr öffentlich seine Gunst zu bezeugen. Alles staunte, denn diese neue Ankömmlingin zog des ganzen Hofes Aufmerksamkeit an sich. Sie war klug genug, sich im Anfange nicht in ihrem wahren Lichte zu zeigen, sondern spielte eben so gut die Hofdame, wie die Tugendhafte, wodurch sie sich Jedermanns Achtung erwarb. Selbst Emilie ehrte in ihr das Muster weiblicher Vollkommenheit, liebte sie als ein reizendes Geschöpf, und ahnete nicht das unvermeidliche Verderben, das die glänzende Schlange über sie brütete. Doch bald erkannte man Elisabeth als des Fürsten erklärte Favoritin, bald fürchtete und schätzte man sie als den Kanal, durch den man zu Raimunds Herzen gelangen könne. Emilie sah, daß sie bei Hofe die Entbehrliche spiele, und entschloß sich zu einer That, die ihrer unnachahmlichen Großmuth die Krone aufsetzt.

Noch rang eines Tages die Morgenröthe mit der scheidenden Dunkelheit, als zum Thore der Stadt,

Emiliens mit sechs Schimmeln bespannter Wagen herausfuhr, und weit über die lange Ebene dem fernen Gebirge zurollte. Raimund erhielt kaum von ihrem frühen Ausfahren Nachricht, als es ihm wie ein Messer in das Herz schnitt, denn es stieg eine Ahndung in seinem Innern auf, die bald der traurige Erfolg bestätigte. Mit beklommenen Herzen eilte er in Emiliens Gemach, wo er auf einem Tischchen einen versiegelten an ihn gerichteten Brief, folgenden Inhalts fand:

Mein Fürst und Gemahl!

Zum leztenmal nehme ich mir die Freiheit Sie so zu nennen, zum leztenmal sage ich, denn von dieser Minute an, mache ich auf diese mir so theure Benennung Verzicht, und entsage allen Rechten, die Euer Durchlaucht als mein Gemahl an mich ketten. Sie haben mich nie geliebt, nur geschätzt, welches ich Ihnen nie verargen werde, weil ich unmöglich von Ihnen Gefühle fordern kann, die die Natur selbst nicht in Ihr Herz geflößt hatte. O! ich war so glücklich an Ihrer

Seite, warum sollte ich diese Wonne nicht auch einer Person gönnen, die Ihnen eben so werth ist, wie ich es ehemals war. Elisabeth ist ein reizendes edles Geschöpf, welches Euer Durchlauch ganze Liebe verdient, sie auch, wie ich zu meinem Schmerze oft fühlen mußte, gänzlich besitzt. Warum sollte ich Einzige Euer Beiden Glück im Wege stehen, warum noch ferner tyrannenmäßig Rechte ausüben, die mir bloße Politik, nicht Ihr Herz eingeräumt hat. Ich habe die für mich freilich traurige Erfahrung gemacht, daß mein Dasein bei Hofe, wie Ausübung meiner ehelichen Pflichten Ihnen lästig fallen muß, und faßte den Entschluß den Knoten entzwei zu hauen, den zu lösen Sie sich scheuten. Ich entsage Ihrer Liebe. Freilich könnte ich durch eine öffentliche Ehescheidung Sie um so früher Ihrem Ziele näher führen, allein ich hoffe, Euer Durchlaucht Großmuth wird mich der Verlegenheit, der Beschämung, die mich dabei treffen müßte, entheben, und auch in meiner Abwesenheit ausführen, wozu kaum meine Einwilligung nöthig ist. Doch gebe ich Ihnen diese. Beiliegendes Blatt enthält die Entsagung aller mit

unserer Ehe verbundenen Rechte, wie auch den Wunsch, Euer Durchlaucht möchten bald in Elisabeths Armen die Wonne finden, die Sie fruchtlos in den meinigen gesucht haben. Ich reise in Geheim auf mein einsames an der Grenze gelegenes Schloß Waldburg, wo ich unter fremden Namen, getrennt von der Welt, verborgen vor jeder menschlichen Entdeckung, den Rest meines Lebens zubringen will. Sie können, wenn sie wollen, allenfalls meinen Tod verbreiten, um ungestörter Ihres Glückes genießen zu können. Leben Sie wohl. O! was würde ich nicht Ihnen zu Liebe thun? vergessen Sie nicht mein Fürst, daß ich an Ihrer Kälte gegen mich unschuldig war! Ich werde in meiner Einsamkeit stets an Sie denken, und höchst vergnügt seyn, wenn ich nur die geringste Nachricht von Ihrem Wohlbefinden erhalte.

Emilie.

Raimund erblaßte, hielt sinnlos das Blatt in seiner Hand, und blickte es unverwandt an. Ihm schien die ganze Begebenheit, dieser edle Zug unnach-

ähnlicher Großmuth nicht möglich. Sein Herz bezweifelte so gern, wovon seine Augen ihn überzeugten. Und doch blieb es wahr, Emilie war weg. Gerührt hatte schon der Fürst den Befehl im Munde, daß man ihr nacheilen, und sie zurückführen sollte, als Elisabeth in das Gemach trat. Leidenschaftlich warf er sich in ihre Arme, und bekannte ihr freimüthig die Ursache seines Schmerzes. Elisabeth las Emiliens Abschiedsbrief, heuchelte Rührung, und wußte schlau Raimunds Gefühle umzustimmen. Bald reichte der Gedanke, daß durch Emiliens freiwillige Entsagung er nun ungestörter der Liebe Elisabeths nachhängen könnte, ihm Trost und Labung, und verwandelte sich die große Rührung in wonnereiches Entzücken, als Elisabeth traulich ihren Arm um seinen Nacken schwang, und ihn ermahnte, Emiliens großmüthige That nicht unbenützt zu lassen, ihren Rath zu befolgen.

Der Fürst schwankte zwischen Angst und Freude, quälte sich mit Wollen und Nichtwollen, denn das Unrecht, das er an Emilien üben wollte, schreckte sein Gewissen auf. Immer war er im Begriffe nach

Waldburg zu reisen, um sich von der Gemüthsstimmung seiner unglücklichen Gemahlin zu überzeugen, aber immer wußte Elisabeth ihn zurückzuhalten, täglich seine Leidenschaft höher zu treiben. Sie stieg endlich zu einem solchen Grade von Uebermaaß, daß er der armen Emilie vergaß, und zur Ehescheidung schritt, die feierlich vollzogen wurde.

Ueber solche Fälle zerfallen die Meinungen in verschiedene Arten, weil man selten den wahren Grund der Ursache anzugeben weis. Man urtheilte mannigfaltig, wobei aber meistentheils das Resultat zu Emiliens Nachtheil ausfiel. Eben darum, weil man ihren nunmehrigen Aufenthalt nicht erfahren konnte, wähnte man fast allgemein, sie müsse durch ein verübtes Verbrechen Raimunds Liebe verloren, und der Ehescheidung sich schuldig gemacht haben, und hielt, dafür, daß sie zur Buße in irgend einem geheimen Gefängnisse verborgen gehalten werde. In kurzer Zeit wurde ihr Tod ruchbar, obgleich Niemand weder ihre Leiche noch deren Beerdigung gesehen zu haben, behaupten konnte. Der Fürst selbst widersprach nicht dieser Sage, und machte Anstalten zu

seiner Vermählungsfeier mit Elisabeth, die festlich begonnen, fast königlich vollzogen wurde.

Um das fürstliche Brautpaar wimmelte die zahllose Menge von geputzten Höflingen, indeß sich in Waldburg der verlassenen Fürstin Gram und Schmerz als Gesellschafter an die Seite setzten. O! wer schildert vollends erst dann ihre Lage, als sie sich Mutter fühlte, und nun erst einsah, daß sie für diese ungeborne Frucht ihrer Ehe nachtheilig gehandelt habe. Ihr ganzes Gefühl erwachte für dieses Pfand ihrer Liebe. Sie schrieb einen Brief an den Fürsten, in dem sie ihm zwar keine Vorwürfe machte, aber bei der Größe ihrer unverdienten Leiden bat, er möchte sein Kind nicht verstoßen, sondern dessen als ein Vater sich annehmen und seine Rechte, wenn es ein Knabe würde, als eines Erstgebornen schützen. — Die Aermste wußte nicht, daß alle ihre Handlungen Elisabeths Schlauheit beobachte.

Die Falsche hatte die Herzen Aller, die sie nur zu ihrem Zwecke gebrauchen konnte, im Solde. Sie wußte durch List, und ihre Reize die Höflinge wie

die Gemeinen in ihr Netz zu locken, wußte sich einen Anhang zu verschaffen, der das Uhrwerk ihres Plans befördern mußte. Ihr Zweck war groß; sie wollte allein Fürstin seyn, und diese Größe sogar auf ihre Nachkommen übertragen.

Alle Leute, welche die verlassene Fürstin in Waldburg umgaben, waren längst von Elisabeth bestochen; nichts war daher natürlicher, als daß der Bote Emiliens Brief nicht dem Fürsten, sondern ihr überreichte. Elisabeth erschrack sehr. Diesen Brief vor der Hand geheim zu halten, nichts von Emiliens Schwangerschaft dem Fürsten zu entdecken, sondern ihre Niederkunft abzuwarten, fand sie für das Klügste; denn sollte Emilie ein Mädchen gebären, so hätte sie in der Betreibung ihres Plans nichts zu fürchten.

Allein Emilie gebar Zwillinge, holde Knaben, die ihr Schloßkaplan Rudolph und Albrecht taufen mußte. Diese hätten natürlich denen einstweiligen Söhnen Elisabeths starken Eintrag in ihre mütterlichen Rechte machen können, welches zu verhindern der schlauen Fürstin daran gelegen seyn mußte, sie zu vernichten.

Den alten Baumer, welcher einer ihrer Kreaturen war, durch ihren Vorschub zu dem Posten eines Kanzlers stieg, wählte sie zum Theilnehmer ihres Plans, und trug ihm auf, die beiden Prinzen von der Welt zu schaffen. Wollte er nicht gestürzt werden, wollte er nicht in sein voriges Nichts zurücksinken, so mußte er ihr die Erfüllung ihres Auftrags versprechen. Als er aber die Knaben sah, regte sich Mitleid in seinem Herzen.

Die unmündigen Kinder, diese holden Prinzen, die einst manches Unglücklichen Stütze, manches Verfolgten Vater werden könnten, sollte er morden? Nein! sprach er, gerührt vom Mitleiden, nein! boshafte Elisabeth, dein Plan soll nicht gelingen. Ich will dem Fürsten alles bekennen, ihm den Schleier von den Augen reißen. — Doch! ist ihr Sturz dann nicht auch mein Sturz? sie wird enthüllen, durch welche Kabale ich mich bis zum Kanzler emporgeschwungen habe, wird aus Rachsucht doppelt so viel hinzudichten, und mein Schicksal kann dann eben das nämliche seyn, was jetzt den Knaben drohet.

Lange rang Klugheit mit seinem Herzen, welches endlich die Oberhand gewann, denn Baumer

nahm sich vor, möge es ausfallen wie es wolle, die Kinder nicht zu morden, sie zu schützen. Da aber dem Willen Elisabeths doch auf einige Art Genüge geschehen mußte, so that er, was meine Leser aus dem Vorhergehenden schon schließen können. Er ließ die Knaben durch einen seiner Vertrauten der Fürstin rauben, gab sie in die Kiste, die er den Fluthen des Stromes, der bei Waldburg vorüberfloß, übergab. Um sie nicht einer üblen Behandlung oder mühseligem Leben auszusetzen, legte er ihnen Geld und Kostbarkeiten bei, und setzte dem Finder absichtlich die Bedingniß, er solle den Kindern ihre hohe Geburt verschweigen, damit die Sache nicht offenbar werden, und zu Elisabeths Ohren gelangen möchte, denn Baumer hatte ihr betheuert, daß er die Prinzen umgebracht habe.

Allein, bald machte dem kummervollen Baumer sein Gewissen Vorwürfe, denn es verflossen nach und nach sieben Jahre, und er konnte nichts erfahren, ob die Kinder wirklich noch am Leben, oder in dem Strome ertrunken wären, doch plötzlich hörte er die seltene Neuigkeit, seine Freunde, Frie-

drich von Edelmuth, und Jakob von Wiesenau hätten im Walde, bei dem schwarzen Felsgebirge zwei Knaben gefunden, die keine bestimmte Nachricht von ihrer Herkunft zu geben wüßten, und nun bereits über sieben Jahre alt wären. Baumer überzeugte sich persönlich, machte mit den Knaben Bekanntschaft, fand die Kreuze anf ihren Armen eingebrannt, nnd erkannte sie für die Prinzen. Ein sonderbares Gefühl trieb ihn an, dieses dem Fürsten bekannt zu machen. Er schrieb ihm einen Zettel, den er durch unbekannte Hände dem Fürsten sandte, und worin er meldete; seine erste Gemahlin hätte zwei Prinzen geboren, die man ihr geraubt, und dem Strome preis gegeben habe. Auf wessen Begehren dies geschehen sei, verrieth er nicht. Dann offenbarte er, diese zwei Prinzen wären die Findlinge Rudolph und Albrecht, und der Fürst könnte sie, Rudolph am schwarzen, Albrecht am blauen Kreuze, ihren Armen eingebrannt, erkennen.

Was der Fürst dabei empfand und dachte, ob er Verdacht gegen Elisabeth schöpfte, will ich unentschieden lassen; ein einziger Zug verrieth seinen

ganzen damaligen Gemüthszustand. Er forderte von den zwei Edelleuten die Knaben als Pagen zu sich, die sie ihm nicht verweigern konnten. Raimund sah sie, fand sich in ihrem Bilde, sah seine Züge in ihrer Miene. Ein großer Theil der Neigung, die er zu Elisabeth hatte, sank und fiel auf die Knaben; er herzte und küßte sie, lies aber Niemanden merken, daß sie seine Kinder wären. Reue, Emilien so unmenschlich behandelt zu haben, quälte sein Herz, so oft er die Knaben ansah. Er wünschte daß er Elisabeth nie gesehen hätte, wünschte wieder gut machen zu können, was er an Emilien verbrochen hatte. Der Wunsch, theils sich mit ihr heimlich zu versöhnen, theils völlige Ueberzeugung, daß die Knaben seine Kinder wären, zu erhalten, bewog ihn, nach Waldburg zu reisen. Ihm pochte hoch das Herz, als er an das Thor dieses verlassenen Schlosses kam, aber kein Blutstropfen regte sich mehr in seinen Adern, und wie erstarrt, wie vom Blitze getroffen, stand er da, als er Emilien im Sarge fand. Sie lag auf einem schwarzen Paradebette, bleich und entstellt, so, daß sie Raimund bald nicht erkannt haben würde. Der Schloßarzt

fiel ihm zu Füßen, und versicherte, sie wäre vom Gifte gestorben, den ihr ein im Schlosse wohnender, bestochener Meuchelmörder müsse beigebracht haben.

Zorn, Scham und Reue brannten auf den Wangen des Fürsten, als er wieder in seiner Residenz ankam, und kälter als je, entzog er sich den Armen der schönen Elisabeth. Die Schlaue merkte bald, wo es stecke; und den größten Kummer machte ihr das Geheimniß mit den Pagen, welches sie sich nicht erklären konnte. Die außerordentliche Liebe, welche Raimund zu den Knaben bewies, ließ sie urtheilen, daß dabei etwas Besonderes obwalte, und spät erst, als die Knaben Jünglinge wurden, als viele Jahre verstrichen, erfuhr sie durch andere eintreffende Umstände, daß Rudolph und Albrecht Raimunds Prinzen, daß sie eben diejenigen wären, deren Tödtung Baumer übernommen habe. Das war für sie eine schreckliche Erfahrung, denn nun stand sie in Gefahr, alle Augenblicke verrathen zu werden, und Raimunds Liebe ganz zu verlieren. Ihr Plan war, die größte Herrschaft an sich zu ziehen, mehr Macht als der Fürst selbst im Lande zu haben.

Auch entsprach bis jetzt Alles ihren Wünschen, denn sie gebot wie eine Gottheit, und Jeder schätzte es sich für das größte Glück, gehorchen zu können. Sie hatte dem Lande einen Erben zur Welt gebracht, den man allgemein liebte und ehrte. Dieser Prinz hieß Wilhelm, er war jetzt schon ein erwachsener Jüngling, und war die Hoffnung seiner künftigen Unterthanen.

Elisabeth zitterte oft heimlich, wenn sie auf ihren theuern Sohn blickte. Sie besorgte, daß einer von den beiden Pagen ihm den Zepter entreißen würde, und das kränkte sie. In ihren Augen trug Baumer die ganze Schuld ihrer mißlichen Sache, und mußte daher auch bald ihre Rache fühlen, denn unter dem Vorwande seines schwächlichen Alters, ward er der Kanzlersstelle entsetzt, und Ernst Graf von Biederstein vom f***n Hofe zur Uebernehmung dieses hohen Postens zurückberufen. Biedersteins schöne Tochter Agnes war der Fürstin Elisabeth willkommen; sie sah mit Wohlgefallen, daß die Pagen sich in sie verliebten, sie freute sich, daß Graf Ernst selbst eben diese Leidenschaft zu ihr hege.

Sie machte, wie wir schon wissen, Kabalen, die alle zum Verderben der Prinzen abzweckten. Da der Graf sich nicht bequemen wollte, ihren Willen zu vollziehen, ja sogar seine Liebe zu ihr durch diesen erniedrigenden Antrag schwand, so ersann sie bald einen neuen Plan, von dem sie sich den glücklichsten Ausgang versprechen, und bei dessen Mißlingen sie wenigstens nichts zu befürchten haben konnte. Sie ließ in einen Dolch Biedersteins Namen graben, gab ihn einem bestochenen Mörder, der einen der Pagen umbringen sollte. Absichtlich befahl sie dem Schurken, falls sein Vorhaben nicht gelinge, oder er gar von dem Pagen erhascht werden sollte, auszusagen, sein Freund, der andere Page hätte ihn zu dieser Schandthat gedungen; denn sie konnte leicht schließen, dieser würde den Mörder nicht aufhalten, um seinen Freund nicht dem Gerichte zu überliefern. Daß dieser so großmüthig handeln werde, sah sie vorher, weil Beide einander so brüderlich liebten. Es gelang; zwar verfehlte des Mörders Dolch das Herz Albrechts, aber um so schrecklicher waren die Folgen davon. Albrecht von Wiesenau forderte seinen Freund Rudolph zum Zwei-

kampfe heraus, dieser, der sich unschuldig wußte, erschien, wollte seinem Freunde den Zweifel lösen, aber Albrecht blieb gegen seine Entschuldigungen taub, und drang mit dem Degen auf ihn ein. Sie kämpften, Rudolph fiel.

Albrecht! seufzte Rudolph; indem er unter grimmigen Schmerzen sich im Staube wälzte, Du hast mich gemordet!

Wie Du mich morden wolltest, entgegnete Albrecht. Da sieh! — hier ist der Dolch, der mir meine Geliebte und mein Leben rauben sollte. Hier ist er, ich will ihn mit mir vor Gottes Richterstuhl nehmen, er soll meine jetzige That rechtfertigen!

Nimm ihn! stammelte Rudolph; nimm ihn! er wird mich jenseits mit Dir wieder versöhnen. (Sich krümmend). Jenseits! wo kein Bösewicht uns wieder täuschen wird. Albrecht! Ich sterbe unschuldig! in der letzen Stunde meines Lebens schwöre ich dirs! schwöre es bei meiner Seligkeit.

Albrecht. Du schwörst es? Schrecklich, wenn du auch jetzt noch heucheltest!

Rudolph. Ich nehme den Allmächtigen, der mich bald richten wird, zum Zeugen. Ich sterbe unschuldig!

Albrecht (zu ihm niederstürzend). Barmherziger Gott, was habe ich also gethan?

Rudolph. Fliehe! — Du weißt, daß jeder Zweikampf bei Lebensstrafe verbothen ist.

Albrecht. Ich bleibe bei Dir! ich fliehe nicht. Ich will Deiner pflegen, Rudolph! Dir alle Hilfe suchen.

Rudolph (matt). Umsonst! Dein Degen drang tief. Ich — sterbe. Albrecht! wenn Du mich liebst, wenn Du — mir Ruhe — im Grabe gönnest, so fliehe. Jenseits — Jenseits! — lebe wohl! — dort sehen — wir uns — wieder.

Leblos lag Rudolph in Wiesenau's Armen, sein Herz pochte nicht mehr, seine Augen schlossen sich. Albrecht jammerte und klagte laut. Plötzlich fiel nicht fern von ihm im Gebüsche ein Schuß, und der Schall mehrerer rauher Stimmen ließ sich

hören. Da wähnte Albrecht, es wären vom Fürsten ausgesandte Häscher, der große Trieb zur Selbsterhaltung erwachte in ihm, er schwang sich auf sein Roß und jagte davon. In zwei Tagen war er schon über der Gränze.

Viertes Kapitel.

Albrecht von Wiesenau wird Lieutenant.

Als er nun in Sicherheit war, als er schon einige Wochen im f***n Lande sich befand, dachte er erst ernstlich seinem Schicksale nach. Natürlich stellten sich ihm alle Bilder seiner vergangenen Begebenheiten vor die Augen; er dachte an Agnes, an das sonderbare Betragen Biedersteins, und faßte den Verdacht, ob dieser nicht seine Hand mit im Spiele gehabt habe? Mechanisch langte er den Dolch hervor, den er sorgfältig verwahrt hatte, besah ihn genau, und fand des Grafen Ernst von Biederstein Namen darin eingeätzt.

Biederstein! — rief Albrecht aus. Ja, wahrlich! es ist klar, es ist der Schändliche, der, um uns los zu werden, durch diese List uns zu entzweien

suchte. Hat er sich nicht einst gegen den Prinzen Wilhelm erklärt, hat es mir Elisabeth nicht selbst vertraut, daß Wilhelm meine Agnes liebe, und sie einst ehelichen werde? Ja, freilich waren wir arme Pagen zum Eidam für den Vater zu niedrig, da ein Erbprinz um die Hand seiner Tochter warb. Er mag sie ihm geben, der Glanz des Fürstenranges hat ohnehin die eitle Agnes geblendet, denn ihre Liebe zu uns ist seit der Zeit sehr erkaltet. Aber entlarven will ich den heuchlerischen Buben, will meine eigene Ehre rechtfertigen!

Er setzte sich nieder, und schrieb an den Fürsten jenen Brief, worin er den Grafen Ernst von Biederstein als Meuchelmörder anklagte, und schickte damit seinen neu angenommenen Bedienten, Jakob Zeche, dessen sich meine Leser wohl erinnern werden, fort; der Brief gelangte richtig zur Stelle.

Jakob kam im Kurzen zurück, und hinterbrachte seinem Herrn, daß der Brief große Wirkung an Raimunds Hofe gemacht habe. Er hätte sich schnell entfernen müssen, sonst wäre er gezwungen

worden, sich vor dem Fürsten zu stellen, und Albrechts Aufenthalt zu verrathen. Auf dem Wege noch habe er erfahren; Fürst Raimund hätte im ganzen Lande ausrufen lassen: Albrecht von Wiesenau dürfte kühn wieder nach Hofe zurückkehren, und seines Fürsten größte Gnade hoffen, weil seine Unschuld erwiesen wäre.

Wer war froher als Albrecht. Packe ein, Jakob! rief er seinem Bedienten zu, wir reisen fort, reisen nach Hofe zurück. Indem er schon vor dem Hause stand, mit der linken Hand den Zügel hielt, den Fuß schon im Bügel hatte, um sich auf das Pferd zu schwingen, kam ein kleiner Mann im grauen Kaputrocke, gab ihm einen Brief, und entfernte sich schnell wieder. Albrecht erbrach ihn und las:

Albrecht von Wiesenau!

Weißt Du nicht, daß der Schein trügt? weißt Du nicht, daß viele Menschen anders sprechen als sie denken. Reise nicht nach Raimunds Hofe, denn Dir droht dort die größte Gefahr. Reise

nicht hin! denn Deiner harret dort Unglück. Bleib zwischen den Gränzen des f***n Landes, bis die Zeit Dich zur höheren Bestimmung rufen wird. Begreifst Du dies Wort? höhere Bestimmung — handle darnach, denn Dich hat das Schicksal zu etwas Großen geboren. Wenn einst der Schleier, welcher Gräber deckt, sich enthüllt, wird sich Dir auch dieß Geheimniß lösen. Noch einmal, reise nicht nach Raimunds Hofe; dies rathen Dir Deine unbekannten, aber treuen Freunde.

Albrecht las den Brief zwei bis dreimal, und konnte dennoch nicht auf den wahren Sinn kommen. Der Inhalt war so verworren und geheimnißvoll, daß Albrecht argwohnte, irgend Jemand wolle sich einen Scherz mit ihm machen. Allein! wem konnte hier seine Verbindung mit Raimunds Hofe, wem die Geschichte seiner Flucht bekannt seyn? — Wie konnte der unbekannte Briefschreiber wissen, daß er gerade nach Raimunds Hofe reisen wolle. Diese beiden Einwürfe überzeugten ihn, daß der Brief auf keinen Scherz abzwecke, und er entschloß

sich plötzlich, zu bleiben, eine Zeit abzuwarten, wie sich die Sachen nach und nach gestalten würden.

Albrecht von Wiesenau mit dem Falkenauge, mit dem nervigten Arme und mit dem Feuer in der Brust, das den Drang nach Thaten nährte, konnte nicht länger in einem Staate, dessen kleinstes Glied für das Wohl des Ganzen arbeitete, den arbeitslosen Müssiggänger machen; er rang nach Beschäftigung, und nahm, um doch Etwas vorzustellen, im f***n Lande Kriegsdienste. Albrecht hatte weislich vor dem Duelle Geld und Goldeswerth mitgenommen, welches ihm nun sehr wohl zu Statten kam, er fand dadurch bald Wege, Offizier zu werden.

Da das Regiment, bei welchem er Dienste nahm, in der Hauptstadt lag, machte er nicht geringes Aufsehen unter den Männern, nicht geringen Eindruck auf das schöne Geschlecht. Wenn der schlanke feurige Albrecht durch die Gasse schritt, majestätisch sein Federbusch am Hute flatterte, sein Falkenblick frei um sich herum schoß, da flog so manches Fensterchen auf, so manches Mädchen schielte

hinter dem weißen Vorhange, aber Albrecht war unhöflich genug, dies Alles nicht zu bemerken. Gerümpfte Nasen hohnlächelten ihm nach.

Ihm lag noch immer die holde Agnes im Sinne; gerne hätte er sie noch einmal gesehen, noch einmal gesprochen. Schon war er entschlossen, in vermummter Bettlertracht zu Raimunds Hof zu wandern, als er die Nachricht bekam, Graf Ernst von Biederstein wäre sammt seiner Tochter entflohen. Nun war kein anderes Mittel, als jenes, welches ihm die unbekannten Freunde riethen, nämlich: die Zeit und ihre Aenderung abzuwarten.

Fünftes Kapitel.

Der wunderbare Teppichkrämer fängt an zu wirken.

Nun verbreitete sich der Ruf von den wunderbaren Thaten eines gewissen Teppichkrämers. Bald hieß es, sind Reiche durch ihn arm, und Arme durch ihn reich geworden, bald hatte er Wollüstlinge gezüchtigt, und gute Ehen gestiftet, bald Reisenden in Wäldern aufgelauert, und sie beraubt, bald diesen, bald jenen besucht, und ihm in Sachen, die man als Familiengeheimnisse sorgfältig verschwiegen hielt, Rath ertheilt. Viele hielten ihn für einen großen Magiker, viele für einen herumwandelnden Geist, die Meisten für einen Räuber. Die Landesgerichte waren, trotz dem, daß nach Berechnung seiner Thaten der größere Theil zum Wohl des Staats ausschlug, dennoch mit ihm höchst

unzufrieden. Er wurde allenthalben verfolgt, oft gefänglich eingebracht, aber umsonst belegten sie ihn mit schweren Ketten, denn er verschwand, als wär er nie da gewesen, verschwand durch verschlossene Thüren und klafterdicke Mauern.

Baumer lebte, wie bewußt, seit vielen Jahren auf seinem Landgute. Er hatte zwei Söhne, Karl und Franz, die ihm sein durch Elisabeth verbittertes Leben noch versüßten. Im Arm der ländlichen Natur vergaß er leicht die rauschenden Freuden des Stadtlebens, er lebte auf seinem Gute, als wäre er nie in der Stadt gewesen, und die lange offen gehaltene Wunde verharschte endlich.

Eines Tages ritt er etwas tiefer in den Forst, der sich einige Meilen weit ausbreitete, spazieren, und bemerkte nicht, daß sich ein in einem Mantel verhüllter Mann, der einen schönen Schecken ritt, zu ihm gesellte, bis der Fremde ihn ansprach.

Der Fremde. Guten Abend lieber Baumer!

Baumer sah sich um, der Mann hatte seinen runden Hut tiefer in die Stirn gedrückt, doch bemerkte

Baumer in seinem Gesichte eine große Narbe, die sich über seine Wange herabzog.

Baumer. Kennen sie mich?

Fremde. Seit vielen Jahren! noch als Fürstin Emilie noch lebte. Nicht wahr Baumer? das waren goldene Zeiten, bessere wie jetzt. Emilie war eine brave Fürstin, nicht wahr?

Baumer. (in banger Rückerinnerung) Ach ja! das war sie.

Fremde. Daß sie auch so bald sterben mußte, in der schönsten Blüthe ihres Lebens. Was halten sie von ihrem Tode?

Baumer. Ich? — Nichts.

Fremde. Ich — viel. Glauben sie nicht, daß man auch, ohne zu müssen, sterben kann? Sehen Sie! wenn man Sie nun so einsperren würde, in ein einsames Gefängniß, und zuletzt überdrüssig ihres Lebens, Ihnen Gift gäbe?

Baumer. Mensch was sprechen Sie da?

Fremde. Alltagswahrheit mein Freund! Geschichtchen, deren Aechtheit sich mit jedem Tage bestätigt. Arme Emilie! — Ja, ja! lieber Freund! Sie dürfen mir meinen gegründeten Glauben nicht erst bestätigen; Elisabeth herrschte schon, als Emilie noch lebte.

Baumer. Gerechter Gott! —

Fremde. Aber, wo? — wo Emilie schmachtete! — Wissen Sie das nicht? — Sie waren damals Kanzler, wissen Sie es nicht, wo Emilie schmachtete?

Baumer. (sich fassend) Sonderbarer Mann! wie sollte ich? Weiß ich was davon? —

Fremde. Ich glaubte weil Sie damals Kanzler waren, und doch in Elisabeths Gnaden standen.

Baumer. Die mich in den Staub zurückstieß, aus dem mich Verdienste emporgehoben.

Fremde. Ich wollte Ihnen das Alles besser erklären. Zum Beispiel, man will glauben,

Emilie habe in ihrer Gefangenschaft Zwillinge geboren.

Baumer. (erschrocken) Um Gottes willen! Mann! woher wissen Sie das?

Fremde. Glauben Sie, weil Sie es der Welt verheelten, das Anderer Augen gar zu nichts taugten?

Baumer. (faßt sich schnell, zurückhaltend) Wie so? ich frage aber, ob Sie diese Aussage bestätigen könnten, ich würde mir diese gemachte Erfahrung eine halbe Million schätzen.

Fremde. (schüttelt mit dem Kopfe) Hm! hm! ich sagte ja, man will nur glauben; man spricht nur so wunderbar von dieser Sache. Sagen Sie mir lieber Baumer, ob Sie Ihre Handschrift erkennen würden, die Sie vor zwanzig und mehr Jahren geschrieben haben?

Baumer. Meine Handschrift? — eine sonderbare Frage. Warum sollte ich nicht? —

Der Fremde zeigte ihm jenen Brief, welchen der Räuberhauptmann in der Kiste fand, in welcher die Kinder auf dem Strome fortgeschwommen

Der Fremde. Sieht diese Schrift nicht ganz der Ihrigen ähnlich?

Baumer. (stotternd) Nein! sie ist schön, und meine Schrift verräth eine sehr zitternde Hand.

Der Fremde. Aber so schrieben Sie doch, als Sie um zwanzig Jahre jünger waren?

Baumer. (faßt sich) Sie haben recht, gerade so, man sollte darauf schwören, es wäre meine Handschrift.

Der Fremde. Und es auch behaupten; nicht wahr?

Baumer. Wie so?

Der Fremde. Lieber Freund! reden Sie aufrichtig, dieses Blatt da, haben Sie geschrieben.

Baumer. Hm! hm! wissen Sie, daß der Schein trügt, und bedenken Sie nicht, daß eine Schrift der andern ähnlich seyn kann?

Der Fremde. Und wissen Sie wohl, wem Sie diese offenbare Lüge aufbürden wollen? — Ueberzeugen Sie sich.

Der Fremde warf seinen Mantel herab, und schnell verwandelte sich seine Person in die Gestalt des berüchtigten Teppichkrämers.

Baumer. (zurückschaudernd) Was ist das?

Der Teppichk. Kennen Sie mich? und trauen Sie sich ruhig mir ins Auge blickend zu sagen, daß Sie dieses Blatt nicht geschrieben haben?

Baumer. (mit geheuchelter Seelenruhe) Ich weiß nichts von dem Allen, ich habe dies Blatt nicht geschrieben.

Der Teppichk. (seine Hand schüttelnd) Leben Sie wohl. Wir sehen uns einst wieder.

Noch ehe sich Baumer von seiner Betäubung erholte, war der Teppichkrämer schon verschwunden.

Es ist ganz natürlich, daß Baumer die ganze Begebenheit geheim hielt, denn er fühlte sich stark getroffen, und wagte es nicht, zur nähern Untersuchung Anlaß zu geben. Aber Andere, die sich unschuldig wußten, und denen das nämliche widerfuhr, hatten keine Ursache, es zu verschweigen, und erzählten alles von Wort zu Wort dem Fürsten, den es sehr befremdete, indem er nicht einsah, was der Teppichkrämer sich um seine Prinzen zu kümmern hätte. Daß es aber seine Prinzen wären, von denen in dem Brief Meldung geschah, unterlag bei ihm gar keinen Zweifel.

Sechstes Kapitel.

Das Billardspiel.

Albrecht von Wiesenau wußte seine Dienste so gut zu versehen, sich dergestalt bei seinen Vorgesetzten beliebt zu machen, daß man ihn bald zum Hauptmanne ernannte, und mit einer Kompagnie beschenkte. Er war ein ächter Soldat, nur jenen, den Kriegsmännern oft eigenen Fehler, besaß er, daß er gern spielte, wobei er meistentheils verlor, weil er im Spiele nie eigennützig, sondern übertrieben großmüthig war. Sein Vermögen das er von Raimunds Hofe mit sich gebracht hatte, war rein weg, seine Ringe, Edelsteine und Kostbarkeiten alle verloren, und der mäßige Gehalt seines Dienstes reichte lange nicht hin, die Ausgaben zu bestreiten, die er doch bestreiten wollte. Oft machte er Schulden, oft gerieth er in Verlegenheit, aus der

ihn bis jetzt noch immer der Teppichkrämer riß. Einst, als er zum Spiele gezwungen, Ehrenhalber den Antrag nicht ausschlagen konnte, geschah es, daß er die eben erhaltenen Kompagniegelder verspielte. Seine Angst darüber war unbeschreiblich, er wußte keinen Rath, keine Hilfe, wie er das Regiment befriedigen würde, und schon gab ihm Verzweiflung den Gedanken ein, jenen Brillantring, den er von Agnes zum Pfande ihrer Treue erhalten hatte, zu verkaufen als ein unbekannter Mann zu ihm ins Zimmer trat und einen Brief brachte, nach dessen Ueberreichung er sich sogleich entfernte. Albrecht erbrach den Brief, und fand eine Summe darin, die eben das verlorne Kompagniegeld ausmachte. Der Innhalt lautete also:

Albrecht von Wiesenau!

So oft ich Dich auch ermahnte, die verführerische Leidenschaft zu unterdrücken, und das verderbliche Spiel zu meiden, so oft waren meine Ermahnungen fruchtlos. Vielleicht, daß auch diese Hilfe, die ich Dir zusende, die Letzte ist, da ich

bald entweder nicht werde helfen können, oder nicht helfen werde wollen. Richte Dich darnach, denn so leichtsinnig Du bisher gedacht hast, so mitleidslos könnte ich in der Zukunft handeln.

Der Teppichkrämer.

Mit gerührtem Herzen nahm Albrecht das Geld, und dankte in der Stille dem unbekannten Wohlthäter, dessen Theilnahme an seinem Schicksale, an seinem Glück und Unglück, er nicht begreifen konnte. „Unbekannter Freund!" rief er aus, könnt' ich es dir einst lohnen! — Bei diesen Worten wandte er plötzlich den Brief, und fand auf der andern Seite geschrieben:

Deine brüderliche Liebe, Dein ungetheiltes Herz wird einst mein Lohn seyn.

Albrecht warf sich auf einen Sitz, und sann nach, wer dieser sonderbare Mensch seyn müsse; heiße Neugierde, ihn kennen zu lernen, folterte sein Herz. „Wunderbares Wesen!" rief er abermals begeistert aus, Du schleichst in der Maske einer elenden Hülle,

aber groß mußt du seyn, wie deine Thaten, die man umsonst schwarz zu malen sich bemüht. Du bist ein Schutz der Bedrängten, eine Stütze der Unglücklichen, eine Geißel der Schurken, die deinen Namen verdammen, dich gerne zu ihres Gleichen machen möchten. Um dich herum braust fürchterlicher Sturm, und du stehst standhaft in seiner Mitte, wie der Fels im Meere, und handelst fort. Ich will dir folgen, und deiner Liebe würdig zu werden mich bestreben.

Mit erneuertem Versprechen, nie wieder zu spielen, verließ Albrecht seine Wohnung, und ging bei einem Billardhause vorüber, in dem sich einige seiner Freunde befanden. Absichtslos, bloß, um sich mit ihnen die Zeit mit Gespräch zu verkürzen, trat er hinein. Albrecht fand da einen Bekannten; es war Franz Baumer, der ältere Sohn des Kanzlers Baumer, der sich auf Reisen befand, und nun aus Absichten, die meine Leser auch erfahren werden, in dieser Stadt seit geraumer Zeit sich aufhielt. Er spielte mit einem jungen Menschen Billard, dem er Alles abgewann. Ein Anderer, dessen Freund, übernahm das Spiel, und hoffte glücklicher zu seyn, allein

Franz Baumer gewann. Sein Glück erregte Aufsehen, mehrere wagten sich an ihn, und Alle verloren.

Da kochte Ehrbegierde in Albrechts Brust, er konnte es nicht leiden, von irgend Jemand in einer Sache, wäre sie auch nur eine Kleinigkeit, übertroffen zu werden. Er vergaß die Warnung des Teppichkrämers, und weil er sich im Billardspiele fest wußte, stand er auf, und trug dem gewinnenden Franz Baumer die Parthie an. Man spielte. Alles hob sich erwartungsvoll vom Sitze, und sah den eifrigen Spielern zu. Albrecht gewann einige Parthien, verlor dann einige, gewann aber wieder. Man lobte ihn, welches ihn um so mehr eifriger machte, daß er sogar den Spielpreis erhöhte. Endlich schien sich das Glück zu wenden, und kehrte sich bald wirklich auf Baumers Seite. Albrecht verlor, verlor sogar alles das Geld, das ihm der unbekannte Teppichkrämer zur Aushilfe zugesandt hatte, und wollte voller Verzweiflung das Spiel aufgeben; da schüttete Baumer den ganzen Gewinn heraus, und trug ihm die letzte Parthie um die Gegenverdopplung dieses ganzen Gewinnes an, aber Albrecht hatte kein Geld, und konnte

es nicht wagen. Schon wollte Baumer das Geld wieder einstreichen, als plötzlich ein in einem Mantel gehüllter Mann, der vor dem unbemerkt in einem Winkel des Zimmers gesessen hatte, und dem Billard sich nahte.

„Um Vergebung mein Herr!" sprach er zu Baumer, ich setze eine vierfache Summe gegen dieses Geld, und spiele für diesen Herrn da (auf Albrecht zeigend). Wollen Sie mich einer Parthie würdigen?

Alles staunte den Unbekannten an, dessen ganzes äußere Ansehen nicht viel versprach.

Franz Baum. Warum nicht, wenn Sie, wie Sie sagen, so viel wagen wollen? ich spiele.

Baumer richtete sich zum Spiele; der Fremde warf seinen Mantel von sich, und stand da als der bekannte Teppichkrämer mit dem Billardstabe in der Hand vor dem erschrockenen Baumer, der angstvoll bald die Gestalt des Teppichkrämers bald die Umstehenden anblickte, die gleich ihm über jene sonderbare Erscheinung betroffen waren, und nach und nach Alle sich verloren.

„Hurtig, hurtig mein Herr!“ sprach der Teppichkrämer, Sie dürfen nicht zögern, noch sich an meinen niedern Stand stoßen, denn ich werde Ihnen eben so wenig nachgeben, als Sie mir vorgeben werden.

Baumer spielte, allein so wie er spielte, hätte es keines Wundermanns gebraucht, um ihm die Parthie abzugewinnen; er sah das selbst ein, denn seine zitternde Hand vermochte keinen reinen Stoß hervorzubringen. „Sie haben gewonnen,“ sprach er, warf den Stab von sich, ergriff seinen Hut, und eilte fort, ohne die Parthie auszuspielen.

Der Teppichkrämer trat hin zu dem betäubten Albrecht, der wie ein armer Sünder an der Wand gelehnt stand, und vor Scham nicht einmal aufzublicken wagte. „Da haben Sie Ihr Geld wieder,“ sprach er zu ihm, und lassen Sie sich dies Beispiel für die Zukunft zur Warnung dienen.

Albrecht. Unbegreiflicher! entdecken Sie mir, wer Sie sind, daß ich Sie verehren, daß ich Sie als Freund schätzen kann.

Andreas (Muth fassend.) Zu meiner Rettung? lügst du nicht? ich traue jetzt keinem Menschen, darum sage mir, wer bist du?

Der Herr. Ach! Euer Gnaden kennen mich nur zu gut. Auf meinen Knieen bitte ich mein großes Vergehen, das ich an Euer Gnaden beging, ab. Ich meinte es nicht so übel; meine Unvorsichtigkeit war Schuld daran, daß Euer Gnaden an den Baron Baumer verrathen wurden, und dann eine so schimpfliche Behandlung erdulden mußten.

Andreas. Du, du warst Schuld daran?

Der Herr. Ach ja, gnädigster Herr, weil ich einfältiger Mensch die ganze Geschichte meines gewesenen, lieben Herrn Wiesenau, alle Fälle, in denen Sie ihm halfen, wo Sie so wunderbar oft sein Schutzgeist waren, meinen Nachbarn erzählte, und ihnen Ihre hohe Person beschrieb, nach welcher Beschreibung diese Euer Gnaden gleich erkannten, und aus Furcht sie möchten ihnen eher schaden als nützen wollen, sie an ihre Herrschaft verriethen, die sie gleich gefangen nehmen ließ.

Andreas. Was du mir da Alles erzählst? wer bist du denn?

Der Herr. Ach! Euer Gnaden kennen den Wirth Jakob Zeche, den gewesenen Leibdiener des jungen Baron Wiesenau nur zu gut.

Andreas. Vielleicht bist du gar der nämliche Wirth, der mir für hundert Gulden einen Teppich abkaufte?

Jakob. Ach ja! ich bin der unglückselige Mann, der durch seine Unvorsichtigkeit Euer Gnaden so großes Ungemach zuzog.

Andreas. Was schwatzest du da von Euer Gnaden, willst du mit neuen Mährchen meinen Verstand verrücken.

Jakob. Wie Euer Gnaden befehlen, Euer Gnaden wollen länger noch unbekannt bleiben, aber in dieser Gegend ist es schon unmöglich, denn man kennt Sie überall.

Andreas. Wenn ich aber sage, daß man sich gänzlich in meiner Person irrt. Für wen werde ich denn hier gehalten?

Jakob. Ja, das weiß weder ich noch ein Anderer, wer und was Sie sind.

Andreas. Das wird doch Niemand läugnen, daß ich ein Teppichkrämer bin?

Jakob. Hm, hm! Ein Teppichkrämer, freilich wohl, ein Teppichkrämer. Jeder Mensch hat seine Absichten, hätte ich das eher eingesehen, so hätte ich geschwiegen, und mir wäre dann nicht nöthig gewesen, auf Euer Gnaden Rettung zu denken.

Andreas. Warst du es, der mich rettete? der die beiden Jäger niedersäbelte, und den alten Baumer erschlug?

Jakob. Gott behüte. Wie könnte ich eine Mordthat begehen? Euer Gnaden werden wohl am besten wissen, wie Sie gerettet worden sind, doch dem wage ich nicht nachzuforschen.

Andreas. Du sprichst wieder albernes Zeug, von dem ich nichts verstehe. Warst du es also wirklich nicht, der mich rettete.

Jakob. Ich müßte nur lügen. Zwar hatte ich es im Sinne, und suchte Sie mit diesen treuen Leuten auf; aber statt Euer Gnaden fand ich Baumers Leichnam, mit dem wir uns indessen beschäftigten, und ihn ins Wasser warfen.

Andreas. Daß du mich daran erinnerst. Schaffe mir das Gespenst, das mich so trotzig verfolgt, fort.

Jakob. Wir hatten ja die Leiche schon ins Wasser geworfen, und es wundert mich, warum Euer Gnaden sich der Gefahr aussetzten, den todten Körper den Fluthen zu entreißen.

Andreas. Hm, hm! Ihr habt ihn ins Wasser geworfen? da habe ich mich vielleicht umsonst geängstiget. Nun erzähle mir einmal, warum du das gethan hast?

Jakob. Je nun! um Euer Gnaden vor allen Nachstellungen zu sichern. Noch in der Nacht kamen die zwei Jäger, die nicht im geringsten verwundet waren, auf das Landhaus des jungen Baumers,

und berichteten ihm; sein Vater wäre im Walde erschlagen worden, und der wunderbare Teppichkrämer entflohen. Der junge Baumer machte sich sogleich mit einigen Jägern auf den Weg, Euer Gnaden zu verfolgen, und ich, der ich es gleich erfuhr, kam ihnen zuvor, und eilte ihnen nach. Gräfin Bianka sandte mir diese wackern Leute zu, um mit ihnen Ihre Rettung zu bewirken.

Andreas. Gräfin Bianka? was ist das für eine Gräfin?

Jakob. Euer Gnaden werden schon wissen. Die Gräfin — die Gräfin — ja, ja! ein allerliebstes Frauenzimmerchen.

Andreas. Das mag wohl Alles seine Richtigkeit haben, aber was hat sich diese um mich zu bekümmern? —

Jakob. Zu bekümmern? Sollte sie vielleicht für ihren Bräutigam nicht besorgt seyn? —

Andreas (gezogen). Bräutigam? du sprichst neue Räthsel.

Jakob. Ei, ei! wie Euer Gnaden wieder ganz fremd thun. Freilich Bräutigam. Euer Gnaden werden schon sehnlich erwartet. Ja, ich weiß auch, daß die Vermählung gleich bei ihrer Ankunft vor sich gehen wird.

Andreas. Ich verstehe kein Wort, mit wem soll denn die Vermählung vor sich gehen?

Jakob. Je nun, mit Euer Gnaden.

Andreas. Jetzt laß mich in Ruhe. Wie es scheint, so gehts nicht richtig in deinem Kopfe zu. Erzähle lieber weiter, warum du die Leiche da ins Wasser geworfen hast?

Jakob. Diese Leute riethen, Euer Gnaden im Walde zu suchen, wo wir Baumers Leiche fanden, die uns sogleich urtheilen ließ, daß wir auf der rechten Spur seyn müßten. Um ihre Verfolger, die auch so denken würden, und Euer Gnaden vielleicht erhaschen könnten, von der Spur abzulenken, nahmen wir die Leiche, und trugen sie weiter fort. An einer Felsenwand angekommen, machten wir ein Grab, und wollten den Todten hineinlegen.

Doch kaum hatten wir ihn an den Felsen gestellt, als hinter uns im Gebüsche ein Geräusch entstand, das vermuthlich der junge Baumer mit seinen Gehülfen verursachte. Um diesen auszuweichen, ließen wir die Leiche stehen, und flohen tiefer in den Wald.

Andreas. Ja, ja! — richtig, — das war ich, der das Geräusch machte, ich kam gerade dazu, als die Leiche an dem Felsen stand.

Jakob. Wie es wieder ruhig wurde, gingen wir hin, und um uns nicht lange aufzuhalten, warfen wir die Leiche in den nahe fließenden Waldstrom, dessen Fluthen sie mit sich fortrissen.

Andreas. Und ich hätte darauf geschworen, daß der todte Baumer mich verfolge, so wunderbar kam mir seine wiederholte Erscheinung vor.

Jakob. Ja, ja! Euer Gnaden kümmern sich viel um die Todten, wie um die Lebenden. Darum fürchte ich mich nun gar nicht vor des jungen Baumers Verfolgung, weil ich unter Dero hohem Schutze bin.

Andreas. Daß du mich daran erinnerst. Wir plaudern da, und denken nicht an die nahe Gefahr, die uns bevorsteht, denken nicht darauf, daß wir alle Augenblicke von Baumers Leuten erwischt werden können.

Jakob. Da sind wir sicher, weil wir schon weit über die Gränze sind. Und überdies habe ich zum Ueberflusse gesorgt, daß wir unerkannt bleiben können. Da sehen Euer Gnaden, darum habe ich mich so verkleidet, und ich wette, Baumer wird mich in meiner Perücke, und dem schwarzen Doktorskleide nicht erkennen.

Andreas. Das ist wahr, du siehst närrisch genug darin aus.

Jakob. Und auf Euer Gnaden habe ich auch gedacht. Sehen Sie?

(Er reicht ihm ein hellblaues, prächtig gesticktes Kleid, nebst Hut und Degen).

Andreas. Was soll ich damit?

Jakob. Sich ankleiden.

nicht konnte. Allein, im Stillen rührt sie ihre Leidenschaft, und nur dem Monde klagt sie ihre Leiden. Sie ist noch unversagt, zwar gibt sich der junge Baumer alle Mühe, ihren Besitz zu erlangen, allein Friederike haßt ihn, denn nur der schöne, schlanke, majestätische Hauptmann Albrecht von Wiesenau, hat ihr Herz bezaubert, nur Sie sind ihr Morgengedanke, ihr Abendgebet.

Albrecht. Ich bedaure das Mädchen, sie wird eben so viel leiden als ich, aber — wer ist sie denn?

Der Tep. Sie ist das Ebenbild Ihrer Agnes schön an Gestalt, schön an Geist; da sehen Sie, und überzeugen Sie sich.

Er zeigte ihm ein Mädchen, das aus einem Fenster des gegenüberstehenden Hauses heraussah, ein Mädchen, das ich zwar nicht das schönste nennen will, um meinen Leserinnen nicht zu nahe zu treten, aber welches billig unter die Schönsten ihrer Zeit gezählt zu werden verdiente. Der Teppichkrämer hatte Recht, sie war das ganze Bild der holden

Agnes, und eben darum, weil sie ihr ähnlich sah, interessirte sie schon den weichgeschaffenen Albrecht.

Albrecht. Sie haben Recht! das Mädchen gleicht vollkommen der Tochter Biedersteins, aber — (seufzend) sie ist doch nicht Agnes.

Der Tep. Aber sie kann wenigstens Ihrem Herzen eben das nämliche werden, was Agnes ihm war.

Albrecht. Nie, nie! ich werde auch ihre Gunst, ihre Liebe nie fordern. Mag Baumer immerhin nach ihrem Besitze ringen, ich werde ihm keinen Eintrag machen, noch ihn in Erreichung seines Glückes zu hindern suchen. Da! nehmen Sie das Zeichen meiner Entsagung auf Agnes. (reicht ihm den gebrochenen Ring). Geben Sie diesen Ring meinem Freunde Rudolph, er mag ihn selbst ihr wieder geben, zum Beweise meiner aufgesagten Liebe. Leben Sie wohl! ich muß ins Freie, meinem gepreßten Herzen Luft zu verschaffen.

Der Tep. Und Friderike? soll die auch vergebens nach ihrer Liebe sich sehnen?

Albrecht. Ich habe mir vorgenommen, so viel als möglich jede Liebe zu meiden.

Der Tep. Handeln Sie nach Ihrem Herzen. Leben Sie wohl, wir sehen uns bald wieder!

Beide eilten aus dem Billardhause, Albrecht hatte sich kaum umgesehen, so war der Teppichkrämer auch schon verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Albrecht von Wiesenau fällt abermal in die Fesseln der Liebe.

Ein flüchtiger Blick, den Albrecht im Vorübereilen der schönen Friderike zuwarf, machte, daß diese sich schamroth vom Fenster zurückzog, und dadurch die Aussage des Teppichkrämers, daß sie nämlich in Albrecht verliebt sei, halb bestätigte. Albrecht eilte nach Hause, und dachte seinen Begebenheiten nach: Agnes lag ihm im Sinne, ihr Verlust schmerzte ihn tief. Mit dem Gedanken an Agnes, verband sich die Erinnerung an Friderike, welches ganz natürlich war, da diese die Stelle jener ersetzen sollte. Es fiel ihm zwar gar nicht ein, eine neue Liebschaft mit Friederike anzubinden, und doch fragte er emsig nach, wer diese Friederike und wessen Tochter sie wäre. Vielleicht war blos eine kleine Eitelkeit, sich von ihr

geliebt zu wissen, die Ursache seines Wunsches, näher mit ihr bekannt zu werden! Er strich oft vor ihrem Hause vorbei, blickte jedesmal ins Fenster, und wagte sogar, sie zu grüßen, wenn sie zufällig heraussah. Nach einigen Tagen fand er sie schön, wirklich sehr schön, und in kurzer Zeit glaubte er, sie könnte ihm wohl den Verlust seiner Agnes ersetzen. Er schlich ihr allenthalben nach, und da, wie es schien, sie selbst Gelegenheit suchte, mit ihm näher bekannt zu werden, so war es sehr natürlich, daß sie sich oft, entweder in der Kirche, auf der Terasse, im Lustgarten, oder an andern öffentlichen Orten trafen; er sprach sie oft, begleitete sie manchmal nach Hause, und gerieth endlich auch mit ihrem Vater in Bekanntschaft, der ihm endlich den Eintritt in sein Haus öffnete.

Friederikens Vater war der Finanzminister Goldberg, ein Mann, eben so geldgeizig als ruhmsüchtig. Er merkte bald das Verständniß, das zwischen seiner Tochter und dem Hauptmanne Albrecht von Wiesenau sich anzuknüpfen begann, und schüttelte den Kopf. Albrecht war ihm viel zu gering,

als daß er sich ihn zum Eidam hätte wünschen sollen, da überdies Franz von Baumer, Sohn des alten reichen Baumers, damaligen Kanzlers an Raimunds Hofe, der theils wegen seinem Gelde, theils wegen den Verdiensten seines Vaters, berühmt genug war, um die Hand seiner Tochter warb, und sie auch willig von ihm zugesagt erhielt. Bei diesen Umständen behauptete nun freilich Franz von Baumer den Vorzug vor Albrecht, dessen Neigung zu Friederike wirklich endlich in heiße, innige Liebe überging. Albrecht sah die Hindernisse, die sich seinem Streben nach Friederikens Besitz in den Weg stellten, er war aber klug, vermied die gerade Heerstraße, und schritt auf verborgenen Schleichwegen zur Erreichung seines Zweckes. Es gelang ihm nur allzugut; aber die Folgen davon waren traurig, denn in einigen Monaten zeigte es sich, daß Friederike schwanger sei.

Achtes Kapitel.

Albrecht von Wiesenau muß sich abermal duelliren.

Unbarmherzig verfuhr Goldberg mit der armen Friderike, als sie bekannte: Albrecht von Wiesenau wäre ihr Verführer, wäre der Mörder ihrer Unschuld. Er warf sich in den Wagen und fuhr nach Hofe, um dem Fürsten selbst diese Lasterthat zu klagen, um von ihm Beistand, und Genugthuung zu erflehen.

Franz von Baumer gerieth beinahe in Verzweiflung, denn er hatte das Mädchen sehr geliebt. Er wartete nicht auf den Ausspruch des Fürsten. Er fürchtete, derselbe dürfte zu Albrechts Besten ausfallen, weil er durch ein Ungefähr erfahren hatte, daß Albrecht ein Prinz, ein Sohn des Fürsten Raimund wäre; ja er glaubte, Albrecht wisse ebenfalls

seine hohe Geburt, die er dann zu seiner Aushilfe vorschützen könnte.

Rache athmete sein Geist, rächen mußte er sich, schnell rächen. Er sann nicht lange auf die Art, sondern schrieb seinem Gegner diese Ausforderung:

Prinz!

Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihre Geburt kenne, daß ich weiß, daß Sie Raimunds Sohn sind. Sie stammen aus fürstlichem Geblüte, aber leider rollt keines in ihren Adern. Schon jüngst haben Sie mich beleidigt, als Sie mich im Billardhause durch den verrufenen Erzschurken den bekannten Teppichkrämer öffentlich beschimpfen ließen. Jetzt haben sie sogar meine Braut entehrt. Das fordert Rache, blutige Rache. Wenn noch ein Fünkchen Ehre in Ihrer Brust übrig ist, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie als den ehrlosesten Bösewicht in der ganzen Welt ausrufen soll, so stellen Sie sich. Im *** Walde werde ich Sie erwarten. Nehmen Sie sich einen Sekundanten mit, daß Keiner von uns über Hinter-

list klagen könne. Wählen Sie Degen oder Pistolen.

Franz v. Baumer.

Mit diesem Ausforderungsschreiben sandte er einen Bedienten an den Hauptmann Albrecht von Wiesenau. Das Schreiben war offen, der Bediente, der einen guten Vorrath von Neugierde besaß, und gern wissen wollte, was in dem Briefe stehe, den sein Herr im größten Zorne geschrieben hatte, war kaum auf der Gasse, als er ihn öffnete, und zu buchstabiren begann. Aber der Gimpel hatte in seiner Jugend nicht lesen gelernt, und konnte trotz aller Mühe den Inhalt des Schreibens nicht entziffern. Von Ungefähr begegnete ihm ein Bettler, der ihn in lateinischer Sprache um ein Almosen ansprach. Der Bediente schloß ganz richtig, daß derjenige, der Latein verstehe, auch deutsche Schrift müsse lesen können, er trug also kein Bedenken, dem Bettler anzuvertrauen, und ihn zu fragen, was darin stehe?

Der Arme las den Brief, und antwortete ganz gleichgültig, es wäre eine Einladung zu einem Spazierritte. Der Bediente schüttelte den Kopf, und

meinte, dazu hätte sich sein Herr nicht zu ärgern gebraucht. Aber, nahm der Arme das Wort, zeigt doch her, euer Herr hat den Ort zu bestimmen vergessen, laßt sehen, ich will ihn hinschreiben, er mag sich darum geärgert haben, weil er sich nicht gleich auf den Namen des Ortes erinnern konnte.

Der Bediente machte über diese Meinung große Augen, und dachte, daß es doch klug sei, wenn man studiert habe. Ohne auf den Zweifel zu verfallen, wie der Bettler den Namen des Orts wissen könne, da ihm unbekannt sei, welchen Ort sein Herr meinte, reichte er ihm den Brief, und der Bettler schrieb Folgendes hinzu:

Stellen Sie sich, Albrecht, ich will dabei seyn, und Alles zu Ihrem Besten veranstalten. Dies räth Ihnen Ihr Freund

Der Teppichkrämer.

Als Albrecht den Brief bekam, wunderte es ihn nicht im Geringsten, daß Baumer ihn ausfordere, vielmehr hatte er dies lange schon von ihm erwartet. Aber das war ihm unbegreiflich, wie des

Teppichkrämers Schrift in diesen Brief gekommen sei, jedoch löste der geschwätzige Bediente selbst das Räthsel, indem er zu erzählen anfing, sein Herr hätte den Namen des Ortes vergessen, und da hätte ihm diesen ein Bettler gesagt, und in den Brief hineingeschrieben.

Albrecht wußte gleich, was dies für ein Bettler gewesen war, und ließ dem jungen Baumer sagen, er würde kommen.

Der Lieutenant von seiner Kompagnie ritt als Sekundant mit ihm in den Wald. Als sie dort ankamen, harrte ihrer schon Baumer an der Seite des Sohnes vom Finanzminister Goldberg. „Ungroßmüthiger!" sprach Baumer, „Sie haben mir mehr als mein Leben genommen, rauben Sie mir auch dieses, da es mir ohnehin nur zur Last ist.

Albrecht bemühte sich, ihn durch Vorstellungen vom Zweikampfe abzureden, allein Baumer war von Rachsucht zu sehr geblendet. Er gab Albrechts Reden kein Gehör, reichte ihm zur Auswahl zwei Pistolen, und stellte sich auf den Platz. Albrecht

fühlte, daß er ihm großes Unrecht gethan habe, und schoß, um seines Lebens zu schonen, seine Kugel in die Luft. Aber Baumer dachte nicht so großmüthig, und zielte gierig auf seines Gegners Herz, allein, ein guter Genius mußte Albrecht geschützt haben, denn Baumers Hand zitterte, und er schoß fehl. Da ritt Albrecht dem Erzürnten näher, und bot ihm die Hand zur Versöhnung, die aber Baumer verächtlich zurückwies.

Die Sekundanten luden zum zweitenmale die Mordgewehre, Albrecht schoß, und Baumer fiel.

In eben dem Augenblicke, als Baumer zu Boden stürzte, als sein rauchendes Blut über seinen Körper strömte, fielen etliche Schüsse hinter einander im Walde, und bald darauf brachen viele Männer, unter denen sich der Teppichkrämer befand, aus dem Gebüsche hervor, die den röchelnden Baumer auf ihre Arme nahmen und fortschleppten. Die Sekundanten beiderseits ergriffen die Flucht, und der über Baumers Fall erschrockene Albrecht stand statuenähnlich da, ohne einen Gedanken fassen zu können. Seine Seele befand sich in dem fürchterlichsten Zu-

stande halber Bewußtlosigkeit; er sah, er hörte nichts, und die Männer waren mit Baumer und dem Teppichkrämer lange schon verschwunden, bevor er wieder zur Besinnung kam.

„Gerechter Gott!" seufzte er, ich habe einen unschuldigen Menschen gemordet, „ich habe die Ruhe zweier sonst glücklichen Familien untergraben. Was wird noch aus mir werden?"

Die Vorstellung seiner schrecklichen That gönnte ihm keine Erwägung der nahen Gefahr, die ihn bedrohte, und er eilte sinnlos in die Stadt zurück, ohne zu bedenken, daß der Ruf des Zweikampfes schon laut in der Stadt seyn müsse, daß die Sekundanten Alles verrathen haben würden.

Neuntes Kapitel.

Albrecht von Wiesenau wird von dem Teppichkrämer aus dem Gefängnisse befreit.

Kaum war auch der Abend angebrochen, als der Adjutant in sein Zimmer trat, und ihm Kriminalarrest ankündigte. Man nahm ihm seinen Degen nebst allen Ehrenzeichen, und führte ihn in das Militärhaus, wo in einem festen Thurmgebäude, das ganz abseitig von den andern Häusern lag, die verhafteten Offiziers verwahrt wurden. Hier stand Albrecht wie ein armer Sünder an der Seite des Profoß, neben ihm der Adjutant mit der Wache, vor ihm saßen an einem kleinen Tische, auf dem ein Kruzifix prangte, ein Stabsoffizier, und der Auditor des Regiments.

Albrecht mußte beim Kruzifixe schwören, daß er reine Wahrheit bekennen wolle. Er bekannte auch die ganze That von ihrer Entstehung an, bis zu ihrer Vollendung, und der Auditor übernahm den Prozeß; indeß wurde nach üblicher Rechtssitte Albrecht im Gefängnisse behalten.

Erst jetzt, da Alles verloren, keine Rettung, keine Hilfe möglich zu seyn schien, erst jetzt fühlte er ganz die Schrecklichkeit seines Schicksals. Nur der Gedanke an den Teppichkrämer, gewährte ihm noch einige Hoffnung. „Wenn Du mich nicht rettest“ seufzte Albrecht, „so bin ich verloren.“ Und er kam und rettete ihn. — In der Nacht des dritten Tages sprang die Thüre im Gemache des Profoßen auf, und der Teppichkrämer trat mit einer Leuchte in der Hand, von vielen schwarzen Gestalten begleitet ins Zimmer. Der Profoß sprang aus dem Bette, griff nach dem Degen, um Lärm zu machen, aber als er den Teppichkrämer, den er der Sage nach für einen Kobold hielt, erblickte, entsank der Muth seinem Herzen, wie der Degen seiner Hand. Er zitterte und bebte.

„Fürchte Dich nicht," sprach der Teppichkrämer indem er näher zu ihm trat, „Du hast nichts verbrochen, und verdienst keine Strafe. Aber auch jener Gefangene, den Du im Thurme verwahrst, jener verhaftete Hauptmann Albrecht von Wiesenau, ist unschuldig. Er wurde gefordert, und mußte sich schlagen; daß sein Gegner fiel, ist nicht seine Schuld. Dieser Mann verdient eine bessere Verwahrung; ich nehme ihn zu mir, und sollte ihn Dein Fürst einst fordern, so soll er es an die Ecke seiner Stadthäuser schlagen lassen, ich will ihn stellen. Auch Baumer lebt, und pfleget in meiner Wohnung seiner Wunde. Gib mir den Schlüssel zu dem Gefängnisse.

Profoß. Erbarmen Sie sich meiner, mein Herr! das darf ich nicht!

Tep. Nicht? warum nicht? sage, ich habe es begehrt.

Prof. Man wird es mir nicht glauben wollen, und mich als einen meineidigen Verräther behandeln.

Tep. Fürchte Dich nicht. Hier zum Beweise, daß ich da war, gebe ich Dir einen Dolch (er gab ihm einen Dolch, dessen Griff einen Todtenknochen mit einem Todtenkopfe vorstellte, und in dessen Fläche die Worte: „Der Teppichkrämer" eingegraben waren) diesen zeige vor, und sage: solch ein Dolch harret eines Jeden, der sich meinem Willen zu widersetzen wagt. Gib her die Schlüssel!

Der Profeß mußte, er mochte wollen oder nicht, das Gefängniß öffnen, in welchem Albrecht schlaflos auf seinem Ruhebette sich wälzte. — O! rief der Erfreute, mein Wohlthäter! ich habe auf Sie gehofft, ich wußte, Sie würden mich nicht verlassen, ich habe Sie erwartet.

Tep. Haben Sie das? — Wohl Ihnen, wenn Sie dies Zutrauen zu mir hegen. Sie waren zu rasch, und ich bin ein wenig zu spät gekommen; ich wollte nicht, daß Sie kämpfen, ich wollte nur, daß Sie erscheinen sollten. Nun kommen Sie, so lange die Nacht unsere Handlungen verbirgt; Sie sind frei, aber Sie müssen diese Stadt, und wo möglich, dieses Land verlassen.

Albrecht warf sich voll Dankgefühl vor dem Teppichkrämer auf die Knie, aber dieser faßte ihn beim Arme, und führte ihn unwillig aus dem Gefängnisse. Als sie im Hause durch das Thor gingen, lagen die wachhabenden Soldaten alle im tiefsten Schlafe begraben auf dem Boden, und sie erreichten ungehindert eine unbesetzte, abgelegene Schanze, an der eine feste Holzleiter gelehnt war, über welche sie herabkletterten.

Nicht ferne von den Stadtmauern, harrte in einem Gebüsche Albrechts Bedienter, Jakob Zeche, mit ein paar Pferden seines Herrn, und freute sich über dessen glückliche Befreiung. Der Teppichkrämer gab Albrecht ein bürgerliches Kleid, welches er mit seiner Uniform vertauschen mußte, um nicht so leicht erkannt zu werden.

Noch einmal rieth ihm der Teppichkrämer, in diesem Lande nicht lange zu verweilen, und eilte dann mit seinen schwarzen Männern fort. Albrecht sah ihm lange nach; er besaß ein dankbares

Herz, und grämte sich, daß er diesem Wundermanne die Wohlthaten nicht vergelten könne, die er ihm erwiesen habe. Schwermüthig warf er sich auf sein Roß, und jagte mit seinem Bedienten, Jakob Zeche davon.

Zehntes Kapitel.

Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Der Profoß war bei dieser Begebenheit in der übelsten Lage. Hatte er schon in Gegenwart des Teppichkrämers gezittert, so stand ihm nun nach dessen Verschwinden der helle Angstschweiß an der Stirn, denn er wußte wahrlich nicht, wie er die Loslassung des Arrestanten werde vertheidigen können. Er wagte nicht einmal, den Verlust desselben bekannt zu machen, sondern verschwieg ängstlich Alles, bis man ihn um das Befinden des Gefangenen fragte; wobei er freilich mit der Farbe heraus mußte.

Daß seine Erzählung allgemeines Erstaunen, und großes Aufsehen erregte, kann man sich wohl

vorstellen, denn es war eine That, die offenbar Verwunderung verdiente. Jedermann besah forschend den Dolch, und las darin die Worte: „Der Teppichkrämer," jedermann wünschte ins Geheim, dieses übernatürliche Wesen, das man sich als einen Halb-Gott vorbildete, kennen zu lernen.

Man gab freilich zum Scheine Befehle, den Räubern, wie man den Teppichkrämer, und seine Gehülfen nannte, strenge nachzuspüren, aber das Strenge blieb unter der Hand weg, und man dachte gar nicht daran, ein Wesen zu verfolgen, das so viele Beweise seiner übernatürlichen Macht gegeben hatte.

Nur der alte Baumer, der Mann mit dem Silberhaare, dem es sehr wehe that, nun die eine Hälfte seiner irdischen Vergnügungen, seiner Lebensfreuden, nämlich seinen theuern Sohn verloren zu haben, wüthete wie eine Löwin, der man ihre Brut geraubt hatte. Der Sohn des Finanzministers Goldberg war absichtlich zu ihm gereist, hatte ihm erzählt; daß Albrecht von Wiesenau seinen Sohn Franz im

Zweikampfe überwunden, und daß nachher der berüchtigte Teppichkrämer den Gefallenen durch seine Leute weggeschleppt habe. Ob sein Sohn noch lebe, und wo ihn der Teppichkrämer verwahrt halte, wisse er ihm nicht zu sagen.

Die Hoffnung, seinen Sohn Franz vielleicht noch lebend wieder zu bekommen, gab ihm den Riesengedanken ein, den Teppichkrämer nachzuforschen, und von ihm entweder seinen Sohn, oder Genugthuung zu fordern, indessen sollte sein anderer Sohn Carl dem Albrecht von Wiesenau nachspüren.

Aber, es fügte sich gerade umgekehrt, daß nämlich der alte Baumer statt dem Teppichkrämer, dem Albrecht von Wiesenau auf die Spur kam, und weil er von diesem ebenfalls Aufschluß über dieses Geheimniß hoffen konnte, weil überdies sein Geist Rache gegen Albrecht, als den er für die Grundursache des Unglücks seines Sohnes ansah, athmete, so ließ er jene Spur nicht fahren, und lauerte dem Unvorsichtigen in einem Walde auf, den er nothwendiger Weise passieren mußte.

Albrecht hatte sich einer solchen Nachstellung gar nicht versehen, und ritt nachdenkend durch den Wald, als plötzlich der alte Baumer mit einigen Jägerknechten hervorbrach, und ihm stille zu halten befahl. Albrecht stand; kannte ihn folglich nicht, und fragte nach der Ursache seines unhöflichen Befehls.

Gib deine Pistolen, deinen Degen von Dir, sprach Baumer.

Meine Pistolen? und meinen Degen? weißt Du! daß wahre Freunde nur der Tod trennt, und diese sind meine echten erprobten Freunde, die mich noch nie verlassen haben.

Baumer. Die Du aber jetzt verlassen mußt. Gib deine Waffen her! Du bist mein Gefangener.

Albrecht. Dein Gefangener? ein Wort, lächerlicher als dieses, hat die Welt noch nie gehört. Sage mir doch, wer Du bist?

Baumer. Wer ich bin? o zittere, zittere Bube vor dem Klange meines Namens! ich bin

Baumer, der Vater des von Dir gemordeten Franz Baumer.

Albrecht. (seinen Degen ziehend) Alter! Biedermänner schimpfen nicht; aber ich verzeihe Dir, denn vielleicht hat Dich ein solcher Schurke, wie Du mich nennst, belogen. Höre mich also! ich habe Deinen Sohn nicht gemordet, er fiel im rechtlichen Kampfe, zu dem er mich gezwungen hatte.

Baumer. Hatte er nicht Ursache dazu? da Du Unedler ihm das Herz seiner Braut geraubt, sogar ihre Unschuld gemordet hast?

Albrecht. Ich habe gefehlt, aber ich reichte ihm meine Hand zur Versöhnung, ich schoß die Kugel in die Luft, die er für seine Brust bestimmt hatte, ich bat ihn um Vergebung, als er fehl traf; es half nichts, ich mußte mich wieder stellen; da erwachte das Gefühl der Selbsterhaltung in mir, und ich schoß ihn nieder.

Baumer. O Gott! und mit seinem Falle zersplitterte die schönste Hälfte meiner Stütze im Alter.

Albrecht. Lieber Alter! ich bedauere Dich; fordere, was soll ich thun, um Dir Deinen Sohn wieder zu ersetzen? fordere mein Blut zur Versöhnung! verzeihe, verzeihe mir!

Baumer (gerührt). Junger Mann! Du hast mich unglücklich gemacht, aber um Deiner raschen Jugend willen verzeihe ich Dir. Sei jedoch eben so großmüthig gegen mich, als ich es gegen Dich bin, sage mir, lebt mein Sohn noch?

Albrecht. Wie gern ich auch möchte, so kann ich sein Leben nicht behaupten; ich sah ihn stürzen, und da ließ ihn der wunderbare Mann, von dem Du unter dem Namen des Teppichkrämers so manches gehört haben magst, durch seine Gehilfen fortschleppen; doch hoffe ich selbst, das Franz noch lebt.

Baumer. O! so sage mir, wo ich ihn finde, und sollte ich auch nur seine Leiche sehen, es wird meinem bedrängten Vaterherzen Trost seyn.

Albrecht. Ich vermag nicht, Dir Näheres zu enthüllen; denn, wer kann die Geheimnisse jenes

wunderbaren Mannes ergründen, wer bis in seine Schlupfwinkel dringen?

Baumer. (mit Hitze) Du nicht? Du? von dem die ganze Welt sagt, daß Du mit ihm im Bunde stehest, Du nicht? den er so oft geholfen, so oft aus Gefahren gerettet hat?

Albrecht. Er ist mein Wohlthäter! aber, ich kenne ihn nicht.

Baumer. O Schande! daß ich Deinen Schmeichelreden so viel traute. Du lohnst Großmuth mit Undank! Gib mir meinen Sohn wieder, Du mußt es wissen, wo er ist, gib mir ihn wieder.

Albrecht. Du forderst eine Unmöglichkeit von mir; ich weiß nicht wo Dein Sohn ist.

Baumer. Nicht? nicht? — Du willst es läugnen, soll ich zu schärfern Mitteln greifen, soll ich Dich dem Gerichte übergeben? daß Dir die Wahrheit das Bekenntniß Deiner unwürdigen Geheimnisse gewiß erpressen wird.

Albrecht. (beleidigt) Ich fürchte kein Gericht. Lebe wohl! ich will mich deinem Eifer nicht entgegensetzen.

Baumer. Bleibe! gib mir meinen Sohn wieder.

Albrecht. Unbesonnener! ich vermag das nicht.

Baumer. Wohlan! so ergreift ihn meine Getreuen, ich will ihn an einen Ort bringen, wo er gewiß bekennen wird. Ergib Dich Bösewicht! den ich verkannte, und für einen biedern Jüngling hielt, ergib Dich, Du bist mein Gefangener!

Auf einen Wink des alten Baumer stürzten die Jägerknechte alle über Albrecht her, der wie ein Held sich wehrte, indessen sein Bedienter Jakob Zeche in den Wald floh, und jammernd nach Hilfe rief. Sie kam auch, als Albrechts Degen eben in seiner Hand brach, und er von den Jägern zu Boden gerissen wurde.

Wie Gottes Donner schollen furchtbar aus dem Gebüsche die Worte: „Halt Verwegner!“ hervor; Albrecht blickte auf, und sah den Teppichkrämer wie einen Abgesandten des Himmels, der ihm zu Hilfe eilte, auf sich zu eilen.

„Halt“ rief er noch einmal. Baumers Leute flohen, er selbst zitterte und bebte vor Wuth, theils vor Schrecken.

Teppichk. Tollkühner! wie kannst Du es wagen, diesen Unschuldigen zu verfolgen, den Ich mir doch zu schützen auserkohr?

Baumer. Weil ich nicht ihn, nicht Dich, weder Deinen Zorn, noch Deine unerlaubte von der Hölle begünstigte Macht fürchte. Gut! gut! daß Du gekommen bist. Hätte ich nicht Muth, so würde ich Dich nicht schon so lange gesucht haben, um mit Dir rechten zu können.

Teppich. Schwacher Greis! ich bemitleide Dein kraftloses Alter zähme Deinen Zorn, und ziehe nach Hause.

Baumer. Nicht eher, als bis entweder Dein oder mein Blut hier auf diesem Grase glänzt, oder Du mir meinen Sohn wieder gibst, den Du mir geraubt hast!

Teppich. Nimmst Du meine That so übel, daß ich Deinen hart verwundeten Sohn zu mir in meine Wohnung nahm, um dort seiner Gesundheit zu pflegen?

Baumer. O nein! um ihn zu morden, um an seinem entkräfteten Körper Dich rächen zu können.

Teppich. Dein Sohn lebt.

Baumer. Lebt er? so gib mir ihn wieder. In seinem väterlichen Hause wird seine Wunde eher verharrschen, seine Gesundheit eher wiederkehren.

Teppich. Noch ist er zu schwach, noch kann ich ihn nicht entlassen, bis er vollends genesen ist! dann sollst Du ihn haben.

Baumer. O! Du suchst mich zu täuschen, mit erheuchelten Trostworten mich in den Schlaf zu

wiegen, allein! es soll Dir nicht gelingen, ich stehe hier fest vor Dir, wie ein Fels, und fordere meinen Sohn. (den Degen ziehend) Gib mir meinen Sohn.

Teppich. Tollkühner! Unbesonnener! Du wagst mir zu trotzen? bedenkst Du nicht? daß wenn Du meinen Zorn reizest, er Dich zum unglücklichsten Menschen machen kann.

Baumer. Das soll der Ausgang lehren, ich bin wie ein ergrimmter Tiger, und scheue keine Gefahr. Ich achte nicht Deine Höllenkräfte, sie können an mir nicht wirken, denn Gott wird mich schützen. Bube! elender, niederträchtiger Bösewicht! gib mir meinen Sohn.

Im stärksten Tone der Leidenschaft, in wildester verzweiflungsvoller Wuth sprach der Greis Baumer diese Worte, und drang zugleich mit dem Degen auf den Teppichkrämer ein, der ihm mit der bloßen Hand ausparirte. Der Teppichkrämer wollte ihm nicht schaden, er suchte nur, den Degen ihm zu entwinden, aber ein unglücklicher Zufall wollte, daß

bei diesem Ringen die Spitze des Degens in Baumers rechtes Auge fuhr, und dieses dem bedaurungswürdigen Greis rein ausstach. Vom Schmerze überwunden und jammernd fiel er in das Gras, Albrecht schwang sich auf sein Roß und jagte an der Seite des Teppichkrämers davon.

Da ihm ohnehin der Teppichkrämer zu folgen winkte, so ritt er ihm immer nach, und verschwand endlich — wohin, soll erst die Folge der Geschichte lehren.

Sein treuer Diener Jakob Zeche war gleich beim Anfange des Handgemenges geflohen, und so schnell fortgeritten, daß sein Roß stürzte, und ein Vorderbein brach. Er mußte sich also bequemen, seinen Weg weiter fortzusetzen, denn zurück wollte er nicht mehr gehen, weil ihn theils die Gefahr von Baumers Leuten erhascht zu werden abschreckte, theils weil er nicht mehr vor Albrecht zu erscheinen wagte, nachdem er ihn so schändlich verlassen, und überdies sein Pferd zu Grunde gerichtet hatte. Er zog tiefer ins Land, suchte neue Dienste, fand aber keine. Das wenige Vermögen, das er besaß, wurde bald verzehrt,

die Noth schlich heran, und im Kurzen wankte Jakob Zeche am Bettelstabe einher. Nur die karg gespendeten Allmosen vorübergehender Menschen waren sein einziger Lebensunterhalt, der ihn auf das kümmerlichste nährte.

Er saß eines Tages an einem Steine, und bettelte, als eine fremde Person, in der er nach wenigen Blicken den Teppichkrämer erkannte, sich vor ihm stellte, und ihn mit diesen Worten anredete:

„Bist Du es Jakob Zeche?"

Jakob. Ach! sehe ich Sie doch noch einmal wunderbarer Mann? ich bin es leider, ich bin Jakob Zeche.

Teppich. Siehe! wie weit Dich Deine Untreue gebracht hat. Du hast Deinen Herrn schändlich verlassen!

Jakob. Wofür ich jetzt lange her schon büße, und vielleicht noch büßen werde.

Tepp. Nein! die Zeit deiner Strafe ist vorüber. Dein ehemaliger Herr Albrecht von Wiesenau sendet Dir durch mich eine kleine Hilfe. Lebe wohl, sei für die Zukunft klüger.

Der Teppichkrämer warf ihm einen Beutel in die Hand, und eilte davon. Es war eine nicht geringe Summe in denselben. Jakob Zeche kaufte sich dafür jenes Wirthshaus nebst den angehörigen Feldern und Wiesen, wo des armen Andreas Abenteuer anfingen.

Baumer mußte die Wahrheit des Spruches: daß derjenige, der Andern eine Grube gräbt, oft selbst hineinfällt, mit seinem größten Schaden erfahren. Er hatte den unschuldigen Albrecht verfolgt, und darüber selbst Schaden erlitten. Mit Mühe wurde der Ohnmächtige nach Hause gebracht, das verletzte Auge war unheilbar, ja, da er viel daran heilen und bessern wollte, hatte er das Unglück, in kurzer Zeit auch auf dem Andern zu erblinden.

Es ist nicht zu wundern, daß durch diesen traurigen Zufall seine, und seines Sohnes Karls Rache aufs

höchste gereizt ward. Karl gelobte redlich seinem Vater, daß er ihn und seinen Bruder Franz rächen, daß er den Teppichkrämer verfolgen wolle, so lange er leben würde. Während diesem verstrichen aber einige Jahre, bis es Karln endlich doch gelang den Teppichkrämer zu fangen, und dem Gerichte zu übergeben; das war eben zu jener Zeit, als Andreas sich auf Graf Heinrichs, oder Graf Biedersteins Landschlosse befand, der ihn für den wahren Teppichkrämer hielt, und aus Absichten, welche meine Leser auch bald erfahren sollen, seine Tochter zur Gattin antrug. Viele der wunderbaren Begebenheiten werden nun von selbst erklärlich. Wie es zuging, daß der Teppichkrämer dem Gefängnisse entweichen, bei verschlossenen Pforten und klafterdicken Mauern verschwinden konnte, wird er uns am Ende dieser Geschichte selbst erklären müssen. Kurz er war weg, und man bekam ihn nie wieder. Indessen trugen sich alle die Vorfälle mit dem unerfahrnen unschuldigen Andreas zu, zu dem wir uns wieder wenden wollen.

Eilftes Kapitel.

Andreas steht vom Tode wieder auf.

Eine ganze Nacht und die Hälfte des darauf folgenden Tages, lag, wie ich schon erzählt habe, Andreas unter Leichendunst und Moderduft im engen Todtensarge, und badete sich im Angstschweiße. Schon glaubte er, daß man das ganze Blendwerk angelegt habe, ihn mit List in das Netz zu fangen, und lebendig zu begraben. Die allzugroße Angst verwandelte sich endlich in Wuth, er stemmte sich mit allen Kräften gegen den Deckel des Sarges, und brach ihn los; krachend stürzte er herunter, und Andreas stieg aus dem Todtenbehältnisse.

In eben dem Augenblicke kam eine vermummte Gestalt, die den Erschrockenen beim Arme faßte, und

aus dem Gewölbe führte. Nachdem sie einige dunkle Gänge hinter sich gelegt hatten, gelangten sie zwischen ein ungeheueres, fürchterliches Felsengebirge, durch dessen Mitte der Strom brauste, an dessen Ufer ein Schiffer mit einem Kahne wartete.

„Hier," sprach die Gestalt, indem sie dem Teppichkrämer einige Teppiche und jene Waidtasche überreichte, hier hast Du Dein Eigenthum. Dieser Mann wird Dich aus dieser Gegend führen, und Dir den Weg in Deine Heimath zeigen. Reise glücklich, reise ununterbrochen fort, denn Deiner harret Marie. Säume nicht, Sobald Du in ihren Armen angelangt seyn wirst, Dich mit ihr zu vermählen.

Die Gestalt ging zurück; der Schiffer leitete Andreas in den Kahn, und fuhr mit ihm eine große Strecke abwärts auf das jenseitige Ufer, wo er ihm eine Landstraße zeigte, die in sein Vateland führen sollte.

Andreas betrat wohlgemuth die Reise, denn nun hatte er der Abenteuer wirklich schon satt, sein Geist

sehnte sich nach Ruhe, sein Herz nach Marien. Schon berechnete er die Tage, nach deren Verlauf er in seiner Heimath würde anlangen müssen, schon fühlte er ganz die Wonne die seine Ankunft der betrübten Mutter, den verlassenen Schwestern und Brüdern werde verursachen müssen; allein! das Schicksal hatte ihm noch eine harte Probe seiner Geduld zugezählt, die das ganze Gebäude seiner Hoffnung, seines Vergnügens einäscherte.

In einer Herberge, wo er einkehrte, um da zu übernachten, war gerade der Wirth der Richter des Dorfes, der schon die Beschreibung des Teppichkrämers, die der Hof wegen seiner Festhaltung im ganzen Lande publiziren ließ, in Händen hatte. Dieser hielt sich gleich beim ersten Blicke für überzeugt, Andreas müsse jener berichtigte Räuber seyn, den festzuhalten, und nach der Residenz gefänglich einzusenden er Befehl hatte. Er war ein Teppichkrämer, das traf ein, er hatte ebenfalls eine Narbe im Gesichte, sofort war der Schluß gemacht, er ist jener Räuber. Allein! wie sollte er es anfangen, um des Zauberers, für den der gemeine Mann den Teppichkrämer hielt,

habhaft zu werden. Er berathschlagte sich darüber mit seinem Gevatter Michel, der ihm den Rath ertheilte, ihn bei Nacht anzugreifen, weil, wie seine Mutter, seligen Andenkens, immer erzählt hätte, die Zauberer und Hexen im Schlafe keine Macht hätten.

Sein Rath wurde angenommen, und auch glücklich ausgeführt. Zehn Bauern traten bei Nacht, als schon Andreas schlief, in die Stube, und fielen, wiewohl nicht ohne Furcht über ihn her; theils vor Schrecken, theils vor Schwachheit wehrte sich Andreas auch nicht mit einem Finger. Fickerment! jetzt bekamen die Bauern erst Muth, als sie sahen, daß Andreas gefesselt sey, und seine Zauberkräfte nichts mehr vermochten, denn das war allerdings eine Heldenthat, die sie in ihrem Sinne zu Riesenbezwingern machte. Sie hielten sorgfältig Wache bei ihm, damit er ihnen nicht auch entfliehen könnte, warfen ihn des Morgens auf einen Wagen, und führten ihn nach der Residenz.

Zwölftes Kapitel.

Am Rande des Grabes harret Reue dem Sterblichen. Graf Ernst von Biederstein wird aus dem Exil nach Hofe zurückberufen.

Die Rosen, die auf Elisabeths Wangen lange genug geblühet hatten, welkten endlich dahin. Ihr unordentliches Leben verursachte ihr einen siechen Körper, raubte ihre Gesundheit. Erst jetzt, da die Stütze ihrer Intriguen, ihre Schönheit dahin war, versank ihr Geist in qualvolle Betrachtungen der Vergangenheit; erst jetzt sah sie das Eitle ihrer Unternehmungen ein. Der große Gläubiger, der alle unsere Thaten in sein Schuldbuch schreibt, das Gewissen, stand endlich auf, und forderte Rechenschaft von ihr, forderte Entschuldigung ihrer Handlungen, die sie ihm nicht geben konnte. Da ward er ihr eigener Richter, und lohnte ihr mit tausend-

facher Qual. Seine Vorwürfe führten sie täglich dem Grabe näher. Auf der gefährlichen Gränze, die dieses irdische Leben von jenem ewigen trennt, begegnete ihr die Reue, und nahm sie in ihre Flammenarme. Schrecklich war die Qual, die ihr Herz und ihre Seele folterte. Sie ließ ihren Gemahl bitten, zu ihr zu kommen, um sich mindestens mit der Welt zu versöhnen.

Raimund trat hin an ihr Sterbebett. Ach! war das wohl jene reizende Elisabeth, um deren Besitz er einst die gute Emilie verstoßen? war das jene gepriesene Schönheit, zu deren Füßen sonst Hunderte lagen, und auf ihre Blicke, wie auf Gottes Wink warteten, um ihn dann schnell zu befolgen? Elisabeth, wie sah sie aus? ein nacktes Todtengerippe; matt glimmten ihre erloschenen Blicke aus den tiefen Augenhöhlen hervor; eingefallen die sonst blühenden, rosigen Wangen, spitzig ihr Mund, dessen Zähne die entsafteten Lippen kaum zu bedecken vermochten, und ihr ganzer Körper glich einem ausgetrockneten, ausgedorrten Strauche.

Hieher eure Blicke, Menschenkinder! Wenn einst Freund Hain uns schon am Arme führt, wenn

man von Mutter Erde Abschied zu nehmen bereit ist, da hören alle Konvenienzen unseres Lebens auf, wie Seifenblasen platzen jene großen Pläne, die uns oft zu verabscheuungswürdigen Ränken verleiteten; der prächtige Dunst unserer irdischen Seligkeit zerstiebt bei dem Gedanken des unerklärbaren Jenseits, wie der Schneeflocken an der Mittagssonne. Alle unsere Handlungen, deren Triebfeder Eigennutz war, eckeln uns an, und selbst der Philosoph spricht auf seinem Sterbebette: Ich hätte anders leben sollen.

Fürstin Elisabeth reichte ihrem Gemahle bei seinem Eintritte die Hand, und zog ihn ihrem Todeslager näher. „Mein Gemahl!" sprach sie, „ich habe Ihnen wichtige Dinge zu entdecken, Dinge, bei deren Erzählung mir das Herz brechen würde, wenn ich nicht erst Ihrer Verzeihung versichert wäre. Ich stehe nun bereits an jenem Pfade, der mich zum Richterstuhle des Ewigen führen wird, ach! vor dessen Machtspruche meine Seele zurückschaudert. Ich habe Sie beleidigt, bitter beleidigt! aber was würde es Ihnen nützen, mir die letzte Stunde meines

Lebens zu verbittern. Hier, hier! (auf ihre Brust schlagend) wohnt der Richter, der mich schon hier auf dieser Welt gestraft hat, dort harret meiner der Ewige. Lassen Sie mich mindestens mit Ihnen versöhnt, meine große Reise beginnen, vergeben Sie mir!

Raimund. Elisabeth! Sie waren mein irdisches Glück, sterben Sie ruhig.

Elisabeth. Und Sie vergeben mir? Raimund! Sie vergeben mir?

Raimund. Vollkommen! Ach! zwar habe ich schon lange die schreckliche That geahndet, deren Erzählung ich nun von Ihnen vermuthe; aber sie ist vorüber, ich vergebe Ihnen.

Elisab. Dank, Dank Ihnen, Großmüthiger! Ach! es ist die schwerste Probe der menschlichen Reue, ein freies Bekenntniß seiner Lasterthaten abzulegen. Doch es sei. Ich will Alles gestehen! Wissen Sie also, Raimund, daß ich Sie nie liebte, daß Durst nach Größe, sträfliches Streben nach einer wichtigen Rolle auf diesem Welttheater mich verlei=

teten, Ihnen Liebe zu heucheln. Sie konnten dieses leicht schließen, als ich so ruhig in Ihren Armen schwelgte, ohne darauf zu denken, daß die arme Emilie in Waldburg verstossen und eingekerkert seufze; tausend Verehrer meiner Schönheit lagen zu meinen Füßen. Ich sah sie mit Wohlgefallen, und wucherte mit meinen Reizen, legte ihnen Fesseln der Liebe an, an denen ich sie leiten konnte, wie fünfjährige Knaben. Auch ihnen entriß ich das Ruder des Staates, sie trugen zwar den Fürstenhut, ich aber schwang den Zepter, und hatte nun den höchsten meiner Wünsche erreicht. Dennoch genügte mir mit der Gegenwart nicht. Ich wollte mein Glück auch für die Zukunft gründen, wollte meinen Nachkommen auch die Herrschaft sichern.

Ein Brief, den Emilie an Sie geschrieben, und der durch meine erkauften Spione an mich gerieth, entdeckte mir die Schwangerschaft dieser unschuldig Leidenden. Daß mein weit aussehender Plan mich zwang, ihnen diese Entdeckung zu verschweigen, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Emilie gebar Zwillinge, gebar zwei holde, süße Knaben.

Raimund. Ist das wahr, Elisabeth? ist das wirklich wahr? O! wo sind diese meine Söhne, daß ich sie an mein Vaterherz drücken kann?

Elis. Vielleicht nicht mehr in dieser Welt. Ich sah ein, daß, wenn ich einst einen Sohn haben sollte, diese Knaben ihm das Recht auf den Thron streitig machen, sie und mich um Ehre und Hoheit bringen würden, und beschloß ihren Tod, um jedes Hinderniß meines Glückes aus dem Wege zu räumen.

Raimund. Grausame!

Elis. Sie versprachen mir Vergebung, Raimund! — Unter meinen Spionen, die ich als Räder zu dem Uhrwerke meines Planes gebrauchte, war Baumer der vorzüglichste. Ihm trug ich das schreckliche Geschäft auf, die Knaben zu ermorden. Er theilte es mit dem Burgarzte des Schlosses Waldburg, und brachte mir bald die Nachricht, die Zwillinge wären nicht mehr auf der Welt. Allein, wie es scheint, so hinterging er mich.

Raimund. Ja, ja! er hinterging Sie, es ist klar. Als die beiden Kavaliere, Friedrich von

Edelmuth, und Jakob von Wiesenau die beiden Knaben, Albrecht und Rudolph im Walde fanden, erhielt ich ein geheimes Schreiben ohne Unterschrift, in welchem stand, die beiden Knaben wären meine Söhne; zum Wahrzeichen hätte Rudolph ein schwarzes, Albrecht ein blaues Kreuz auf seinem Arme eingebrannt. Ich nahm sie an meinen Hof, und fand das Wahrzeichen richtig, fand in ihnen meine Züge, und selbst mein Vaterherz, das sich zu ihnen hinneigte, überzeugte mich, daß sie meine Söhne wären. Allein, ich hatte keine weiteren Beweise, und war zur Rettung mein.r eigenen Ehre gezwungen, zu schweigen. Hätte ich damals gewußt, daß Baumer Theilnehmer an diesem Geheimnisse sei, er hätte mir Alles erklären müssen. Nun ist er, wie man sagt, schon todt, und erst jetzt fällt es mir bei, daß die Schrift des Briefes, der mir offenbarte, daß Albrecht und Rudolph meine Söhne wären, Baumers Schrift sei.

Elis. So hat er den Eid gebrochen, den er mir zugeschworen hatte, und seine Absicht war, mich wenigstens zu verrathen. O! hätte er es gethan,

er hätte mich dadurch von der Ausübung vieler späteren Laster zurückgerissen. Ich merkte aus der allzugroßen Liebe, die Sie gegen die Zwillinge bezeigten, daß sie Ihre Söhne wären. Ich merkte es und bebte. Schon war ich zu tief in den Lastern, um wieder zurück kehren zu können. Ich ließ daher — hören Sie meine schrecklichste That! ich ließ, um mich von allen Seiten sicher zu stellen, Emilien durch ihren Arzt vergiften.

Raimund. Unerhört schrecklich! Emilie ward vergiftet?

Elis. Sie fanden sie todt, als Sie in Waldburg ankamen, und glaubten, was man Ihnen betheuerte, Emilie wäre vor Gram gestorben.

Raimund. Elisabeth, Elisabeth! wie konnten Sie so handeln?

Elis. O! dies war nicht meine einzige, meine letzte Lasterthat; ich sann bald auf eine neue, als ich sah, daß der Zwillinge Gegenwart mir Ihre Liebe raubte. Ich betrachtete den Kanzler Baumer als die Ursache der Gefahr, in der ich nun schwebte,

und suchte mich an ihm zu rächen. Es gelang mir. Baumer wurde seines Dienstes entlassen, und Graf Ernst von Biederstein an seine Stelle vom f***n Hofe zurückgefordert. Er brachte seine Tochter Agnes mit, in die sich die Zwillinge verliebten. Ich fand in ihrer Liebe das sicherste Mittel, Beide zu vernichten, und da ich vollends merkte, daß Graf Biederstein in mich heftig verliebt sei, da ich durch Schleichwege das Bekenntniß seiner Leidenschaft aus ihm lockte, so schmiedete ich stracks an meinem Plane fort. Ich versprach ihm meine Gegenliebe, versprach meinen Sohn Wilhelm mit seiner Tochter Agnes zu vermählen, wenn er jene beiden Pagen aus der Welt schaffen würde; aber der Edle begegnete mir mit Verachtung, und reizte meine Rachsucht aufs heftigste. Ich ließ einen Dolch schmieden, und auf dessen Fläche Biederstein's Namen ätzen, bestach dann einen Mörder, mit diesem Dolche einem der Pagen aufzulauern. Würde er ihn tödten, so solle er auf die nämliche Art mit dem andern Pagen verfahren, und den Dolch bei dem Gemordeten liegen lassen, damit der Verdacht auf den Grafen Biederstein falle, und meine Rache vollende. Würde

er ihn fehlen, und von ihm erhascht werden, so solle er aussagen, sein Freund, der andere Page hätte ihn zu dieser That gedungen, um den Besitz der schönen Agnes für sich allein zu behalten. Ich wußte im Voraus, daß der Beleidigte, um seinem Freunde nicht zu schaden, den Mörder loslassen, die That verschweigen, und sich lieber im Stillen zu rächen entschließen werde. Was ich vorhersah, geschah. Die Reihe traf Albrecht von Wiesenau. Der Mörder verfehlte sein Herz, wurde gefangen, doch nach der falschen Aussage sogleich wieder losgelassen. Bitter kränkte es den braven Albrecht, sich von seinem Freunde so verfolgt zu sehen, er konnte es nicht verschmerzen, forderte ihn zum Zweikampfe; Rudolph erschien und fiel.

Raimund. O, hören Sie auf, ihre Erzählung bricht mir das Herz. Gerechter Gott! wie ist es möglich, daß ich die Schlange in meinem Busen so lange ernähren, so lange lieben konnte!

Elis. Oft hat es mich selbst gewundert, daß die Liebe sie so blind machte, und Sie das Possenspiel, das ich mit Ihnen trieb, nicht bemerkten. Das

Uebrige braucht keine Erklärung. Es ist eine Folge der vorhergehenden Handlungen. Wohin Rudolph kam, weiß ich nicht, aber daß Albrecht noch lebt, beweist der Brief, durch welchen er den Grafen Biederstein als Stifter eines Meuchelmordes, veranlaßt durch den Dolch, und dessen falschen Namen, anklagte. Allein, Biederstein ist unschuldig, dies bezeuge ich nun am Rande meines Grabes, und bitte Sie, das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen; den Verwiesenen wieder nach Hofe zu berufen.

Raimund kannte Graf Ernst von Biedersteins Aufenthalt längst, doch aber, weil er bereits an seiner Schuld zu zweifeln begann, hatte er ihn ungestört in seinem Zufluchtsort gelassen; nun, da er sogar von seiner Unschuld sicher überzeugt ward, stand er nicht an, ihn augenblicklich auf seinen Posten der Ehre wieder zurück zurufen. Er sandte nach ihm, und kaum, als dieser ankam, kaum, als er der bittenden Elisabeth zum Beweise seiner Vergebung die hingewelkte Hand küßte, verschied diese.

Dreizehntes Kapitel.

Der Teppichkrämer hält sein Wort, und erscheint, dem Fürsten Raimund zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen.

Der gute Fürst umarmte den Grafen von Biederstein, und bezeugte seine Reue über das ihm erwiesene Unrecht, und entschuldigte sich, daß blos der Schmerz über die beiden Pagen, die gewiß seine Söhne wären, ihn zu jener voreiligen Verfolgung verleitet hätten. Der Graf versicherte ihn, die Pagen wären nicht tod, und zeigte ihm das Billet welches Andreas von dem wahrsagenden Bettelmann erhalten hatte, und das, von Rudolphs Hand geschrieben, deutlich bewies, daß sie am Leben wären. Graf Biederstein erzählte ihm ferner seine Begeben-

heiten mit Andreas, den er für den wahren Teppich-
krämer hielt, und versicherte ihn, dieser allein wäre
im Stande, seine verlorenen Söhne ihm wieder zu
verschaffen.

Ist denn dieser Mann ein Gott? rief der Fürst
aus, daß er Alles vermögen sollte? — Was Sie
mir da erzählen, theuerer Jugendfreund! ist sehr
wunderbar, und widerspricht allem menschlichen Glau-
ben. Wahrlich! es muß ein großer Mann seyn,
und wäre ich überzeugt, daß er kein Bösewicht ist,
ich könnte mit ihm mein Reich theilen.

Biederstein. O theuerer Fürst! der Neid
spricht jeder großen That Hohn, und bildet sie zum
Laster. Ich kenne den Mann, und weiß, welche
Wohlthaten er mir erwiesen hat, mit denen er auch
gegen Andere nicht karget.

Raimund. Und könnte ich diesen Sonderling
nicht sehen, nicht sprechen?

Biederstein. Er hat sich aus meinem Landschlosse ohne Abschied entfernt, und wird gewiß in seine Heimath zurückgereist seyn.

Raimund. Wissen Sie seine väterliche Gegend?

Biedersteein. Er hat mir oft davon erzählt, darum weiß ich die Gegend sehr genau zu beschreiben.

Raimund. Wohlan! man spanne meinen flüchtigsten Postzug an, fahre hin, und bringe ihn mit allen Ehren hieher.

Es geschah sogleich. Aber diese Reise war vergebens, den Andreas der vermeinte wunderbare Teppichkrämer, war schon als Gefangener, in Begleitung einer starken Schaarwache unterwegs. Am dritten Tage nach Elisabeths Hinscheiden, als diese noch am Paradebette lag, (es war eben der Geburtstag des Fürsten Raimund) brachte man den Gefesselten, und

führte ihn geradeweges in das Trauerzimmer, wo Fürst Raimund, Prinz Wilhelm, Biederstein, von Wallenbach, Friederich von Edelmuth, Jakob von Wiesenau, und alle Große des Fürstenthums versammelt waren. Alle fuhren zusammen, der Fürst am meisten.

Wie rief er? sehe ich Dich endlich vor meinen Augen, Räuber und Mörder! habe ich Dich endlich in meiner Gewalt, Bösewicht! der Du so lange meine Güte, mine Langmuth mißbraucht hast?

Großer Fürst! flehte Andreas, indem er vor ihm auf die Knie fiel, verdamme mich nicht, ich bin unschuldig.

Mein Gebiether! bat Biederstein, Vergebung diesem Manne, ich bitte für ihn, er ist mein Wohlthäter!

Raimund. Er ist ein Räuber und Mörder!

Andreas. Nein! nein! ich bin unschuldig, ich bin nicht jener Teppichkrämer, für den man mich hält, ich bin ein armer Tyroler, den man verkennt.

Raimund. Du willst läugnen, überzeugt uns nicht Deine Gestalt, diese Narbe über dem Gesichte? Graf Biederstein! ihr kennet ihn, ist er es?

Biederstein. (zuckt mitleidsvoll und gerührt die Achseln) Er ist es.

Nein! er ist es nicht, sprach eine Stimme hinter der Thüre; und diese öffnete sich, und der wahre Teppichkrämer trat zu Aller Erstaunen herein. Statuenähnlich standen Alle da, indem sie bald den armen Andreas, bald den Teppichkrämer anstarrten, und nicht wußten, was sie von dieser doppelten Erscheinung halten sollten.

Hier geht schrecklicher Betrug, oder Zauberei

vor! sprach der Fürst etwas aufgebracht. Was willst Du hier? wie kommst Du hieher? indem er sich gegen den wahren Teppichkrämer wandte.

Wie ich hieher komme? entgegnete der Teppichkrämer; ist eine seltene Frage. Glaubst denn Du Fürst! das es nicht Schleichwege gibt, auf denen man trotz der Menge deiner Wächter bis zu Deinem Herzen kommen kann? Was ich hier will, ist viel! Du wirst Dich wohl auch meines gegebenen Wortes erinnern. Heute ist der Tag Deiner Geburt; Ich komme Dir Glück zu wünschen.

Raimund. Verwegener! wie kannst Du es wagen, hier zu erscheinen?

Tepp. Mit gutem Herzen, mit ruhigem Gewissen, mein Fürst! wagt man Alles. Hier (auf seine Brust schlagend) Wenn dieses Trübrad noch unverdorben ist, behält das menschliche Urwerk den gleichen Gang. Man steht wie ein Fels, gelassen beim

Sonnenschein, wie beim Ungewitter, und tritt so furchtlos vor dem Fürsten, wie vor dem Bettler.

Raimund. Du sprichst sehr frei! Weißt Du, daß ich Dich jetzt strafen könnte.

Tepp. Daß Du es könntest; aber ich weiß auch, daß Du es nicht thun wirst. Ich kenne Dein Herz, welches edel ist, aber ich weiß auch, daß Du oft das Gute von dem Bösen zu unterscheiden nicht im Stande bist.

Raimund. Du sprichst mir Einsicht, sprichst mir Vernunft ab?

Tepp. Zum Theile. Willst Du meinen Glauben widerlegen, so sage was hältst Du von mir? Bin ich ein Mensch oder Geist?

Raimund. Du bist kein Mensch, Du bist ein Ausbund der Hölle.

Tepp. Ich bin ein Mensch. Oder macht mich diese andere Form meines Kleides zum Gespenst, der schlechte Ruf von meinen Thaten, zum Ausbund der Hölle? Ich bin ein ehrlicher Mann! und vor einem ehrlichen Manne zittert die Welt. Hier trag ich nur meine Thaten zu Markte, dort! (gegen den Himmel) werde ich einst Erndte halten. Hier bestimmen Verhältnisse den Menschen; drehen ihn, wie der Bildner die Form, je nachdem es vortheilhaft ist, bald in diese bald in jene, und verhunzen ihn nicht selten. Jener hat diese, dieser jene Maxim in seinen Handlungen, und warum nicht Alle die Nämliche? warum gehen wir mit unsern Thaten nicht auf der geraden offenen Heerstraße des menschlichen Lebens? eben weil sie gerade ist, und schon so Viele den dunkeln Schleichweg, wo man um so weniger bemerkt wird, vorangegangen sind. Jene Stange, die man nicht überspringen kann, muß man unterkriechen. Fürst! hier feiern wir Geburtstage, dort oben aber gibt es einen andern Kalender, dort feiert man die Sterbetage.

Raimund. Du bist ein sonderbarer Mann! Beweise mir daß Du kein Bösewicht bist, und Du sollst mein Freund werden.

Tepp. Freund? wir Alle sind Brüder, wir Alle haben eine Mutter, die Erde. Doch will ich Dich belehren, wer ich bin, und fordere keinen Lohn dafür, fordere nur strenge Gerechtigkeit. Die Zeit ist da; das große Triebrad meiner Handlungen ist abgelaufen, liegt hier im Sarge. Elisabeth! schlummere sanft, Du siehst, hörst nichts mehr, und ich kann jetzt kühn die Hülle von mir werfen, die mich so lange gedrückt hat.

Raimund. Was höre ich! sollte etwa Elisabeth mit Dir im Bunde, Theilnehmerin Deiner Thaten gewesen seyn.

Tepp. Nein! nicht Theilnehmerin, aber die unmittelbare Ursache. Höre mich Fürst! heute ist der große Festtag Deiner Geburt, und Du bist, statt

fröhlich zu seyn, traurig. Nein! Du sollst auch Freude empfinden. Albrecht! Albrecht!

Die Thüre sprang auf, Albrecht von Wiesenau stürzte herein, und zu Fürst Raimunds Füssen.

Tepp. Da hast Du Deinen Albrecht, da hast Du Deinen Sohn!

Albrecht. Mein Fürst! mein Vater!

Raimund. (erschüttert) Albrecht! Du mein Sohn!

Alle. Albrecht! des Fürsten Sohn. Albrecht der Page?

Tepp. Ja! dieser Page, dieser ehmalige Diener Raimunds ist nun Raimunds jüngster Sohn, geboren von Emilien. Erschrecke nicht, Prinz Wilhelm! er wird Dir das Recht auf den Thron nicht entziehen.

Raimund. Albrecht! ich habe Dich. Wie kommst Du hieher? wer gab Dich mir? da dieser — dieser Mann? (auf den Teppichkrämer zeigend). Mann! wer Du auch immer bist, enthülle Dich, bist Du ein Bösewicht, so verzeihe ich Dir, bist Du ein redlicher Mann, so will ich Dich ehren, Dir immer dankbar seyn.

Tepp. Nun so sinke denn der Schleier, länger kann ich mich nicht mehr halten, länger dieses Herz nicht verläugnen. Ich bin Rudolph, Albrechts Bruder, bin Raimunds und Emiliens Sohn.

Er warf die falsche Haarhaube herunter, ließ die Teppichkrämerjacke sinken, und umklammerte die Füße seines Vaters.

Vierzehntes Kapitel.

Erklärungen.

Das Staunen, die Verwunderung der Höflinge, die Freude des Fürsten, in dem Teppichkrämer den Pagen Rudolph zu finden, zu beschreiben, erlasse mir der Leser. Es war eine Scene ohne Gleichen, hundert Fragen und Antworten wechselten mit einander. Raimund herzte und küßte seine Kinder; die Höflinge steckten die Köpfe zusammen, und schüttelten ihre vielgelockten Perücken. Niemand war in größerer Verlegenheit als Graf Biederstein, der nun überzeugt war, daß er sich in Andreas Person geirrt habe, und einem gemeinen Tyroler seine Tochter zur

Ehe angetragen hatte. Ich übergehe diesen ganzen Auftritt, der ohnehin von dem Zuge der Geistlichen, die Elisabeths Leichnam abzuholen kamen, unterbrochen wurde. Das Leichenbegängniß wurde mit aller Pracht gehalten, bei welchen Ceremonien beinahe der ganze Tag verstrich.

Am andern Tag berief Fürst Raimund alle seine Höflinge, die drei Prinzen, den Grafen Biederstein sammt seiner Tochter, und Alle, die in diesen Begebenheiten mit verflochten waren, zu sich in einen Saal und forderte von seinem Sohne Rudolph Aufschluß über all' die wunderbaren Begebenheiten.

Ehe ich erzähle, nahm Rudolph das Wort; finde ich für billig, daß ich mich mit Zeugen und Beweisen versehe, denn ich würde es selbst unklug deuten, wenn man mir so blos aufs Wort glauben möchte.

Er entfernte sich, und kam bald zurück, an einer Hand führte er den noch nicht ganz genesenen

Franz von Baumer, an der andern den mit schweren eisernen Ketten gefesselten Burgarzt des Schlosses Waldburg, der schon in der Thür auf seine Knie fiel, und um Gnade, um Vergebung flehte.

Hier, sprach Rudolph; hier sind meine Zeugen, und indem er einige Papiere aus der Tasche zog, dies meine Beweise.

Er erzählte nun alle Begebenheiten, die ich jedoch nicht wiederholen will, und nur dasjenige melden werde, was zur Erklärung der wunderbaren Vorfälle dem Leser noch zu wissen nöthig ist.

Rudolph. Daß ich Eltern haben müßte, wußte ich lange nicht. Ich betrachtete alle die Räuber, in deren Mitte ich im Felsenthale als Knabe lebte, für meine Väter, und wußte nicht einmal, wie ich in dieses Thal gekommen sey, vielweniger fiel mir diese Frage ein, ob es wohl außer diesem eingeschränkten Platze noch eine Welt gebe. Mein Bruder Al-

brecht dachte eben so. Wir kümmerten uns um nichts, und waren völlig zufrieden, wenn wir beisammen bleiben konnten, denn wir liebten uns außerordentlich, obwohl es uns unbekannt war, daß wir Brüder wären. Jene kindische Verwegenheit, die uns in den Kahn zu steigen, und auf dem Strome herumzuschiffen verleitete, kam uns theuer zu stehen, denn obgleich wir in gute Hände geriethen, und von den zwei Kavalieren, Friedrich von Edelmuth, und Jakob von Wiesenau herzlich geliebt wurden, obwohl diese jedem unserer Wünsche nachkamen, so konnten wir doch lange jenes Thal, und jene Menschen, an die wir von Geburt an gewöhnt waren, nicht vergessen.

Als wir in Edelmuths Wohnung ankamen, trafen wir dort zufälliger Weise den Kanzler Baumer an, der uns sogleich aufmerksam betrachtete, und sogar zu erschrecken schien, als wir auf seine Frage ihm unsern Namen sagten. Er besah unsere Arme und fand darauf die Kreuze. Schnell eilte er von

dannen, und nach wenigen Tagen wurden wir als Pagen nach Hofe gefordert.

Raimund. Ich hatte einen Brief erhalten, in welchem mir betheuert wurde, ihr Beide wäret meine Söhne. Wie ich nun aus Allem andern mit Gewißheit schließe, so war er von Baumers Hand geschrieben. Hier ist er.

Rudolph. (vergleicht die Schrift mit einigen andern, die er in der Hand hält) Ja! Baumer hat es geschrieben. — Wir hätten uns eher den Einsturz des Himmels, als den Gedanken einfallen lassen, daß wir Euer Durchlaucht Söhne wären, und jene außerordentliche Liebe, die Sie gegen uns bezeugten, war nicht vermögend, uns darauf aufmerksam zu machen. Wir wurden am Hofe erzogen, wurden mannbar, und erst jetzt entstieg oft ein kummervoller Seufzer, über die Unwissenheit unserer Herkunft, unserer Brust. Wir forschten in die Vergangenheit hinein, erforschten aber nichts, denn aus

den Jahren unserer Kindheit war uns nichts mehr bekannt, als daß wir in einem Thale gelebt hätten, und wahrscheinlich auch dort geboren worden wären.

Schon hatten wir den Entschluß gefaßt, eine Reise zu unternehmen, und das Thal zu suchen, als plötzlich Ernst Graf von Biederstein mit seiner Tochter Agnes in der Residenz erschien, in die wir uns Beide verliebten. Da vergaßen wir sogleich unsern Entschluß, vergaßen unsere Herkunft, und alles Andere, denn unsere Gedanken waren nur mit Agnes beschäftigt, die uns alle Beide liebte. Ihr Herz konnte nicht entscheiden, wen von uns Beiden ihre Wahl treffen sollte. Aber da trat uns Fürstin Elisabeth in den Weg, und stürzte auf einmal das ganze Gebäude unseres Glückes. Ich will die Erzählung nicht wiederholen, kurz; wir wurden gegen einander eifersüchtig, Albrecht forderte mich zum Zweikampf, ich erschien und fiel.

Allein! ich war nicht tod; Albrechts Degen

hatte mich doppelt getroffen. Gleich im ersten Gange hatte er mir die Wange geritzt, und mir dadurch in der Folge diese Narbe im Gesichte verursacht die mich dem Teppichkrämer hier, so ähnlich macht. Ein zweiter leichter Stich in die Seite hatte mich ohnmächtig hingestreckt. Als ich zur Besinnung kam, sahe ich viele Männer um mich stehen. Sie waren vom furchtbaren Ansehen, hatten Pistolen in den Gürteln, und große Säbeln an der Seite. Unter ihnen erkannte ich einen für meinen Erzieher in dem Thale; es war der Räuberhauptmann! er wusch meine Wunde aus, und verband sie. Rudolph! sprach er; ich habe Dich bereits über dreizehn Jahre in der Welt herumtummeln lassen, aber nun ist es Zeit, daß Du an etwas Anderes denkst. Du bist nun mannbar, hast Vernunft zum Denken, Kraft zum Wirken. Komm mit mir! ich habe Dir furchtbare Dinge zu sagen, Geheimnisse aufzuklären.

Wer ging da williger, als ich. Ich hatte mir

ja ohnehin lange vorgenommen, das Thal zu suchen, und konnte nun Aufschluß über das Geheimniß meiner Herkunft hoffen.

Man führte mich in einem Wagen fort, bis zu dem Strome, auf welchem ich in einem Kahne nach dem Thale gebracht wurde. Hier redete mich der Räuberhauptmann also an.

Prinz! ich entdecke mich Ihnen ganz, und hoffe Sie werden keinen Gebrauch von der Erfahrung, daß wir Räuber sind, machen, werden eben so großmüthig handeln, als wohlmeinend ich gehandelt habe.

Ich wunderte mich über den Titel, den mir der Hauptmann beilegte, denn in meinem ganzen Leben hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß mich je einer Prinz nennen würde.

Sie staunen? fuhr der Hauptmann fort, der meine Verwunderung bemerkte; Sie staunen, daß

ich Sie einen Prinzen nenne? Sie sind es, ich habe Sie erzogen. Sie sind Albrechts Bruder, in einer Kiste kamen Sie auf dem Strome in unser Thal, ich rettete Sie, und fand bei Ihnen nebst Kostbarkeiten diesen Zettel, der Ihre fürstliche Abstammung meldet, aber Ihre Eltern verschweigt, Dies ausfindig zu machen, sei nun Ihre Sorge. Ich wählte absichtlich Sie, weil ich weiß, daß Sie mehr Unternehmungsgeist, mehr festes in ihren Handlungen, als Ihr Bruder Albrecht besitzen. Daß ich Ihnen das Geheimniß lange verschwiegen habe, geschah nach dem Rathe des Briefes, worin stand, ich sollte Ihnen Ihre Herkunft nicht eher entdecken, als in Ihrem zwanzigsten Jahre, wo Sie Männer genug seyn würden, dem Geheimnisse nachzuspüren, und etwas zu unternehmen.

Er zeigte mir den Brief, und versprach mir in Allem mit seiner Gesellschaft behilflich zu seyn. Wie sehr mich diese Entdeckung befremdete, kann sich Je-

der vorstellen. Meine Eltern zu suchen, war gleich mein Entschluß, und da mir der Ruf von Emiliens plötzlichen Tode, und Euer Durchlaucht schnell darauf erfolgte Vermählung mit Elisabeth sehr auffiel, da überdies mir der Räuberhauptmann offenbarte, daß Euer Durchlaucht noch bei Lebzeiten Emiliens mit Elisabeth Liebschaft gepflogen hätten, so keimte gleich die Muthmassung in meiner Seele, Euer Durchlaucht und Emilie wären unsere Eltern. Aber diese Muthmassung blieb auch nur Keim, blieb ein dunkles Räthsel, dem ich nachzuspüren mir vernahm. Damit mein Bruder Albrecht, dessen Aufenthalt der Räuberhanptmann bald auskundschaftete, sich nicht einer Lebensgefahr aussetze, indem dieser erfuhr, daß er nach Hof zurückzukehren gesonnen sei, wo ihn neuerdings Elisabeth verfolgt hätte, schrieb ich ihm im Nahmen seiner unbekannten Freunde jene Warnung, und sandte ihm auch nicht selten Geld, das mir der Räuberhauptmann willig vorstreckte.

Als ich völlig genesen war, und das erstemal das Thal, in verstellter Rittertracht verließ, begegnete ich auf der Straße Deinem Vater Andreas, der damals gerade mit seinen Teppichen herum gereist war. Er hatte so wie Du, eine Narbe als Muttermal im Gesichte, die ich nach der Wunde, die mir mein Bruder Albrecht im Duelle beibrachte, behielt. Schnell ergriff ich den Gedanken, als ein Teppichkrämer verstellt, das Land durchzuspüren. Unter dieser Maske erhielt ich freien Eintritt in die größten Häuser sowohl, als in Bauernhütten. Ich wollte auf diese Art meine Mutter suchen, deren Tod, wenn diese Emilie sein sollte, ich trotz der Sage nicht glauben konnte. Selbst der Räuberhauptmann muthmaßte, Euer Durchlaucht werden sie bei einem Ihrer Getreuen verborgen haben. Er billigte meinen Entschluß, und wagte selbst einige Räubereien, die man mehr Rechtleistungen, mehr edle Handlungen nennen konnte, auszuführen, bei denen er sich als ein Teppichkrämer zeigte. So entstand der

Ruf von des Teppichkrämers Thaten, den ich vollends bis zum Erstaunen mehrte, als ich in dieser Rolle auftrat. Meine Absicht war keine unedle; überdies hielt ich mich für Euer Durchlaucht Sohn, und glaubte daher nichts zu wagen, indem ich auf dem Punkte der größten Gefahr mich nur endecken zu dürfen wähnte, um mich zu retten; daher kömmt es, daß meine Thaten oft mehr tollkühn, als bedächtig waren. Euer Durchlaucht wähnen getreue Unterthanen zu haben, aber Sie irren, denn wir haben Viele in unserem Solde. Viele zwar muß ich gestehen, reichten uns aus edler Absicht ihre hilfreiche Hand, aber die meisten ließen sich mit Geld bestechen. Alle Ihre Kerkermeister, viele Ihrer Schaarwächter sind auf unserer Seite; ward einer von uns gefangen, so wußten schon die Bestochenen unter dem Vorwande irgend eines wunderbaren Verschwindens ihn frei zu lassen, welches auch mir oft widerfuhr. Leicht war es mir bei eisernen Pforten, bei klafterdicken Mauern dem Gefängnisse zu

entweichen, da der Kerkermeister mir den Weg öff=
nete, sorgfältig aber hinter mir wieder zuschloß. So
gründete sich der Ruf vom Wunderbaren, das mei=
ne Handlungen umgab, und um diesen zu bekräf=
tigen, um meine Feinde in Ehrfurcht zu erhalten,
schrieb ich an Euer Durchlaucht das Billet, in wel=
chem ich versprach, an Ihrem Geburtstage Ihnen
persönlich den Glückwunsch abzustatten, weil ich
bis dahin mein Ziel zu erreichen hoffte.

Das Räuberthal ist von unübersteiglichen Felsen
ganz umringt. Nur auf einen Strom, der sich
durch eine große Höhle des größten Felsens drängt,
kann man hin gelangen. Ein Arm dieses Stromes
zieht sich durch Steingebirge, durch einen unsichtba=
ren Gang in das Landschloß, das Graf Biederstein
gekauft, und bewohnt hatte, und das ehedem un=
serm braven Räuberhauptmanne angehörte, der durch
Unglück gestürzt, ein Räuber zu werden gezwungen
ward. Dieser kannte natürlich die ganze Beschaf=

fenheit dieses Schlosses, das vordem eine Ritterburg war, er wußte alle die verborgene Gänge, die geheimen Tapetenthüren, die fast in alle Gemächer führten, und die Euch Herr Graf selbst unbekannt waren. Er führte mich überall herum, zeigte mir Alles, und da ward es mir leicht, alle die Handlungen zu verüben, die Euch Herr Graf, und dem armen Andreas so wunderbar schienen.

Da nun die Sachen so ihren guten Lauf hatten, fing ich an, bei den Großen des Landes mich umzusehen, ob ich nicht irgendwo eine Spur von meiner Herkunft erlangen könnte. Kanzler Baumer war der Erste, mit dem ich die Probe machte. Gewöhnlich sind die Ersten im Staate auch die Rathgeber des Herzens für den Fürsten; überdies war die Schrift, die in der Kiste, in welcher wir in das Thal geschwommen waren, gefunden wurde, seiner Schrift ähnlich. Er läugnete, ich glaubte ihn durch einen plötzlichen Schrecken zum Bekenntnisse zu zwin-

gen, und stellte mich ihm als Teppichkrämer vor, allein der Heuchler läugnete abermals, und ich wähnte mich überzeugt zu seyn, daß er von meiner Herkunft nichts wisse.

Was ich mit Baumer versucht hatte, unternahm ich auch mit Andern, jedoch fruchtlos.

Nun komme ich zu einer Handlung, die den ersten Grund zu allen den Begebenheiten legte, die einige Jahre nachher dem guten Andreas widerfuhren. Ich hörte Graf Biederstein wäre des Landes verwiesen worden, und Fürst Raimund hätte einen Bevollmächtigten abgesandt, ihn zu verhaften. Mir war schon damals seine Unschuld in Rücksicht meiner und meines Bruders Schicksale bekannt, ich eilte also zu seiner Hilfe und rettete ihn. Er floh über die Grenze in f * * * n Land, wo er sich das Landschloß kaufte, das vordem unserm Räuberhauptmann gehört hatte, und in demselben lebte er unter

dem Namen Graf Heinrich, seine Tochter als Bianka. Aber die von Euer Durchlaucht ausgesandten Verfolger bedrohten ihn auch im fremden Lande mit Gefahren, welchen auszuweichen, er nicht selten Mondenlang in einer Bauernhütte als Landmann gekleidet, sich verborgen halten mußte.

Ich belauschte ihn einst, als er mit seiner Tochter sprach, und hörte wie er dieser betheuerte, er würde mir als dem wunderbaren Teppichkrämer jede Bedingniß eingehen, würde mir Alles thun, was ich fordern möchte, wenn ich ihn wieder zu Ehren brächte, und die beiden Pagen dem Fürsten schaffen könnte.

Ja freilich hätte ich das am besten gekonnt, und schnell fiel mir ein, unter dem Namen des Teppichkrämers um seiner Tochter Hand zu werben. Ich schrieb ihm einen Brief, und erhielt erwünschte Antwort. Graf Biederstein darf nicht läugnen, daß

Eigennutz damals seine Handlungen geleitet hatte. Er glaubte, wenn ich einmal durch die Heirath seiner Tochter mit ihm näher verwandt wäre, so müßte ich mir sein Wohl eben so sehr, wie das meine angelegen sein lassen, und zwang daher seine Tochter, daß Sie mir zum Pfande ihrer Einwilligung den Ring mit Albrechts Porträt, den sie von ihm als einen Liebesbeweis erhalten hatte, sandte. Allein! der ungeschickte Bote berauschte sich für sein gutes Botenlohn im Weine, und begegnete Deinem Vater Andreas, der sich damals zufälliger Weise in dieser Gegend aufhielt, und weil dieser eben ein Teppichkrämer war, eben jene Narbe im Gesichte hatte, so überreichte er ihm ohne Bedenken den Ring, der späterhin in deine Hände kam.

Ich hielt es nicht für gut, mich dem Grafen Biederstein zu offenbaren, zeigte mich ihm nicht, sondern belauschte ihn und seine Tochter in Geheim, und hörte nicht selten ihr eigenes Geständniß, das

sie uns alle Beide, mich und meinen Bruder Albrecht fast gleich stark geliebt hätte, und ihr die Wahl schwer sein würde, wenn einer noch lebte, und sie entscheiden sollte. Ich liebte sie unaussprechlich, und hätte gern gesehen, wenn Albrecht ihrem Besitz entsagt hätte, nur rauben wollte ich sie ihm nicht, bei Gott nicht! Aber der Edle gründete selbst mein Glück, und that mir zu Liebe endlich auf ihre Liebe Verzicht. Bruder! Bruder! (indem er Albrecht umarmt) das hast Du Dir doch nicht vorgestellt, daß jener Teppichkrämer im Billardhause ich selbst war. Du mußt es mir gestehn, ich drang Dir Agnes nicht ab, ich schilderte Dir nur meine Leiden, Du wurdest gerührt, und überließest sie mir. Es war ein Zufall, daß ich mich damals gerade in dem Billardhause befand, denn ich pflegte alle öffentliche Oerter zu besuchen. Ich habe einen Mantel, der inwendig mit einem Zeuge, der einem Teppiche gleicht, gefüttert ist. Ich darf nur an einer seidenen Schnur ziehen, so rollt er zusammen, und hängt wie ein

Teppich über mein Schulter, und unter diesem Mantel war ich immer wie ein Teppichkrämer gekleidet. Daher meine schnelle Verwandlung, als ich sah, daß Du in dem Spiele mit Franz Baumer im Verlust seyst. Wiewohl ich im Billard kein Meister bin, so konnte ich es doch wagen, mit Baumer es aufzunehmen, indem ich wußte, daß meine Gestalt ihm Furcht einjagen würde. Es geschah auch, er hielt die Parthie nicht aus, und entfloh mit allen Zusehern.

Um Dich einestheils für den Verlust Deiner Agnes zu entschädigen, machte ich Dich auf Friederike Goldberg aufmerksam, die in der That sehr schön, und tugendhaft war, Ich wußte nicht daß Baumer sie liebte, und weil ich an andern Orten sehr beschäftigt war, bemerkte ich auch nicht Deinen sträflichen Umgang mit ihr. Wie ich in jene Stadt wieder ankam, hörte ich schon die üble Nachrede von Friederikens Schwangerschaft, und vernahm, der

Finanzminister Goldberg wäre nach Hofe gefahren, Dich anzuklagen. In verstellter Bettlertracht eilte ich nach Deiner Wohnung, Albrecht! Dich zu warnen, als mir der geschwätzige Bediente entgegen kam. Ich sah, daß Baumer Dich in dem Schreiben Prinz nenne, und schloß, er müsse viel von unserer Herkunft wissen, darum schrieb ich unter das Billet den Rath, Du möchtest zu erscheinen versprechen. Ich wollte nicht, daß Du dich mit ihm schlagen solltest; meine Absicht war nur, Baumer in meine Gewalt zu bringen, damit ich die Auflösung des Geheimnisses unserer Herkunft von ihm erzwingen könnte. Allein! ich kam mit meinen Gehilfen viel zu spät, denn Baumer wälzte sich schon in seinem Blute, doch sah ich noch Leben in ihm, und ließ ihn in unser Thal bringen, wo ich seiner Wunde pflegte, und sehnlich seiner Gesundheit entgegensah.

Als er seiner Sinne wieder mächtig war, und wieder zu sprechen vermochte, forderte ich von ihm

ernstlich die Erklärung, woher er wisse, daß Albrecht ein Prinz sey, und nach langem Widerstreben bekannte er endlich, daß er einst unter den Schriften seines Vaters folgendes Fragment eines Briefes gefunden habe:

„Euer Durchlaucht nähren eine Schlange an Ihrer Seite, die Ihnen Ihr Herz zerreissen will. Jene Knaben, die die beiden Herren Friedrich von Edelmuth und Jakob von Wiesenau im Walde gefunden haben, sind Euer Durchlaucht Söhne. Der mit dem schwarzen Kreuze am Arme, heißt Rudolph, der mit dem blauen, Albrecht."

Raimund. Richtig! Richtig! Das war das Konzept zu jenem Briefe, den mir Kanzler Baumer unbekannter Weise zusandte, und worin er mir das Dasein meiner Söhne offenbarte.

Rudolph. Er wars. Franz Baumer betheuerte mit einem Eide, daß er nichts weiter wisse, weder

ob Albrecht Raimunds wirklicher, oder unehelicher Sohn sey. Schon war ich bereit mich in des alten Kanzlers Wohnung zu begeben, als plötzlich der Räuberhauptmann kam, und einen alten Mann mitbrachte, den er in einem Walde antraf, wo er sich eine Höhle zum Aufenthalte zugerichtet hatte, um da, getrennt von der Welt, leben zu können. Dieser alte Mann bekannte, er wäre der Thorwächter des Schlosses Waldburg, und weil er den Gräueln, die dort vorgingen, nicht mehr zusehen könnte, so hätte er als Eremit in einer Wildniß sein Leben enden wollen. „O lieber Herr!" fügte er hinzu; ich kann nicht mehr schweigen, mein Gewissen drückt mich zu sehr. Wir hatten in Waldburg eine Dame zu bewahren, die wir nie zu sehen bekamen; aber oft seufzen, oft weinen hörten. In einer Nacht, als mich ihr kläglicher Gesang unter ihr Fenster lockte, gestand sie mir, daß sie Emilie wäre. Ich hatte auf Alles ein wachsames Auge, ich weiß auch daß sie dort niederkam, wohin man das Kind brachte,

konnte ich nicht erfahren. Lieber Herr! ich sah sie später nachher im Sarge, sie sah keiner natürlich Gestorbenen ähnlich. Ihre Adern waren aufgeschwollen, wie ihr Leib aufgedünstet, und ich hätte das Sakrament darauf empfangen, daß ihr der Arzt Gift gereicht habe.

Nun war ich auf einmahl im Klaren, ich küßte den Alten vor Freude über die gemachte Erfahrung, und überlegte mit dem Hauptmanne, was ich thun sollte. Dieser rieth mir, den Kanzler in Ruhe zu lassen, weil es scheine, daß er bei der ganzen Sache trotz des Mitwissens unschuldig seyn würde, und lieber des Arztes, wo möglich, habhaft zu werden. Sein Rath war gut, wir brachen mit einigen Gehilfen auf, erstiegen bei Nachtszeit das Schloß Waldburg, und brachten den Arzt bald in unsere Mitte, der, weil ihn ohnehin sein Gewissen längst schon plagte, willig Alles bekannte. O Fürst! damals erst erfuhr ich mit unumstößlicher Gewißheit, daß Sie

mein Vater wären. Ich erfuhr Emiliens unglückliches Schicksal, erkannte Elisabeths unverzeihliche Bosheit. Ich hätte gleich dazumal auftreten und beweisen können, wer ich sey; aber ich wollte nicht gern Euer Durchlaucht zu nahe treten. Ich besaß noch zu viel Schonung gegen Elisabeth, als daß ich sie öffentlich brandmarken sollte. Ich beschloß das Ende ihres Lebens abzuwarten; auch hatte ich noch ein wichtigeres Geschäft, nämlich meine Liebe ins Reine zu setzen.

Du Bruder Albrecht warst über den Fall Bauniers so erschüttert, und verwirrt, daß Du nicht einmal auf Deine Rettung dachtest, und in der Stadt bliebst, wo man Dich verhaftete. Leicht war es mir, Dich zu befreien; denn ich berauschte die Wache im Thore mit Wein, und zwang den Profoß mit Gewalt, Dich frei zu lassen. Vor der Schanze war Dein Bedienter Jakob Zeche postirt, damit Deine Flucht eilig vor sich ginge.

Daß Baumers Fall seines Vaters Rachsucht auf das heftigste reizen mußte, ist sehr natürlich. Er erfuhr die ganze Begebenheit durch des Finanzministers Goldberg Sohn, erfuhr, daß ich den Gefallenen mitgenommen habe, und verfolgte uns alle beide, um, wo nicht seinen Sohn lebend von uns zu ertrotzen, doch für seinen Tod Rache an uns zu nehmen. Du Albrecht warst der Erste, den er im Walde traf. Da ich nun keine andere Verrichtungen, als Dich zu schützen, Dich unbemerkt zu begleiten hatte, so ist es leicht begreiflich, daß ich in allen Nothfällen, die Dir zustießen gleich bei der Hand war. Als Dich Baumers Jäger ergriffen, sprang ich hervor. Er forderte seinen Sohn von mir, aber ich durfte ihn nicht ausfolgen, weil er in unserm Räuberthale, und in Allem bekannt war, und folglich uns leicht hätte verrathen können. Ich war entschlossen ihm vor Ausführung meines Plans nicht frei zu lassen; überdies war er noch so krank das selbst der gefangene Arzt aus Waldburg an seinem

Aufkommen zweifelte. Ich tröstete daher den Kanzler mit der Hoffnung, seinen Sohn einst wieder sehen zu können; aber der Aufgebrachte war damit nicht zufrieden, sondern drang mit seinem Degen auf mich ein, den ich ihm zu entreißen suchte, und ihm dabei sein rechtes Auge ausstach. Um nun meinen Bruder Albrecht in die Zukunft vor allen Verfolgungen zu sichern, nahm ich ihn mit in unser Räuberthal, und machte ihn mit dem ganzen Geheimnisse bekannt. Seinem Bedienten Jakob Zeche schenkte ich eine Summe Geldes für die er sich ein Wirthshaus kaufte.

Nun verstrich eine lange Zeit in Ruhe; ich wirkte in meiner Maske für das Wohl der Menschen, strafte Schurken, und half Bedrängten. Dies zog mir die Ehrfurcht aller Redlichen zu. Man betrachtete mich als ein Wesen höherer Art, hielt mich für einen Geist, kreuzte sich und floh nicht selten vor mir, wenn ich irgendwo erschien. Unterdessen beobachtete ich auch fleißig den Grafen Biederstein, nebst

seiner Tochter, und sah mit Wohlgefallen, wie Letztere sich bemühte, mit Hintansetzung ihres eigenen Wohls, ihres Vaters Glück zu befördern. Sie gab sich alle Mühe, das Andenken ihres geliebten Albrecht aus dem Herzen zu reißen, denn sie versprach sich mir, dem unbekannten Teppichkrämer, von dem sie nicht einmal wußte, ob er ein Kobold oder ein Geist sey, aufzuopfern, um ihres Vaters Ehre zu retten. Das war ein schöner Zug ihrer Seele, der mein Herz vollends an das ihrige kettete.

Endlich erschienst Du Andreas in jener Gegend, wo man mich der Sage nach kannte. Ueberraschend ähnlich ist Deine Gestalt mit der meinigen. Du hast mit mir einen gleichen Wuchs, bist ein Teppichkrämer, wie ich vorstellte, hast jene seltene Narbe als Muttermahl im Gesichte, die ich durch die Wunde erhielt. Jedermann hätte zu dieser Zeit schwören müssen, I ch sey D u, und D u I ch. Als Du in Jakob Zeche's Wirthshaus kamst, mußte Deine

Ankunft ihn natürlich überraschen. Es stieg ihm gar kein Zweifel auf, daß er in der Person sich irren könne. Die Summe Geldes, die ich ihm geschenkt hatte, und wofür er sich das Wirthshaus kaufte, machte, daß er Dich Euer Gnaden titulirte, denn er hoffte, noch mehr von Deiner Großmuth zu erhaschen, und opferte gern jene hundert Gulden für den Teppich, weil er glaubte, sie mit tausendfachen Zinsen zurück zu bekommen. Die Bauern, die von der Obrigkeit den Befehl, mich zu fangen, hatten, überfielen Dich, fesselten Deine Hände und Füße, und brachten Dich zu dem Kanzler Baumer, den die Narbe im Gesicht, und der Ring, den Du von Deinem Vater bekommen hast, abermals täuschten. Daher das mysteriöse Gespräch, das Du nicht verstanden hast.

Jakob Zeche hatte von dem Grafen Biederstein, wie er Dir selbst erzählte, längst den Auftrag bekommen, mich, wenn er mich sehen sollte, zu ihm zu

bringen. Jetzt, da Du in Gefahr warst, lief er wie rasend auf Biedersteins Landschloß, begehrte von Agnes einige Reiter und Jägerknechte, und war entschlossen, Dich mit Gewalt zu retten. Allein! unser Räuberhauptmann kam ihm zuvor. Er war jener große Mann, dessen Wagen dem Euern begegnete, als Baumer Dich in die Residenz bringen wollte. Er gab Dir den Trost: „Nachts um eilf Uhr," denn er wähnte selbst, daß Du der wahre Teppichkrämer, das heißt: daß Du Ich wärest, und eilte sogleich in ein Straßenwirthshaus, wo er einige von seiner Rotte zu versammeln wußte. Mit ihnen rettete er Dich im Walde, wobei den alten Baumer vor Schrecken und Wuth der Schlag traf. Du selbst entflohst, sonst wärest Du gewiß in das Räuberthal gebracht worden. Wie es mit der Leiche des alten Baumer zuging, das erklärte Dir schon Jakab Zeche selbst, der von Agnes ausgesandt war, Dich zu ihr zu bringen. Sie sandte Dir absichtlich ein Kleid zu, denn sie wollte Dir damit ihre Sorgfalt um Dein

Wohl beweisen, damit Dich Deine Verfolger nicht erkennen sollten. Du folgtest den Bitten Jakobs, und gingest mit ihm auf Biedersteins Landschloß wo Dich Agnes sehr wunderbar empfing. Ich brauche Dir all die Reden, und den sonderbaren Antrag zur Vermählung nicht erst zu entziffern. Es ist Alles erklärt, wenn ich sage, daß man in Deiner Person mich zu haben wähnte. Der Ring schien sie vollkommen zu überzeugen, und all Dein Widersprechen half nichts. Graf Biederstein wohnte damals, wie Du weißt, in einer Bauernhütte, weil er Nachricht erhielt, das Fürstin Elisabeth viele verkappte Buben ausgesandt hätte, ihn zu ermorden.

Du mochtest kaum ein Monat von Deiner Heimath abwesend gewesen seyn, da kam zu Deinem Vater die Nachricht, ein Teppichkrämer mit einer Narbe im Gesichte, wäre in N * * gefangen genommen, und zum Tode verurtheilt worden. Wer Anderer konnte dieses seyn, als Du! dachte

Dein erschrockener Vater; und machte sich trotz seines siechen Körpers auf die Reise nach R * *, um die Ursache Deiner Verurtheilung zu vernehmen, um Dich, wo möglich, zu retten. Als er in diese Gegend kam, traf Karl Baumer, der Bruder von diesem hier, auf ihn. Er hielt Deinen Vater ebenfalls für mich, und bohrte ihn nieder. Der Räuberhauptmann fand ihn noch lebend auf einem Felde, und nachdem er ihm seinen ganzen Lebenslauf erzählt hatte, starb er in seinen Armen. Das geschah gerade zu der Zeit, als Du auf Biedersteins Landschloß ankamst. Deine Gegenwart dort, war mir nicht lieb; ich fürchtete, Du würdest mir den ganzen Plan verderben, und, um Dich zu entfernen, warf ich jenen Zettel, mit der eisernen Kugel durch das Fenster in die Hütte, ich glaubte, Du würdest schnell nach Hause reisen, wenn Du erfährst, daß Dein Vater todt sey, aber Du erschrackst über die Nachricht zu sehr, und verfielst in eine schwere Krankheit.

Erst jetzt fiel es mir bei, daß mir Deine Gegenwart viel nützen könne, daß eine doppelte Erscheinung meine Verfolger sehr täuschen müsse. Ich war jener wunderbare Arzt, der Dich in Deiner Krankheit pflegte, ich sprach mit Dir, rieth Dir, auf dem Schlosse zu bleiben, ja sogar der Heirath mit Agnes Dich nicht zu widersetzen, denn ich wollte wissen, wie weit es Biedersteins Eigennutz treiben würde. Ich befahl Dir, Niemand in seinem Wahn zu widersprechen, Alles mit Dir geschehen, ja selbst durch keine Gefahr Dich zum Bekenntnisse zwingen zu lassen, und versprach Dir jederzeit Rettung, die Dir auch immer widerfahren wäre, denn ich hatte Macht dazu in Händen, und ich hätte auf den Fall, daß kein anderes Mittel vorhanden gewesen wäre, durch mein eigenes Bekenntniß, daß ich der wahre Teppichkrämer bin, Dich gerettet. Mir war daraus ein großer Vortheil entsprungen, denn immer waren meine Feinde auf Deiner Spur gewesen, indeß ich freie Gelegenheit zu handeln gehabt hatte.

Um den Grafen Biederstein in seinem Wahne von Deinen übernatürlichen Kräften zu bestärken, nahm ich einst das Kleid, das Du von Agnes erhalten hattest, kleidete mich in dasselbige, und eilte durch einen verborgenen Gang mit dem Buche, worin auf einem leeren Blatte, das Wort: „Eigennutz“ stand in den Garten. Ich wußte, daß Biederstein um diese Zeit zurrückkommen würde. Als er kam, deutete ich absichtlich auf das Wort: „Eigennutz,“ um ihn seinen Fehler fühlen zu lassen, und entfernte mich ohne ein Wort zu sprechen, hinter der Laubwand, damit er mich nicht erkennen möchte. Er, der noch vor kurzen Dich sehr krank wußte, wunderte sich gewaltig, Dich auf einmal gesund zu sehen, eilte in Deine Schlafkammer, und fand Dich im Bette. Er hielt diese doppelte Erscheinung für ein Wunderwerk, Deiner übernatürlichen Kräfte.

Indessen hörte ich, einer von unsern Mitgesellen, wäre in R * * gefänglich eingezogen worden.

Ich eilte geschwind hin, gewann als ein Kapuziner verkleidet freien Zutritt in sein Gefängniß, rettete ihn, blieb aber selbst hängen. Man warf mich in den schrecklichsten Kerker, dessen Wächter jedoch in unserm Sold stand, und mich sogleich los ließ. Ihm geschah nichts, weil man allgemein glaubte, ich wäre mit Hilfe meiner übernatürlichen Kräfte entschwunden. Während dieser Zeit wurdest Du gesund, und Graf Biederstein lud alle seine Freunde zur Hochzeitsfeier ein. Sie erschienen. Mir wäre es sehr unlieb gewesen, wenn Agnes Dich wirklich geheirathet hätte. Ich eilte hin um es zu verhindern, und lauerte in einem verborgenen Gange. In N * * g war meine Flucht noch nicht bekannt, denn der Kerkermeister hatte sie absichtlich verschwiegen, und Wallenbachs Brief war schon in euern Händen, als sie erst ruchbar wurde. Es befremdete Euch, mich in N * * g im Gefängnisse zu wissen, und doch auch mitten in eurer Gesellschaft zu sehen. Ich wollte Euere Verwunderung darüber bis zum Erstaunen

steigern, und trat mit den Worten: „Kauft Teppiche! wer kauft? wer kauft?“ unter die Thüre. Aber schnell entfernte ich mich wieder, und verbarg mich in meinem Schlupfwinkel. Natürlich hatte mich keiner von den Hausleuten ins Schloß hinein gehen sehen, weil ich durch den unterirdischen Wassergang aus dem Räuberthale hinaufkam. Ich verkleidete mich abermal als der wunderbare Arzt, und lauerte auf Dich, bis Du in Deine Schlafkammer gingest, führte Dich dann über Treppen und durch schauerliche Gänge in ein Gewölbe, worin ich die Leiche Deines Vaters verborgen hatte, und das Niemand im Schlosse bekannt war. Ich wollte Dich da mit allen meinen Geheimnissen bekannt machen, um Dich zur Ausführung meines Plans tauglicher zu bilden, ich forderte Dir einen Eid der Verschwiegenheit ab, aber eben als Du schwurst, zertrümmerte der Bliz das Gebäude, Du und Deines Vaters Leiche stürzten herab; ich nur blieb durch einen glücklichen Zufall oben stehen, und schlich durch meinen

alten Gang in das Thal. Du rettetest Dich auf dem Kahn, und gelangtest in die Hütte des Waldbruders. Dieser war mein Bruder Albrecht, denn er wählte zu Anfang des Thals eine Waldhütte zu seinem Aufenthalt. Du fandest dort Deine Marie, die ich absichtlich aus Tyrol hatte holen lassen, um Dich durch ihre Gegenwart von der Heirath mit Agnesen abzuhalten. Im Grunde wollte ich Dir auch eine unverhoffte Freude machen, wollte nach Ausführung meines Plans Dein Glück gründen. Jenes Gespräch in der Nacht, das Dich so erschreckte, jene Berathschlagung galt nicht Dir, galt dem nichtswürdigen Jakob Zeche, der durch Vorwitz getrieben, in das wüste Bergschloß, das über unsern Thale auf einem Felsen stand, geschlichen, und meinen Geheimnissen auf die Spur gekommen war. Ich ließ ihn durch meine Getreuen wecken, ängstigen und fortjagen. Du flohest; was in Biedersteins Landschloß mit Deines Vaters Leiche vorfiel, das weißt Du.

Als ich nach dem Duelle mit meinem Bruder,

in dem Thale krank darnieder lag, gaben mir die Räuber einen jungen Papagey zum Unterhalte. Ich vertrieb mir die Zeit mit diesem geselligen Vogel. Wie man mir die Nachricht brachte, Graf Ernst von Biederstein wäre wegen unsern Verlust unschuldig des Landes verwiesen worden, beklagte ich ihn, und seufzte: „Armer Ernst, armer Biederstein," und siehe! der Papagey, der auf meiner Schulter saß, lallte zum erstenmal mir diese Worte nach. Die Räuber denen dies erste Zeichen, seiner gelösten Zunge gefiel, blieben bei diesen Worten, und sprachen: „Armer Ernst! armer Biederstein," und so gewöhnte sich der Vogel immer mehr und mehr an die Aussprache dieser Worte. Er hatte einmal Gelegenheit gefunden, zu entwischen, und flog gerade auf eine der Pappeln, unter denen Dir Andreas, Graf Biederstein seine Begebenheiten erzählte. Sein Geplauder brachte euch in Staunen, und auf euere Frage Graf Biederstein? was er euch brächte, antwortete er freilich nur die Endsilbe eures letzten Wortes, und sprach: „Glück."

Graf Biederstein, der zu zweifeln begann, ob Du es auch mit ihm gut meinest, setzte zur Bedingniß der Heirath mit seiner Tochter, daß Du ihm einen sichern Beweis bringen sollst, ob ich und mein Bruder Albrecht noch lebten? Ich hörte dazumal eurem Gespräche zu, zog mein Bettlerkleid an, und gab Dir jenen Zettel, den ich selbst geschrieben hatte. Zugleich rieth ich Dir, daß Du Agnes, wenn sie auf dem Hochzeitstage weine, nicht heirathen mögest. Um sie aber zu Thränen zu bewegen, erinnerte ich sie an ihren Albrecht, durch den gebrochenen Ring, den mir mein Bruder im Billardhause gegeben hatte. Ich stand oben im Schlosse unbemerkt, an einem Fenster, ließ eine Taube, die ich absichtlich mitgenommen hatte, fliegen, und warf den Ring herab. Ich wäre zufrieden gewesen, wenn er nur auf den Tisch gefallen wäre, aber er fiel zu meiner größten Freude gerade in den kristallenen Becher, den Agnes eben emporhob, um Deine Gesundheit zu trinken. Jeder glaubte, die Taube hätte den Ring fallen lassen, Agnes weinte,

und die Gesellschaft trennte sich. In der Nacht erschien ich Dir als der wunderbare Arzt, und bewog Dich zur Heimreise, weil Deine Gegenwart nun weiter nichts nützte, vielmehr mich in meinen Handlungen hinderte.

Baumer hatte Dir aufgelauert, und dich nach einem Dir beigebrachten Stiche ins Wasser gestürzt; etliche Räuber retteten und brachten Dich zu meinem Bruder in die Waldhütte, wo er Dir Deine Wunde verband. Karl Baumer bekamen wir auch in unsere Gewalt, und damit er ferner aufhöre, Dich und mich zu verfolgen, gaben wir Dir Opium, legten Dich in den Sarg, und überzeugten ihn, er hätte den Teppichkrämer gemordet. Er ward gerührt, und gelobte Alles zu vergessen, mir zu vergeben. Du mußtest freilich zum Scheine begraben werden. Erst um Mittag des anderen Tages fanden wir wieder Gelegenheit Dich frei zu lassen. Du wandertest in Dein Vaterland zurück, wurdest aber in dem Dorfe gefangen genommen, und nach der Re-

sidenz geführt. Meine Zeit war aus. Elisabeth war gestorben, nachdem sie vorher Alles bekannt hatte. Graf Biederstein war schon wieder zurückberufen, und Euer Durchlaucht Geburtstag rückte heran, an welchem ich zu erscheinen versprach. Ich kam, und löste das Räthsel.

Rudolph fiel dem Fürsten abermal zu Füßen. „Euer Durchlaucht!“ sprach er, „vergeben Sie! wenn durch meine Handlungen einiger Unfug sich ereignete. Meine Absicht war gut, und nicht fruchtlos; ich habe Erfahrungen gemacht; habe Menschen kennen gelernt. Ich will Euer Durchlaucht Land von Ungeziefern säubern, welche die reine Luft verpesten. Auf seidenen Polstern rund um den Thron herum, ruhen Müssiggänger und Verräther, und zwischen Felsen in Höhlen wohnen Menschen, die man Räuber nennt. Ich wage für diese Unglücklichen einen Fürspruch bei Euer Durchlaucht, und verspreche, daß ihr künftiger Lebenswandel sie gewiß einer verzeihenden Gnade würdig machen wird.

Fürst Raimund vergab ihnen, und sorgte für sie. Ich übergehe die Aeußerungen der Freude und Verwunderung über Rudolphs Erzählung, und schreite zum Ende.

Die Geschichte der beiden Prinzen ward bald laut. Das Volk lief zusammen und wollte sie sehen. Sie mußten sich öffentlich zeigen, ein lautes Vivat erscholl, und Prinz Rudolph ward allgemein zum Thronfolger ausgerufen. Er entschuldigte sich zwar, daß er die Fürstenwürde, die man längst dem Prinzen Wilhelm zugedacht hätte, ihm nicht rauben wolle, doch war Wilhelm zu edel, ihm ein Recht, das ihm von der Natur als dem Erstgebornen eingeräumt würde, streitig zu machen. Er und Prinz Albrecht wählten den Degen und zogen in den Krieg, Rudolph nahm bald nachher die schwere Last der Regierung von seines Vaters ermatteten Schultern, und ward Fürst von ***.

Unser Andreas, in dessen Brust schon volle Begierde nach seiner Heimat flammte, ergriff, nach-

dem er von dem Fürsten Raimund, und von den drei Prinzen, wie von allen Höflingen ansehnlich beschenkt wurde, seinen Wanderstab, und wanderte nach Tyrol. O! wie schlug ihm das Herz vor Freude, als er in der Ferne sein gebirgigtes Vaterland erblickte; welche Wonne strömte durch alle seine Adern, als er die väterlichen Fluren betrat. Es sah Alles verschönert aus. Seine Felder standen in voller Blüthe, seine Wiesen grünten. Zahlreiche Herden weideten in dem Bezirke, von dem er überzeugt war, daß er ihm gehörte. Statt der elenden Hütte, die ehemals seiner väterlichen Familie zur Wohnung diente, stand nun ein wohlgebautes Haus da. Andreas zweifelte ob er recht ginge, doch wagte er endlich, an das Thor anzuklopfen, und sieh da! seine Geschwister kamen ihm entgegen. Großer Gott! welche Seligkeit gewährt uns nicht das Wiedersehen! seine größeren Brüder und Schwestern hingen an seinem Halse, die kleineren umklammerten seine Knie, und weinten vor Entzücken. Und als vollends seine

Mutter, seine — — Marie dazu kam, da konnte er sich selbst der Thränen nicht enthalten. Sie erzählten ihm, ein unbekannter Teppichkrämer hätte sie so reichlich beschenkt und ihr Glück gegründet, und staunten, als ihnen Andreas das Räthsel löste, als er ihnen die ganze Geschichte bekannt machte.

Rudolph hatte nun seine Agnes, Albrecht seine Friderike, und Andreas Marien. Nur Prinz Wilhelm, dessen Liebe zu Agnes unbelohnt blieb, gelobte nie wieder zu lieben, sich nie zu verheirathen. An Albrechts Seite zog er in den Krieg, und starb in einer großen Schlacht als Held, sammt seinem Freunde auf dem Bette der Ehre. Sie waren beide Rudolphs Brüder, darum mußte sein Schmerz über ihren Verlust sehr groß seyn. Aber noch mehr wirkte es auf den alten Fürsten Raimund, der nicht lange ihren Tod überlebte, sondern bald im Grabe ihnen Gesellschaft leistete.

Nun war Rudolph allein, er war ein edler, gerechter, gütiger Fürst, denn er hatte Menschen-

kenntniß gesammelt. Fern von allen üppigen Vergnügungen der fälschlich groß genannten Welt, lebte er blos für seine Unterthanen, war ganz Vater des Landes. Nur wenn sein Geburtstag kam, zog er mit seinem ganzen Hofstaate in das Räuberthal, und feierte dort ein jährliches Fest. Aber selbst diese Feier mischte sich mit Ernst; denn er saß dann gewöhnlich ein oder zwei Stunden lang einsam unter einem Baume, und sann seinen Jugendschicksalen nach.

Auch der brave Andreas reiste jedes Jahr, wenn die Bäume zu grünen anfingen, zu dem Landschlosse des Grafen von Biederstein, warf sich auf den Grabhügel seines Vaters und betete brünstig für sein Seelenwohl. Seiner Jahre floßen siebenzig bis achtzig vorüber. Als er zu seinen Vätern versammelt ward, sah er schon Urenkel an seinem Bette stehen und um ihn weinen. Aber er selbst entschlief fröhlich und heiter.

Ende des zweiten und letzten Theils.



